Geogr. Ltn.
255m

Nassett

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geo. u. 255 m-1

<36616599640011

<36616599640011

Bayer. Staatsbibliothek

Handbuch

der

Geographie

für

Töchterschulen

und

die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

Von

Friedrich Nösselt,

Professor in Breslau.

Erster Theil.

Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Königsberg,

im Verlage der Gebrüder Borntträger.

1834.

207. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt in der Paschkeschen Buchdruckerei zu Königsberg in Preußen.

Vorwort.

Wenn ich in der Vorrede zu meinem Lehrbuche der Weltgeschichte für Töchterschulen die Ueberzeugung aussprach, daß die Geschichte den Mädchen formell und materiell anders vorgetragen werden müßte als der männlichen Jugend, so muß ich dasselbe auch hier in Hinsicht der Erdbeschreibung thun. Eine Menge von geographischen Notizen, die man in Gelehrten- und Bürgerschulen vorzutragen pflegt, scheinen mir für Mädchen ganz unnöthig zu sein. Wozu nützt es dem weiblichen Geschlechte, wie viele Einwohner und Quadratmeilen ein Land, welche Menschenzahl und welche Fabriken jede Stadt habe? Wozu brauchen unsere Töchter jede kleine Stadt eines, vielleicht noch dazu fernen, Landes zu wissen? Dagegen möchte ich glauben, daß man ihnen ein recht anschauliches Bild von den Ländern und Städten geben müsse, damit sie nicht nur Namen lernen, und sich die Lage der Oerter auf der Karte einprägen, sondern sich mit ihrer Einbildungskraft ganz dahin versetzen können. Man lernt ja Länder und Städte nicht besser kennen, als wenn man sie selbst bereist; einzelnes, auf der Reise Erlebtes vergißt man wohl mit der Zeit, aber

das auf derselben aufgefaßte Bild bleibt in der Seele. Soll daher der Unterricht in der Geographie wirksam und wahrhaft bildend seyn, so muß er, wie mir scheint, möglichst einer Reise gleichen. Der Lehrer giebt den Schülerinnen ein getreues, lebhaft ausgemaltes Bild von dem Lande, das er mit ihnen durchreist, schildert seine Eigenthümlichkeiten, den Typus, der es von andern ähnlichen Ländern unterscheidet, die Sitten und den Charakter seiner Einwohner, und reist nun mit ihnen von einer Stadt zur andern. In jeder Stadt zeigt er ihnen nur das, was er ihnen zeigen und was ihnen auffallen würde, wenn er mit ihnen wirklich da zugegen wäre; er beschreibt ihnen die Bauart, die Umgebungen, die auffallendsten Gebäude; er führt sie nach den vorzüglichsten Lustörtern; er läßt sie die Lebensart, die Sitten und Gebräuche der Einwohner großer Städte bemerken, übergeht aber alles das, was für das weibliche Geschlecht kein Interesse haben kann, und also auch ungesehen bleiben würde, wenn die Töchter die Reise in der Wirklichkeit machten. Daraus geht hervor, daß eine Geographie für das weibliche Geschlecht eine Menge Dinge *nicht* enthalten wird, welche die andern geographischen Lehr- und Handbücher zu enthalten pflegen; aber dagegen muß sie auch vieles, was diese gar nicht oder nur kurz berühren, umständlich vortragen. Nach dieser Ansicht habe ich das nachstehende Handbuch ausgearbeitet. Eine mehr als 20jährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß auf diese Art die Mädchen mit Vergnügen und Erfolg dem geographischen Unterrichte beiwohnen, weil ihre Phantasie unaufhörlich beschäftigt und nicht bloß das Gedächtniß in Arbeit gesetzt wird.

Wie wenig viele, besonders die jüngeren, Lehrer der weiblichen Jugend mit sich selbst einig sind, was sie aus

den vorhandenen geographischen Handbüchern vortragen sollen, habe ich oft zu bemerken Gelegenheit gehabt. Da wissen die Mädchen oft genau eine Menge kleiner Flüsse und Städte, und von den letzteren die Einwohnerzahl und Fabriken herzuzählen, weil man sie dies auswendig lernen ließ; fragt man sie aber nach den Eigenthümlichkeiten des Landes und der Einwohner, so wissen sie nichts, und bleiben in dem Wahn, es sey überall ungefähr so, als in ihrer Vaterstadt. Wozu geben wir uns doch so viele Mühe, unsere Schüler und Schülerinnen Dinge lernen zu lassen, welche sie binnen wenigen Wochen wieder vergessen haben? Auch von dem, was in meinem Handbuche gelehrt wird, kann nicht alles immer im Gedächtnisse bleiben; aber ich hoffe, sie werden dadurch ein lebendiges Bild von Städten und Ländern erhalten, das auch dann noch bleibt, wenn das Einzelne dem Gedächtniß mit der Zeit entschwindet.

Daß erfahrene Lehrer der weiblichen Jugend meine ausgesprochene Ansicht mißbilligen sollten, glaube ich nicht befürchten zu müssen; doch muß ich einiges noch bemerken, das vielleicht Diesem und Jenem auffallen möchte. Man wird in nachstehendem Buche nirgends die Zahl der Quadratmeilen und der Einwohner eines Landes finden. Ich habe sie absichtlich weggelassen, theils weil sich die Schülerinnen dabei nichts Deutliches und Bestimmtes denken können, theils weil man ihnen nicht zumuthen kann, daß sie die Zahlen für lange Zeit behalten sollen. Wenn ich sie z. B. lernen lasse, daß England **2770** und Schottland **1460** Quadratmeilen enthalte, was haben sie nun dadurch gewonnen? Sie werden sich Mühe geben, die Zahlen einige Zeit lang zu behalten, und sie dann als etwas Unnützes der Vergessenheit übergeben. „Aber," wird man mir einwerfen, „sollen denn unsere Töchter gar nicht lernen, wie

sich die Länder in Hinsicht ihrer Größe zu einander verhalten?" — Allerdings, aber nur nicht dadurch, daß man sie jene trockenen Zahlen, bei denen sie nichts denken werden, auswendig lernen läßt, sondern dadurch, daß man ihnen auf der Karte von Europa die einzelnen Länder zeigt, und sie die verschiedene Größe derselben bemerken läßt. Es scheint mir genug, wenn sie auf der Landkarte sehen, daß Frankreich beinahe eben so groß als Deutschland ist, und die Niederlande zwanzigmal kleiner als das letztere sind. Das zu wissen, reicht meines Erachtens, für Mädchen hin. Eben so ist es mit den Einwohnern und mit unzähligen statistischen Angaben, die sich für das weibliche Geschlecht wohl nicht gehören. Es schien mir selbst unnöthig zu seyn, von jeder Stadt die Einwohnerzahl anzugeben: ich habe das fast nur bei den größten Städten gethan, und selbst hier mehr, um einen Maßstab für die Vergleichung mit der Vaterstadt zu haben, als zum Auswendiglernen. Wissen die Schülerinnen z. B., die in Breslau leben, daß Birmingham **100,000** Einwohner hat, so kann man ihnen sagen: Birmingham ist noch etwas größer als Breslau u. s. w.

Ich habe bei der Beschreibung von Europa, vornehmlich von Deutschland, wo es sich thun ließ, auf die vornehmsten Begebenheiten der Weltgeschichte Rücksicht genommen, weil ich glaube, daß sich die Geschichte und Geographie gegenseitig erläutern müssen. Man halte es daher nicht für eine lächerliche Eitelkeit, daß ich oft auf meine Weltgeschichte und meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen verwiesen habe. Allerdings wünsche ich, daß man diese drei Lehrbücher neben einander gebrauche. Verlange ich hier zu viel, so entschuldige man es mit der allen Menschen gemeinsamen Schwachheit, nach welcher man

Nützliches geleistet zu haben vermeint auch da, wo man fehlgegriffen hat. Hätte ich nicht die Hoffnung, durch jene meine Bücher dem weiblichen Unterricht zu nützen, so würde ich sie ja nicht haben drucken lassen.

Besondere Sorgfalt habe ich auf die Aussprache der fremden Namen gewendet. Ich kann nicht leugnen, daß es mir ein Uebelstand beim Unterrichte der Geographie zu sein scheint, wenn die Lehrer die fremden Namen falsch aussprechen. Ist die Aussprache auch nichts Wesentliches, so gehört sie doch zur richtigen Erkenntniß eines Landes, und doch wird darin von unsern Lehrern so oft gefehlt. Wie oft habe ich nicht Gouda in Holland — Guda — statt Gauda, die Insel Anglésea — Anglesea — statt Aengelsi, Newkastle — Nefkastell — statt Njukassl u. dergl. m. aussprechen gehört! Am schwierigsten ist die Sache bei den englischen Eigennamen, und ich habe daher, wo meine eigne Sprachkenntniß nicht ausreichte, mich von solchen Männern, die in England gewesen waren, belehren lassen. Dennoch mag ich manchmal geirrt haben, und werde mit Dank jede Zurechtweisung aufnehmen.

Die Länder sind keinesweges gleichmäßig beschrieben worden. Bei manchen kleineren habe ich mich länger, bei manchen größeren kürzer aufgehalten, und das könnten Manche als einen Fehler betrachten. Aber ist es nicht eben so auf Reisen? Verweilen wir nicht länger in einem anmuthigen, hochkultivirten, überhaupt merkwürdigen Lande, als in einem öden, unbebauten und langweiligen? Werden wir uns nicht in Italien und der Schweiz genau umsehen, während wir durch Polen und Rußlands Steppen rasch hindurcheilen? Hat ferner nicht ein nahgelegnes Land, mit dem wir in näherer und öfterer Berührung stehen, mehr Interesse für uns als ein fernliegendes? Spricht uns nicht die

reiche Natur Südamerika's stärker an als die Einöden der mongolischen Steppen?

So übergebe ich denn dem weiblichen Geschlechte und den Lehrern und Lehrerinnen desselben diese Arbeit mit dem herzlichen Wunsch, durch dieselbe einigen Nutzen zu stiften, und den geographischen Unterricht gemeinnütziger zu machen. Ganz gegen meinen früheren Lebensplan hat mich die göttliche Vorsehung in Verhältnisse gebracht, die mich bewogen haben, dem weiblichen Unterrichte meine schriftstellerische und pädagogische Thätigkeit vorzugsweise zu widmen. Sie hat mich gewürdigt, auf die Bildung vieler heranwachsenden Mädchen durch mündliche und schriftliche Belehrung seit fast 25 Jahren einzuwirken, so daß ich immer mehr mich überzeuge, daß dies meine irdische Bestimmung sey. Es ist daher meine Absicht, fortzufahren, für die verschiedenen Zweige des weiblichen Unterrichts Lehrbücher zu liefern. Für die Weltgeschichte, die Geschichte der Deutschen, die Mythologie und die Geographie ist es bereits geschehen. Zunächst wird ihnen eine Geschichte der deutschen Litteratur, so weit sie diesem Geschlechte angemessen ist, folgen. Möge Gott meine Arbeiten zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts ferner gesegnet seyn lassen, und mir einen Wirkungskreis anweisen, wo ich mich diesem heiligen Geschäfte ausschließlich widmen kann!

Friedrich Rösselt.

Vorwort
zur zweiten Ausgabe.

Bei dieser Ausgabe bin ich denselben Grundsätzen gefolgt, die ich in dem Vorwort zur ersten ausgesprochen habe. Indessen habe ich nicht nur sehr vieles, was bei dem ersten Abdruck irrig war, abgeändert, sondern auch manches, was ich dort übersehen, und was sich seitdem verändert hat, nachgetragen. Hierbei ist von meiner Seite keine Mühe gespart worden, und vorzüglich muß ich die Liberalität und Fürsorge meiner Herren Verleger rühmen, welche keine Kosten gespart haben, um mir aus mehreren deutschen und außerdeutschen Hauptstädten Berichtigungen und Zusätze zu verschaffen, und so habe ich namentlich aus Kopenhagen, Paris, Wien, München, Stuttgart, Hamburg, Königsberg, u. a. sehr dankenswerthe Notizen erhalten. Indem ich den Männern, welche sich dadurch um mein Werk so verdient gemacht haben, meinen herzlichsten Dank spreche, muß ich nur erinnern, daß ich nicht von allen durch sie erhaltenen Zusätzen Gebrauch gemacht habe. Ich mußte dabei immer den Zweck meines Buches vor Augen ha-

ben, und möglichst alles weglassen, was für das weibliche Geschlecht unnöthig ist. Es war also nicht Unwissenheit von meiner Seite, wenn ich in der ersten Ausgabe viele Oerter, Flüsse und Berge wegließ, die in andern Erdbeschreibungen stehen, sondern Absicht. Indessen bekenne ich aufrichtig, daß ich von manchen Deutschen Ländern zu wenig Oerter genannt hatte, weil ich in dem Augenblicke der Abfassung mehr an die Schlesischen Töchter als an die anderer Gegenden dachte, und vergaß, daß den letzteren vieles nöthig erscheinen muß, was diese übergehen können. Diesem Mangel habe ich nun abzuhelfen gesucht, und es sind wenige Seiten, besonders im 1sten und 2ten Theile, die nicht Zusätze und Veränderungen erhalten hätten; ja vieles ist ganz umgearbeitet worden, namentlich die Beschreibung solcher Hauptstädte, die ich seitdem selbst besucht habe.

Wenn vielleicht Manchem scheinen sollte, als hätte ich zu viel gegeben, so bitte ich nicht zu vergessen, daß das Werk ein Handbuch ist, und daß ich dem Lehrer ganz überlasse, was er aus dem gegebenen Stoffe für die Bedürfnisse seiner Schülerinnen auswählen wolle. Auf der anderen Seite könnte man mich tadeln, daß ich die Eintheilungen in Regierungsdepartements, Kreise u. s. w. übergangen habe. Aber mir schien, als wenn sich das für Mädchen nicht gehöre; es kann ihnen ganz gleichgültig seyn, ob eine Stadt in diesem oder jenem Kreise liege; es ist für sie genung, wenn sie nur das Land kennen, in welchem sie liegt, und ihre Lage auf der Landkarte anzugeben wissen. Hält ein Lehrer für nöthig, die Eintheilung des Vaterlandes genau lernen zu lassen, so kann er dies ja leicht aus jeder andern Geographie nachtragen.

Mit meinem Werke fast zu gleicher Zeit ist Leist's,

Predigers in Gimritz bei Halle, Lehrbuch der Erdbeschreibung für den weiblichen Unterricht erschienen, ein recht wackeres Buch. Ich denke aber, beide Werke werden neben einander bestehen können; während das seinige einen weit geringeren Umfang hat, geht das meinige mehr ins Einzelne, ins Beschreibende ein. Ich ergreife die Gelegenheit, ihn als meinen Nebenarbeiter für denselben Zweck recht freundlich zu begrüßen.

Um den Gebrauch meines Buchs für Schulen zu erleichtern, habe ich einen Auszug daraus besorgt, der den Schülerinnen zur Wiederholung in die Hände gegeben werden kann. Die erste Ausgabe dieses Abrisses war zu weitläuftig gedruckt, und daher für die allgemeinere Einführung unbequem. Die 2te Aufl., die eben gedruckt wird, enthält viel weniger Bogen, und wird daher für den angegebenen Zweck brauchbarer seyn; daher ich sie allen Lehrern der weiblichen Jugend bestens empfehle.

Den 28sten September 1833.

Friedrich Rösselt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1
1. Sonnensystem 1
2. Fixsterne 10
3. Die Erde als mathematischer Körper 17
4. Die Erde als physischer Körper 24
5. Die Erde als Wohnplatz der Menschen, oder politische Geographie 72

Europa 76

Deutschland 79

Oestreichisch-deutsche Länder 93
1. Erzherzogthum Oestreich 94
2. Herzogthum Steiermark 106
3. Königreich Illyrien 107
4. Gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg 111
5. Königreich Böhmen 113
6. Markgrafschaft Mähren mit Oestreichisch-Schlesien . . . 120

Preußisch-deutsche Länder 121
1. Provinz Brandenburg 122
2. Provinz Pommern 130
3. Provinz Schlesien 133
4. Provinz Sachsen 141
5. Provinz Westphalen 147
6. Provinz Jülich, Cleve und Berg 149
7. Provinz (Großherzogthum) Niederrhein 150

Königreich Baiern 154
Königreich Hannover 166
Königreich Würtemberg 174

	Seite
Königreich Sachsen	178
Großherzogthum Baden	193
Großherzogthum Mecklenburg	199
Kurfürstenthum Hessen	202
Herzoglich-sächsische Länder	206
Herzogthümer Holstein und Sachsen-Lauenburg	211
Insel Helgoland	214
Großherzogthum Hessen	218
Großherzogthum Luxemburg	221
Großherzogthum Oldenburg	222
Herzogthum Nassau	223
Herzogthum Braunschweig	225
Herzogthümer Anhalt	227
Fürstenthümer Schwarzburg	230
Fürstenthümer Lippe	231
Fürstenthümer Hohenzollern	232
Reußische Fürstenthümer	233
Fürstenthum Waldeck	233
Hamburg, Frankfurt am Main, Bremen und Lübeck	234
Landgrafschaft Hessen-Homburg	242
Fürstenthum Liechtenstein	243
Königreich der Niederlande	243
Königreich Belgien	272
Helvetien	280

Die 2te, sehr verbesserte Auflage

der kleinen Geographie für Töchterschulen

von Fried. Rösselt

ist ebenfalls erschienen und haben die Verleger, um die Einführung in den höheren Töchterschulen zu erleichtern, den Preis derselben in dieser Auflage auf 18 gGr. oder 22½ Sgr. ermäßigt.

Ddl. Zool.

Einleitung.

1. Sonnensystem.

Wenn wir von dem Schauplatze unseres irdischen Lebens unsere Augen nach oben richten, erblicken wir bei wolkenleerem Himmel zahllose glänzende Weltkörper, die unsere Neugier reizen. Vor allen aber beschäftigt die Sonne unsre Aufmerksamkeit, weil sie uns Licht und Wärme giebt.

Um die Sonne, die nie aus ihrer Stelle rückt, drehen sich 11 größere und 18 kleinere Sterne. Sie selbst steht majestätisch, allen von ihrem Glanze mittheilend, in der Mitte, und dreht sich mit ungeheurer Schnelligkeit um ihre eigne Axe. In 25 Tagen und 14 Stunden vollendet sie ihre Umkreisung. Sie ist von solcher Größe, daß unser Verstand schwindelt, wenn er sie sich deutlich vorzustellen sucht. Man denke sich 1,400,000 Erdkugeln in eine Kugel vereinigt. Welch ein ungeheurer Ball! Wie klein, wie kaum bemerkbar muß dagegen unsre Erde erscheinen! Auf ihrer Oberfläche ist 12,700 mal mehr Raum als auf der Erde. Sonst glaubte man, daß sie ein wirklich glühender Körper sey; aber woher sollte dies ungeheure Feuer immer neue Nahrung bekommen? Nach neuern Untersuchungen glaubt man, daß die Sonne selbst ein dunkler Körper sey, um sich zunächst einen dem unsrigen ähnlichen Dunstkreis mit dunkeln Wolken habe, und um diesen herum erst eine lichtstrahlende Atmosphäre, von welcher Licht und Wärme ausgehe. Die dunkeln Flecke, die man in der Sonne bemerkt, und die nicht lange dieselben bleiben, sonden sich verändern, betrachtet man hiernach als solche Stellen, wo die Lichtwolken einen Zwischenraum lassen, durch welchen man bis auf den dunkeln Sonnenkörper sehe.

So wie sich die Sonne von Westen nach Osten dreht, so drehen sich auch alle Planeten, d. i. diejenigen Sterne, welche sich unmittelbar um sie herumbewegen, von Westen nach Osten.

Der nächste Planet an der Sonne, Merkur, ist 8 Mill. Meilen von der Sonne entfernt. In 88 Tagen vollendet er seinen Lauf um die Sonne; ein Merkurjahr ist also nicht länger als ein Vierteljahr bei uns. Der Tag aber ist dort so lang als bei uns; denn der Planet drehet sich, wie die Erde, in 24 Stunden um seine Axe. Er gehört zu den kleinsten Planeten; denn er ist 18mal kleiner als die Erde. Man kann ihn von der Erde aus nur kurz vor Sonnenaufgang oder kurz nach Sonnenuntergang sehen.

Venus, welche dann folgt, ist 15 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, dreht sich in 224 Tagen oder 32 Wochen um die Sonne, und kommt an Größe unserer Erde fast gleich. Sie dreht sich fast so schnell um ihre Axe als die Erde, so daß die Tage auf Merkur, Venus und Erde einander fast gleich sind. Da sie der Planet ist, der unsrer Erde am nächsten steht, so erscheint uns, nächst Sonne und Mond, kein Stern größer als sie. Man kann sie daher auch oft am Tage sehen; wenigstens sieht man des Abends nach Sonnenuntergang sie eher, als jeden andern Stern. Sieht man sie des Abends, so nennt man sie auch Hesperus oder Abendstern; sieht man sie des Morgens, so heißt sie Lucifer oder Morgenstern. Da sie zwischen uns und der Sonne steht, so kann man sie höchstens nur einige Stunden nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang sehen.

Darauf folgt die Erde. Sie ist 21 Mill. Meilen von der Sonne entfernt *), und bewegt sich in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 45½ Sec. um die Sonne, indem sie sich zugleich um ihre eigene Axe dreht. Ihre Bewegung ist so schnell, daß sie in jeder Stunde 14,944 Meilen, und in jeder Secunde 4 Meilen zurücklegt. Woher es wohl kommen mag, daß wir von dieser schnellen Reise, die wir in jedem Augenblicke machen, nichts wahrnehmen? — Während die Erde so um die Sonne in einer fast cirkelförmigen Bahn herumfliegt, dreht sich um sie selbst der Mond herum. Er ist der Stern, welcher uns am nächsten ist, und nur 51,600 Meilen von uns entfernt; und doch müßten wir, wenn es eine Landstraße bis zum Monde gäbe, und wir täglich 10 Meilen zurücklegten, an 15 Jahre Tag für Tag reisen, ehe wir hinkämen; in die Sonne würden wir aber erst in 5753 Jahren gelangen. So groß nun auch an und für sich die Mondbahn ist, so ist sie doch fast nur halb so groß als der Umfang der Sonnenkugel, so daß, wenn man sich die Sonne als hohl, und die Erde in ihren Mittelpunkt gesetzt vorstellt, der

---

*) Und doch durchläuft der Lichtstrahl diese große Entfernung in 8 Minuten, 7 Secunden, also in 1 Secunde über 43,000 Meilen. Welche ungeheure Geschwindigkeit.

Mond innerhalb der Sonnenkugel nicht allein in seinem jetzigen Abstande bequem um die Erde herumgehen könnte, sondern ein noch größerer Raum zwischen ihm und dem innern Rande der Sonne übrig bleiben würde. Der Mond läuft in 29 Tagen 13 Stunden um die Erde, doch so, daß er ihr immer nur die Eine Seite zukehrt; also die Leute, die etwa auf der entgegengesetzten Seite des Mondes wohnen, können die Erde nie sehen. Da nun die Erde 50mal größer als der Mond ist, so muß sie, vom Monde aus gesehen, einen herrlichen Anblick gewähren, wenn sie in der Größe eines Wagenrades über dem Monde steht, und der Erdschein muß dort viermal stärker leuchten, als bei uns der Mondschein. Keinen Stern kennen wir außer der Erde so genau als den Mond. So weiß man jetzt ziemlich zuverlässig, daß er weder Meere noch große Flüsse habe. Man kennt seine Berge und Thäler; man hat zum Theil ihre Höhe und Tiefe ausgemessen, und glaubt selbst rauchende und feuerspeiende Berge dort bemerkt zu haben. Einige haben gar geglaubt, bewohnte und mit Häusern bebaute Gegenden wahrnehmen zu können; allein so genau können wir auch mit unsern besten Fernröhren die Mondoberflache noch nicht erkennen. In München in Baiern wohnt ein Gelehrter, der den Mond alle Tage, wenn es das Wetter erlaubt, mit seinem herrlichen Fernrohre beobachtet, und jede kleine an seiner Oberfläche bemerkte Veränderung sich aufzeichnet. Dieser Mann will bemerkt haben, daß sich nach und nach ganze Reihen kleiner Erhöhungen gebildet haben, die ungefähr wie Festungswerke sich ausnehmen, und daraus vermuthet er, daß es Bauwerke der Mondbewohner seyn mögen. — Uns kehrt also zwar der Mond nur die eine Hälfte zu, der Sonne aber nach und nach alle Seiten. Daher kommt es, daß wir ihn bald ganz, bald halb, bald gar nicht erleuchtet sehen. Steht er so, daß die Erde zwischen ihm und der Sonne ist, so beleuchtet diese die ganze Hälfte, die er auch uns zukehrt, und das nennen wir Vollmond. Die dunkeln Flecke, die wir dann auf ihm wahrnehmen, sind vielleicht Waldungen oder eine dunkle Erdart. Steht er aber in Bezug auf die Sonne seitwärts von der Erde, so sehen wir nur die Hälfte seiner beleuchteten Halbkugel, und nennen dies das erste oder letzte Viertel. Wenn er aber endlich zwischen der Sonne und uns steht, so können wir seine helle Seite gar nicht sehen, und haben also Neumond.

Der 4. Planet, von der Sonne an gerechnet, ist der Mars, der in 2 Jahren, weniger 6 Wochen, seinen Lauf um die Sonne vollendet, von welcher er fast 32 Mill. Meilen entfernt ist. Er erscheint uns als ein ziemlich heller Stern, und unterscheidet sich von allen andern durch sein röthliches Licht. Woher dies rühre, weiß man nicht.

Von 1801—1807 entdeckten drei aufmerksame Astronomen vier sehr kleine Planeten, welche sich in ziemlich gleichem Abstande um die Sonne bewegen, die Vesta, Juno, Pallas, Ceres. Da sie so klein sind, daß alle 4 zusammen genommen noch nicht so groß sind als die Erde, und da sie von der Sonne ziemlich gleich weit entfernt sind, so hat man vermuthet, daß sie sonst vielleicht einen einzigen Planeten ausgemacht haben, der zersprungen sey. Durch welche Kräfte ein solches Zerspringen bewirkt werden könne, wissen wir freilich nicht; aber die auf den andern Gestirnen wirkenden Kräfte sind uns überhaupt unbekannt. Alle 4 sind mit unbewaffneten Augen nicht zu erkennen.

Die Vesta ist der kleinste dieser vier Sterne; denn sein Durchmesser beträgt nur 70 Meilen. Sie steht der Sonne näher als die drei andern, und vollendet ihren Umlauf in 3 Jahren, 7 Monaten.

Die Juno ist zwar größer als die Vesta, aber doch noch ein sehr kleiner Stern. Sie gebraucht 4 Jahre, 4 Monate, um die Sonne zu umkreisen.

Die Pallas ist der größte dieser vier Sterne, läuft in 4 Jahren, 7 Monaten um die Sonne, und ist 58 Mill. Meilen von ihr entfernt.

Die Ceres steht in Hinsicht ihrer Größe zwischen Juno und Pallas, ist eben so weit von der Sonne entfernt als Pallas, und hat mit dieser auch gleiche Umlaufszeit, nämlich 4 Jahre, 7 Monate.

Jupiter ist nun der nächste in der Reihe. Er ist 108 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, der größte unter allen Planeten, und 1474 mal größer als die Erde, eine ungeheure Kugel. Um seinen Lauf um die Sonne zu vollenden, gebraucht er fast 12 Jahre. Bei seiner beträchtlichen Entfernung von der Sonne muß bei ihm das Licht derselben 25mal schwächer als bei uns sein; dennoch erscheint er am Himmel als ein glänzender Stern. Er dreht sich schneller als alle übrige Planeten um seine Axe. Ein Jupiterstag dauert nur 10 Stunden. Er hat vier Monde zur Seite, die von bedeutenderer Größe als unser Mond sind; denn sie sind zusammengenommen nur 8mal kleiner als die Erde; dafür stehen sie aber in größerer Entfernung von ihm, der nächste ist 58,000 Meilen von ihm entfernt, und der weiteste 260,000 Meilen.

Saturn, 199 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, vollendet seinen Lauf um die Sonne erst in fast $29\frac{1}{2}$ Jahren. Er gehört zu den größten Planeten, und ist daher, ungeachtet seiner großen Entfernung von uns, doch mit bloßen Augen zu erkennen. Er ist 1030mal größer als unsere Erde. Das Sonnenlicht muß bei ihm 90mal schwächer leuchten als bei uns. Daher hat

ihm auch vielleicht der Schöpfer sieben Monde zu Begleitern gegeben, die das Sonnenlicht verstärken. Der ihm am nächsten stehende ist nur 24,000 Meilen, der weiteste dagegen 470,000 Meilen weit von ihm entfernt, also 9mal weiter als unser Mond von der Erde. Das sonderbarste bei dem Saturn ist aber der doppelte Ring, der ihn umgiebt, und der bei keinem andern Sterne beobachtet ist. Der innere Rand desselben ist 5300 Meilen von ihm entfernt, der äußere aber über 11,600. Die Oberfläche des Ringes ist ungefähr 100 Meilen breit. Die beiden Ringe umgeben den Aequator des Saturns, und schließen einander ein, so daß der eine einen weit größern Umfang hat als der andere.

Der letzte Planet ist Uranus, dessen Bahn um die Sonne ungefähr noch einmal so weit ist als die des Saturn. Denn er ist 400 Mill. Meilen weit von der Sonne entfernt, und kommt erst in 83 Jahren um die Sonne herum, so daß also dort ein 2jähriger Mensch bei uns schon 166 Jahre alt wäre. Seine Kugel ist 83mal größer, und wird wegen seiner weiten Entfernung 361mal schwächer von der Sonne erleuchtet als die Erde. Man hat 6 Trabanten um ihn herum entdeckt; indessen ist wohl möglich, daß er noch mehr habe, die man aber ihrer Kleinheit wegen bisher nicht hat entdecken können. Auch er selbst ist nicht mit bloßen Augen zu erkennen.

Um nun die ungeheuren Entfernungen der Planeten von der Sonne mehr begreifen zu können, denke man sich die Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kanonenkugel, welche in einer Secunde 600 Fuß fliegt, so schnell, daß man sie mit dem Auge nicht verfolgen kann. Eine solche würde nun

von der Erde	bis	zum	Monde	23	Tage fliegen,
von der Sonne	—	—	Merkur	$9\frac{1}{2}$	Jahre
—	—	zur	Venus	18	—
—	—	—	Erde	25	—
—	—	zum	Mars	38	—
—	—	zur	Vesta	60	—
—	—	—	Juno	66	—
—	—	—	Ceres und Pallas	69	—
—	—	zum	Jupiter	130	—
—	—	—	Saturn	238	—
—	—	—	Uranus	479	—.

Außer diesen 11 Planeten und ihren Monden gehört zu unserm Sonnensystem noch eine sonderbare Art von Weltkörpern, welche man Kometen nennt. Sie haben nicht wie die Planeten, eine fast runde Bahn um die Sonne, sondern länglich-runde, zum Theil sehr längliche Bahnen, kommen zum Theil aus den entferntesten Gegenden des Sonnengebiets her, gehen zwischen

den Bahnen der einzelnen Planeten hindurch, umkreisen die Sonne, und manche eilen dann wieder in so weite Entfernungen, daß sie unsern Augen entschwinden. Manche gehen so ungeheuer weit, daß sie, trotz ihres reißend schnellen Laufes, erst nach vielen Jahrhunderten wieder erscheinen. Die Wiederkehr eines Kometen, dessen Lauf man schon 2mal berechnet hat, kann genau vorher bestimmt werden. So hat man erst neuerlich entdeckt, daß ein kleiner Komet, der bei seinem Laufe um die Sonne nicht einmal die Bahn des Jupiters erreicht, alle 3 Jahre seine Bahn vollendet, genau gerechnet in 1205 Tagen. Ein Astronom fand, daß der 1607 erschienene und der von 1682 dieselben seien, und sagte also seine Wiederkehr auf das Jahr 1759 voraus; und richtig! er erschien zur bestimmten Zeit, und wird unfehlbar 1834 wieder erscheinen. Bei den andern Kometen läßt sich berechnen, daß sie wenigstens 1000 Jahre zu ihrem Umlaufe gebrauchen, und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie sich bis außerhalb unsres Sonnengebiets entfernen. Ihre Beschaffenheit kennt man noch nicht genau. Man vermuthet, daß sie aus einem feinern Stoffe bestehen als die Planeten, und außer der Erleuchtung, die ihnen die Sonne ertheilt, noch mit einer eigenthümlichen Lichtmasse umgeben sind. Diese Lichtmasse eben ist Ursache, daß fast jeder Komet einen langen, hellen Schweif hinter sich herzieht, welchen man für feine Lichttheilchen hält, die ihm bei seiner ungeheuer schnellen Bewegung ausströmen. Dieser Schweif ist einige hundert tausend Meilen lang, also einige Mal länger als die Entfernung des Mondes von der Erde. Er ist so durchsichtig, daß man die dahinter stehenden Sterne erkennen kann. Ja manche Kometen selbst scheinen durchsichtig zu sein, und nur aus verdichtetem Lichtstoff zu bestehen. Seit 1000 Jahren hat man ungefähr erst 100 Kometen berechnet; aber wie viele mögen nicht der Aufmerksamkeit entgangen, da erst seit 200 Jahren die Fernröhre erfunden sind, und wie viele wegen ihrer Kleinheit oder ihrer Entfernung gar nicht zu erkennen seyn. Die meisten der bisher erschienenen liefen zwischen der Merkurs- und Venusbahn hindurch. Weiter als Mars blieben nur wenige von der Sonne entfernt.

Dies ist nun, was man bisher über die Ausdehnung unseres Sonnensystems hat erfahren können. Allein sollte wirklich unser blödes Auge bereits die Gränze desselben erreicht haben? Sollte wohl der Uranus der letzte Planet seyn, der um die Sonne kreist? Möglich ist es wenigstens gewiß bei dem ungeheuern Raume, der noch zwischen seiner Bahn und dem nächsten Fixsterne ist, daß hinter ihm noch einer oder mehrere Planeten ihre weiten Bahnen um die Sonne beschreiben, ohne daß wir sie mit unsern Fernröhren entdecken können. Nur müßte die Bahn eines hinter

dem Uranus laufenden Planeten mehr als noch einmal so groß als die des Uranus seyn; denn höchst merkwürdig ist die Beobachtung, daß die Entfernung der Planeten von einander keineswegs willkürlich ist, sondern daß zwar die Entfernungen immer zunehmen, aber in bestimmten Verhältnissen. Daher fiel es auch vor der Entdeckung der vier kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno, Vesta den Astronomen auf, das zwischen Mars und Jupiter ein zu großer Zwischenraum sey, und daß hier ein Planet fehle, bis sie endlich durch das Auffinden jener 4 Planeten erkannten, in welcher schönen Ordnung unser Sonnensystem sey.

Wie geschieht es nun aber, daß diese ungeheuern Weltkörper frei im Weltenraume schweben, und in regelmäßigen Bahnen sich um die Sonne bewegen? Jeder Planet hat von dem Schöpfer gleich bei seinem Entstehen eine gerade vorwärts gehende Richtung erhalten. Dieser Bewegung würden sich nun die Planeten überlassen, und also immer gerade aus das Weltall durchlaufen, würden sie nicht durch eine andere Kraft daran verhindert. Jeder Körper hat nämlich eine Anziehungskraft, die aber nur bei großen Körpern bemerkt werden kann, selbst schon in sehr geringem Maße bei großen Bergen. Je größer und dichter der Körper, desto stärker die Anziehungskraft. Daher ziehen auch die größeren Weltkörper die kleineren an; die Sonne zieht die Planeten, die Planeten ziehen die Monde an. Die Anziehungskraft der Sonne aber ist so stark, daß die Planeten sich auf sie stürzen, und an ihr hängen bleiben würden, hielte nicht die Neigung, immer gerade aus zu gehen, sie immer von der Sonne entfernt. Ein ähnlicher Fall ist es, wenn man ein Gewicht an einen Faden bindet, und es herumschwingt. Es würde fortfliegen, hielt es nicht der Faden fest, der es zwingt, sich in einem Kreise herum zu bewegen.

Daß alle diese Planeten und Nebenplaneten Bewohner haben, wird wohl niemand bezweifeln wollen. Oder sollten sie bloß erschaffen sein, unsre dunkeln Nächte etwas zu erleuchten, und das dunkle Himmelsgewölbe mit leuchtenden Punkten zu zieren? Ein vernünftiger Mensch wird das nie glauben. Wozu sollten auch wohl die entfernteren von ihnen mehrere Nebenmonde haben, die wir mit bloßen Augen nicht einmal erkennen können? Daß sie der Bewohnung fähig sind, lehrt ihre ganze Einrichtung; denn sie sind offenbar Weltkörper, die unsrer Erde in Abwechselung der Tage und Nächte und Jahreszeiten ähnlich sind, und diese großen Kugeln, die zum Theil unsere Erde an Größe weit übertreffen, sollten unbewohnte, öde Wüsteneien seyn? Das läßt sich nimmermehr von der Güte und Weisheit des Schöpfers glauben, der überall Leben und Wohlsein hervergebracht hat. Wenn schon unsre Erde, die einer der kleineren Planeten unsres Son-

nenſyſtems iſt, ſo reich mit Bewohnern der verſchiedenſten Art bewohnt iſt, ſo kann man ſicher annehmen, daß auch alle die übrigen Planeten und die Monde von Geſchöpfen wimmeln, unter denen es auch gewiß Weſen giebt, die uns an Verſtand gleich kommen oder gar übertreffen. Freilich ahnen wir hier nichts von dem Thun und Treiben dieſer Weſen, von ihren Freuden und ihren Schmerzen, wiſſen nicht, ob auch bei ihnen Krieg wüthet, Könige herrſchen, Wiſſenſchaften und Künſte blühen, ſo wenig wie ſie, wenn ſie unſre Erde in weiter Ferne wie ein unſcheinbares Lichtpünktchen erblicken, ahnen können, was bei uns vorgeht. Wie unbedeutend unſre Erde gegen die meiſten andern Sterne ſey, obgleich der unwiſſende Menſch ſie für den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung zu halten gewohnt iſt, fällt am meiſten in die Augen, wenn wir fragen, wie ſie ſich, aus den übrigen Planeten unſres Sonnenſyſtems angeſehen, unſern Augen darſtellen würde. Vom Monde aus zeigt ſich die Erde als eine anſehnliche Kugel, ungefähr eben ſo glänzend, wie wir den Mond ſehen, nur hier und da, wo nämlich Wolken ſie umhüllen, bläſſer, dagegen viermal größer im Durchmeſſer als uns der Mond erſcheint. Sie ſchwebt, von dort aus betrachtet, an irgend einer Stelle des Himmels unbeweglich, weil der Mond ihr immer dieſelbe Seite zukehrt; diejenigen Mondbewohner, welche in der Mitte der uns zugekehrten Halbkugel wohnen, ſehen die Erde gerade über ihren Häuptern; die, welche am Mondrande wohnen, aber am Horizonte. Aber nicht immer erſcheint ſie, vom Monde aus geſehen, als ganz erleuchtet. Iſt es Vollmond, ſo kehrt die Erde dem Monde nur ihre dunkle Seite zu; beim erſten und letzten Mondviertel ſehen die Mondbewohner die Erde halb erleuchtet, und endlich beim Neumond erſcheint die Erde ihnen ganz erleuchtet. Wie hell mögen daher die Mondnächte ſeyn, wenn die hellerleuchtete Erdkugel am Firmament ſteht! Ihre Oberfläche muß aber eben ſo, wie der Mond von hier aus geſehen, Schattirungen haben; die Meere und waldigen Gegenden werden dunkler, die Sandwüſten, Gebirge, und beſonders die ſchneebedeckten Polargegenden, werden heller erſcheinen. — Von der Sonne aus muß die Erde wie ein ganz kleiner Stern, etwa wie der Merkur von uns aus geſehen, erſcheinen. Auf der Venus mag die Erde ungefähr eben ſo groß ausſehen, als die Venus bei uns; nur wird ſie wohl nicht ſo glänzen, weil ſie meiſt mit Meer bedeckt iſt, und das Waſſer bekanntlich das Licht nicht ganz zurückwirft. Auch vom Mars aus würden wir unſre Erde nebſt dem Monde deutlich erkennen. Aber im Jupiter wüßten wir von der Exiſtenz der Erde nichts; wenigſtens wäre ſie mit bloßen Augen nicht zu erkennen. Fände nun auch wirklich ein Jupiters-Bewohner, mit Hülfe eines Teleſcops, unſre Erde heraus, ſo würde doch gewiß

Keiner ahnen, daß dieses leuchtende Pünktchen von vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen wimmelt, und daß so vieles Große und Gute auf ihm verrichtet wird. Im Saturn und Uranus endlich könnte man auch mit unsern besten Fernröhren den Erdball gar nicht erblicken.

Ob übrigens die Bewohner der übrigen Planeten einen solchen Körper wie der unsrige haben, oder wie er sonst beschaffen seyn möge, läßt sich freilich nicht ausmachen. Gewöhnlich denkt man, es müsse auf der Venus und dem Merkur, weil sie der Sonne näher sind, viel heißer als bei uns, und dagegen auf dem Saturn und Uranus vor Kälte kaum auszuhalten seyn. Aber von der Entfernung von der Sonne muß man nicht auf größere Kälte schließen; denn die Wärme hängt ab von der Beschaffenheit des Dunstkreises, welcher den Planeten umgiebt, und von der Art, wie die Sonnenstrahlen darauf wirken. Daher ist es z. B. auf hohen Bergen, wo die Luft weit dünner ist, kälter als unten, und im Winter frieren wir mehr als im Sommer, obgleich wir der Sonne im Winter um 700,000 Meilen näher sind als in diesem, weil im Sommer die Strahlen gerader, im Winter aber schräger auf den von uns bewohnten Theil der Erde fallen. Also ist sehr wohl möglich, daß es auf dem Uranus eben so warm, ja wärmer als bei uns sei, wenn es Gott nämlich gefallen hat, den Dunstkreis desselben so einzurichten, daß er von den Strahlen der Sonne erhitzt wird.

Ob aber wohl die Sonne bevölkert sey? — Ohne allen Zweifel. 1. Sie kann bewohnt seyn. Nach den sorgfältigsten, mit den vollkommensten Fernröhren angestellten Beobachtungen ist sie höchst wahrscheinlich ein dunkler Körper, der mit einer glänzenden Lichtmasse, mit glänzenden Wolken umgeben ist. Hier und da bemerkt man dunkle Flecke, die sehr groß, zuweilen 6000 Meilen breit, und wahrscheinlich solche Stellen sind, wo sich keine Feuerwolken befinden, so daß man durch diese Oeffnungen den dunkeln Sonnenkörper zu erblicken glaubt. Die Gegenden also, die von den Lichtwolken unbedeckt sind, haben wahrscheinlich Nacht, die so lange dauert, bis jene wieder zuströmen, und den hellen Tag wieder herbeiführen. 2. Sie ist es aber auch gewiß. Denn läßt es sich wohl denken, daß die göttliche Weisheit den ungeheuer großen Sonnenkörper in keiner andern Absicht erschaffen habe, als um die gegen sie so unbedeutenden Planeten und Monde zu erleuchten und zu erwärmen? Denn wenn auch alle Planeten sich in eine einzige Kugel vereinigten, so würde die Sonne doch noch 560mal größer seyn. Wo wir hinblicken in der Schöpfung, finden wir Leben, und doch sollte die ungeheure Sonnenkugel leer und wüste seyn? Nimmermehr! Im Gegentheile ist sie gewiß von vollkommneren, höheren We-

sen, als wir sind, bewohnt, und wer weiß, ob nicht sie der Stern ist, in welchen nach dem Tode unsre Seele übergeht, und wo die uns vorangegangenen Lieben bereits weilen?

---

2. Fixsterne.

Sie haben ihren Namen, weil es uns vorkommt, als wären sie oben am Himmel unveränderlich befestigt; und wirklich scheinen auch die meisten nie ihre Stellungen gegen einander zu verändern. Die Entfernung auch der nächsten von ihnen ist so ungeheuer, daß man sie nicht mehr berechnen kann. Um nur einigen Begriff davon zu bekommen, merke man Folgendes. Die Bahn, welche die Erde um die Sonne beschreibt, hat einen Durchmesser von 42 Mill. Meilen, so daß also die Erde den Fixsternen bald 42 Mill. Meilen näher, bald entfernter ist. Aber dennoch erscheinen diese uns nie größer oder kleiner, sondern ganz unverändert, ein Beweis, daß ihre Entfernung so groß sey, daß 42 Mill. Meilen näher und weiter von so wenigem Belange ist, als wenn wir uns einem Ort, der etwa eine Meile entfernt ist, um einen Schritt nähern. Einige Astronomen haben zwar versucht, die ungefähre Entfernung des Fixsterns, der uns der nächste zu seyn scheint, weil er am größten ist, des Sirius, zu berechnen; aber sie haben nichts Gewisses herausgebracht; doch glauben sie, daß er wenigstens 400,000 mal so weit sey als die Sonne von der Erde, d. i., eine Kanonenkugel würde, ehe sie, von der Erde abgeschossen, den Sirius erreichte, wenigstens 10,000,000 Jahre fliegen. Wem schwindelt nicht, wenn er diesen unermeßlichen Raum mit den Gedanken zu fassen sich bemüht, und bedenkt, daß dies der Fixstern sey, der unserer Sonne am nächsten zu stehen scheint? Welche Weite mag nun erst bis zum letzten Sterne der Schöpfung seyn, wenn es einen solchen giebt!

Die Fixsterne sind ohne Zweifel selbstleuchtende Sterne, also Sonnen, und zwar ist unsere Sonne einer der kleinsten. Welch eine Schöpfung geht da vor unsern Blicken auf! Wie bevölkert ist nicht schon das Pünktchen, welches wir Erde nennen, und gewiß alle andere Planeten unsres Sonnensystems, und unsere Sonne selbst! Und nun denke man sich alle die zahllosen Sonnen, die unsren schwachen Augen an allen Enden des Firmaments entgegenleuchten mit ihren Planeten und Monden. Denn daß jede dieser Sonnen auch ihre Planeten habe, läßt sich wohl nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit annehmen. Sollte unsere Sonne denn allein eine Anzahl kleiner Sterne in ihrem Gefolge haben? —

Die Zahl der Fixsterne ist im eigentlichsten Verstande unzählig. Schon mit bloßen Augen ist es unmöglich ihre Zahl zu bestimmen; denn immer neue und neue zeigen sich dem erstaunten Auge. Doch hat man mit bloßen Augen ungefähr die Zahl von 5000 herausgebracht, von denen aber nur die Hälfte auf einmal über unserm Horizonte sein kann. Wie wächst aber nicht erst das Erstaunen, wenn man durch ein Fernrohr das Himmelsgewölbe betrachtet, u. nun auch da, wo man bisher nichts oder nur einen Lichtschimmer sah, ganze Gruppen von Sternen erblickt, bis man in der Milchstraße Millionen entdeckt. Und so ist es nicht allein über uns, sondern auch an dem Theile des Himmels, der über der andern Hälfte der Erdkugel schwebt. Die neuesten Beobachter der Sterne haben durch treffliche Fernröhre bereits die Zahl von mehreren Millionen heraus gebracht. Wie viele Sterne mag es nun nicht erst geben, welche auch das vollkommenste Fernrohr nie erreicht! Würden wir auf den entferntesten Stern, den unser Auge erblickt, versetzt, gewiß würden auch da, ebenso wie von der Erde aus, nach allen Seiten zahllose Gestirne sich zeigen. Welch ein Reichthum der Schöpfung! Ist schon der nächste Fixstern so ungeheuer weit von uns, werden nicht da auch die übrigen Fixsterne in ungefähr gleicher Entfernung von einander abstehen, auch wenn sie, von der Erde aus gesehen, dicht neben einander zu stehen scheinen? Wo giebt es aber einen Maßstab, womit man diese Entfernungen messen könnte, da selbst der schnelle Flug einer Kanonenkugel bei diesen ungeheuern Weiten mit dem Kriechen einer Schnecke zu vergleichen ist? Die größte Geschwindigkeit in der Natur hat das Licht, welches so schnell von einem Körper bis zum andern geht, daß auch die entferntesten Gegenstände auf der Erde von uns in dem Augenblicke gesehen werden, wo sie erscheinen; denn das Licht legt in einer Secunde einen Weg von 43000 Meilen zurück. Hiernach braucht das Licht

von der Sonne bis zum Merkur	3	Min.	8 Sec.
— — — — zur Venus	5	—	52 —
— — — — — Erde	8	—	7 —
— — — — zum Mars	12	—	22 —
— — — — zur Vesta	18	—	57 —
— — — — — Juno	21	—	38 —
— — — — — Ceres u. Pallas . .	22	—	27 —
— — — — zum Jupiter	42	—	13 —
— — — — — Saturn . .	1 St.	17 —	25 —
— — — — — Uranus . .	2 —	35 —	42 —

Und doch würde das Licht von der Erde bis zu den Fixsternen, die uns als die hellsten und größten erscheinen, und also die nächsten seyn mögen, über 6 Jahre gebrauchen, bis zu den Fixsternen aber, die den bloßen Augen nur klein erscheinen, wenig-

stens einige 40 Jahre, d. i., wenn die Allmacht sie jetzt zerstörte, so würden wir sie immer noch 40 Jahre leuchten sehen; dann erst würden sie unserm Auge verschwinden. Wer mag aber bestimmen, wie viele Zeit der Lichtstrahl gebrauche, um die kleinen Sterne zu erreichen, die kaum von unsern Fernröhren erreicht werden, oder in Nebelflecken uns erscheinen? Vielleicht würde er erst nach Jahrtausenden bei ihnen anlangen. Sollten nun wohl diese zahllosen Sterne nur da seyn, um in unbewölkten Nächten unsrer kleinen Erde mit einem schwachen Schimmer zu leuchten? Das wäre ja, als wenn ein kleines Seethier glauben wollte, um seinetwillen allein wäre der große Ocean erschaffen. Würden unsre Nächte weniger hell seyn, wenn auch tausende von jenen entfernten Sternen nicht da wären, und würde nicht noch ein einziger Mond mehr unseren Nächten eine größere Helle geben, als das gesammte Heer der Fixsterne?

Ueberall in der Natur bemerken wir die größte Ordnung, und auch bei der Vertheilung der Planetenkugeln um die Sonne herum bemerkten wir sie mit Verwunderung. Wie geschieht es aber, daß die Fixsterne in so großer scheinbarer Unordnung am Himmel stehen? Hier sehen wir sie so dicht stehen, daß wir sie kaum einzeln unterscheiden können, und dort wieder sind sie nur einzeln verstreut. Und doch sind sie gewiß mit derselben weisen Ordnung vertheilt, die wir überall in der Schöpfung wahrnehmen, und die wir auch hier bemerken würden, wenn wir uns in der Mitte derselben befänden *). Und doch ist es den Sternkundigen gelungen, selbst von dem Winkel der Schöpfung aus, wo unsrer Erde ihr Platz angewiesen ist, dem Geheimniß der Sternvertheilung auf die Spur zu kommen. Wir bemerken nämlich fast quer über den Himmel hin einen lichtschimmernden Bogen sich ziehen, den wir Milchstraße nennen. In diesem Sternengürtel erscheint uns eine zahllose Menge von Sternen, die so dicht hinter einander zu stehen scheinen, daß dagegen der übrige Himmel wie verödet ist. Betrachten wir nun mit einem scharfen Fernrohre den weißen Schein, den sie von sich werfen, so löst er sich auf in unzählige einzelne Sterne, die aber zum Theil so weit entfernt liegen, daß wir mit bloßem Auge nur den Schimmer bemerken, den sie vereint von sich werfen. Nach allen gemachten Beobachtungen machen diese Fixsterne ein einziges großes Weltsystem aus, und sie erscheinen uns so gedrängt,

---

*) Wie viel auf den Standpunkt ankommt, um die gleichmäßige Vertheilung der Gegenstände zu erkennen, sieht man z. B. bei einem Kronenleuchter. Stehe ich gerade unter ihm, so sehe ich, wie gleichmäßig die Leuchtarme und die gläsernen Gewinde vertheilt sind. Betrachte ich ihn aber von unten in schräger Richtung, so scheint mir, als wären die Glasstücke ohne Ordnung und Plan zusammengefügt.

nicht weil sie einander näher, sondern weil sie, von der Erde aus betrachtet, in unermeßlichen Reihen und Schichten hinter einander stehen. Sie sind nämlich nicht kugelförmig geordnet, sondern linsenförmig, so daß sie nach den Seiten des Weltsystems hin dichter erscheinen müssen, als nach oben und unten, gerade so wie uns die Bäume mehrerer neben einander laufender Alleen nach den beiden Enden dichter zu stehen scheinen, als nach ihren beiden Seiten. Unsre Sonne mit allen ihren Planeten gehört gewiß eben so zu dem großen Sternensystem, welches wir Milchstraße nennen, als alle die übrigen Fixsterne, die wir am Himmelsgewölbe zerstreut sehen. Wir liegen wahrscheinlich etwas seitwärts außer der Ebene der Milchstraße, auch gewiß von dem Mittelpunkte weit entfernt, weil wir die Milchstraße auf der einen Seite weit heller und breiter als auf der andern sehen. Was das Sonnensystem im Kleinern ist, scheint nun die Milchstraße im Großen zu seyn, eine ungeheure Sammlung von Fixsternen, die auf einander Bezug haben, wie die Planeten, die sich um die Sonne bewegen, unter einander.

Ferner hat man in neuern Zeiten entdeckt, daß die Fixsterne nicht, wie man sonst glaubte, still stehen, sondern ihre eigene Bewegung haben. Diese aber ist wegen der ungeheuern Entfernung derselben erst in Jahrhunderten wahrzunehmen, wenn sie auch noch weit schneller ist, als der Lauf der Planeten. Man hat daher vermuthet, daß sie sich alle um eine gemeinschaftliche Hauptsonne bewegten, die von ungeheurer Größe seyn, in der Mitte stehen, und vor allen übrigen Fixsternen hervorglänzen müßte. Eine Zeit lang hat man den Sirius für diese majestätische Centralsonne gehalten, um welche sich die Sterne der Milchstraße als um ihren Mittelpunct eben so drehten, wie die Planeten sich um die Sonne bewegen. Allein der Sirius erscheint wohl nur darum glänzender, weil er uns näher stehen mag, und müßte auch als Centralsonne noch weit größer seyn. Dagegen hat ein geistreicher Schriftsteller die Vermuthung aufgestellt, daß jene Hauptsonne als ein vollkommner Weltkörper für unsere irdischen Augen unsichtbar sey. Wer kann die Wahrheit dieser Behauptung beweisen, wer sie widerlegen! Von welch ungeheurer Größe müßte nicht diese Hauptsonne seyn? Wie erhaben die Geschöpfe, welche dort wohnen? Denn daß alle jene Sterne bewohnt sind, dürfen wir wohl nicht bezweifeln. Auf unsrer Erde finden wir überall Leben und Daseyn. Selbst die Luft und das Wasser sind belebt, und welche zahllose Thierarten entdecken wir nicht durch unsere Vergrößerungsgläser, wovon wir mit bloßen Augen nichts sehen. Ist es nun wohl denkbar, daß nur dieses Pünktchen des Weltalls, welches wir bewohnen, so von Geschöpfen wimmelte, und dagegen auf den unzähligen viel

größeren und herrlichern Weltkugeln Oede und Stille herrschte? Sollten diese über die sie umgebenden Planeten Licht und Wärme verbreiten, um öde Wüsteneien zu bescheinen und zu erwärmen, und keine vernünftigen Geschöpfe Nutzen und Freude daraus ziehen? — Nimmermehr! Das läßt sich von der Weisheit und Güte des Schöpfers nicht erwarten, der die leblose Masse nur schuf, um glücklichen Geschöpfen zum Wohnplatz zu dienen. Welche Natur aber mag auf diesen Sternen sein? Gewiß eine ganz andere, als auf unserer Erde. Denn ist es wohl denkbar, daß Gott die Einrichtung der Erde, dieses Punktes, zum Muster hätte wählen sollen, wonach er die Natur der weit größern und vollkommeneren Gestirne bestimmte? Schon hier auf der Erde ist die größte Mannigfaltigkeit der Thiere, Gewächse und Mineralien; und doch sollte auf den übrigen Gestirnen alles so sein, als bei uns? Gott sollte sich bei der Einrichtung der Erde erschöpft und keine anderen Naturen haben hervorbringen können? Gewiß nicht! Gewiß hat jeder Stern seine eigene Natur, seine ihm allein eigenen, vernünftigen Geschöpfe, die wahrscheinlich meist vollkommner als wir sind, seine eigenen Thiere und Pflanzen. Wer kann aber die Art und Weise der Natur eines andern Sternes nur ahnen, da wir nur von der Natur unsrer kleinen Erde einen Begriff haben? *) Es läßt sich nicht zweifeln, daß alle Fixsterne eben so wie unsere Sonne von einer Anzahl von Planeten umkreist werden. Doch ist nie zu hoffen, daß unsere Fernröhre je unsern Augen einen Planeten dieser Art zeigen werden. Denn wie der hellste Fixstern millionenmal schwächer

---

*) Ist es richtig, was einige scharfsinnige Denker vermuthen, daß die Seelenkräfte der vernünftigen Geschöpfe um so vollkommner sind, je feiner der Körper ist, der sie umgiebt, so läßt sich auch wohl vermuthen, daß die Bewohner eines Sterns um so vollkommner seyn werden, je feiner und lockerer die Masse ist, aus welcher der Stern besteht. So ist z. B. unser menschliche Körper ganz den Bestandtheilen unsrer Erde angemessen. Seine Knochen sind so hart wie Stein, und sein Fleisch besteht aus erdigen Theilen. Nun wissen wir, daß die Planeten um so dichter sind, je näher sie der Sonne stehen, und um so lockerer, je weiter sie von ihr entfernt sind. Merkur z. B. ist $2\frac{1}{2}$mal dichter als die Erde, Jupiter dagegen 5mal lockerer als sie. Sollte man nun nicht glauben, daß die Jupitersbewohner auch einen feineren Körper haben als wir? Dazu kommt noch, daß sich Jupiter viel schneller umdreht als die Erde, so daß diejenigen Bewohner, welche unter dem Jupiters-Aequator wohnen, in jeder Secunde 108 Meilen zurücklegen. Möchte man nicht annehmen, daß dies Alles auf eine größere Behendigkeit aller ihrer Bewegungen, auf eine größere Zartheit ihres Körperbaues, auf eine bedeutendere Eilfertigkeit in ihren Verrichtungen hindeute? Wir mit unserm schwerfälligen Körper, der allein so vielen Schlafs bedarf, als ein ganzer Jupiterstag beträgt, würden dort gewiß nicht weit damit kommen. Sind nun die vernünftigen Bewohner jenes Sterns vernünftiger als wir, so sind es wahrscheinlich auch in demselben Verhältniß die dortigen unvernünftigen Thiere, die Pflanzen u. s. w.

leuchtet als unsere Sonne, so müßte auch der Planet einer fremden Sonne uns millionenmal schwächer an Licht erscheinen als der hellste Planet unseres Sonnensystems, das heißt so schwach, daß kein Fernrohr ihn mehr erleuchten könnte. Wie wächst aber bei dieser Betrachtung nicht die Zahl der Welten, wenn wir alle zahllose Fixsterne noch mit Planeten und Kometen umgeben denken! Die Sterne erscheinen, mit einem starken Fernrohre betrachtet, von sehr verschiedener Färbung. Am häufigsten kommen die vor, welche ein ganz reines, weißes Licht haben; aber manche derselben haben ein sehr starkes, brillantirendes Licht, andere einen mehr bleichen Silberglanz. Dann giebt es Sterne, deren Weiß ins Gelbe oder ins Blaue fällt. Am schönsten, aber auch am seltensten sind die rothen und orangefarbigen Sterne. Noch andere haben ein schmutziges Gelbbraun. Unter den kleinsten Sternen giebt es auch grüne und aschgraue. Man hat auch Veränderungen an den Fixsternen wahrgenommen. Einige nämlich wechseln in der Stärke ihres Lichtes, und sind bald größer und heller, bald kleiner und dunkler. Sehr viele endlich, etwa der 7–8. Theil unter den Beobachteten, zeigen trotz dem, daß sie Fixsterne heißen, eine Fortbewegung am Himmel, die freilich nur sehr gering ist, indem der, welcher sich am schnellsten zu bewegen schien, in 400 Jahren nur um so viel weiter kam, als der scheinbare Durchmesser des Mondes beträgt.

Außer den einzelnen Sternen bemerkt man am Himmel die sogenannten Doppelsterne. Sie erschienen dem bloßen Auge als ein einzelner Stern; bei einer starken Vergrößerung aber treten sie aus einander, und zeigen sich als zwei besondere Sterne, die sich aber einander sehr nahe zu stehen scheinen, und von denen der eine in der Regel etwas kleiner ist als der andere. Durch genaue Beobachtung hat man ausgemittelt, daß einer sich um den andern bewegt, obgleich jeder von beiden eine Sonne mit eigenem Lichte ist. Bei einigen geht der kleinere um den größeren; andere bewegen sich gegenseitig um einander. Es sind selbst solche Doppelsterne, die aus drei Sternen bestehen, welche sämmtlich einander umkreisen. Diese Sterne haben auch eine verschiedene Färbung. Ist der Hauptstern bläulich, so ist sein Nebenstern gelblich oder grünlich und dessen Nebenstern röthlich. Es giebt ihrer so viele, daß man unter 120,000 untersuchten Fixsternen 5000 Doppelsterne und 52 dreifache Sterne gefunden hat.

In allen Gegenden des Himmels bemerkt man, selbst mit bloßen Augen, helle Flecke, die weit größer als die Sterne erscheinen, etwa wie ein kleines Klümpchen Baumwolle. Man nennt sie Nebelflecke. Dem bloßen Auge erscheinen mehrere Hunderte, mit großen Fernröhren aber hat man schon über 2300 gezählt. Durch

ein starkes Fernrohr betrachtet, lösen sie sich in einen zahllosen Sternhaufen auf, und liegen gewiß noch weit entfernter als die letzten Sterne der Milchstraße. Man hat Ursache zu glauben, daß sie, wenigstens zum Theil, ähnliche Sternensysteme als die Milchstraße sind, aber in so ungeheurer Ferne, daß das menschliche Auge die Sterne nicht mehr einzeln unterscheiden kann, sondern nur der vereinigte Glanz aller dazu gehörender Sterne sich uns wie ein dämmernder Schein zeigt. Von ihnen aus betrachtet erscheint also die Milchstraße mit unsrer Sonne nur als ein dämmernder Nebelfleck, und sind die Bewohner jener fernen Weltsysteme nicht mit viel schärferen Sehwerkzeugen begabt, so ahnen sie nichts von der Existenz unsrer Erde und von allem unseren Treiben hienieden, was uns doch so wichtig erscheint. Gewiß giebt es noch viele solcher Weltsysteme, die so entfernt sind, daß nicht einmal der schwächste Schimmer von unsern Fernröhren erkannt wird. Welch eine weite Schöpfung eröffnet sich da unsern Blicken und Gedanken! Wie groß ist nicht das Reich der Sterne, welches unser Verstand ahnen, wenn auch nicht deutlich erkennen kann!

Wo aber mögen die Gränzen der Schöpfung seyn? — Gewiß nirgends. Unser Verstand sagt uns, daß nirgends ein Ende seyn könne, so wenig wir es auch begreifen können, wie es möglich sey, daß sich Welt an Welt reihe, ohne Aufhören und Ende. Gäbe es einen Stern, der in der Reihe der zahllosen Sterne der letzte sey, was sollte nun wohl hinter diesem Sterne seyn? Ein öder Raum vielleicht, ohne Licht und Weltkörper? — Aber warum sollte wohl der erhabene Weltschöpfer nicht auch in diesem öden Raume, wie sonst überall, Leben hervorgebracht haben? Und was sollte wohl hinter dieser Oede seyn? Wenn alles ein Ende hat, so müßte sie doch auch irgendwo aufhören, und was sollte nun wieder hinter ihr seyn? Diese Betrachtung zeigt, daß vernünftigerweise nirgends ein Ende der Welt gedacht werden kann. Welten sind hinter Welten ohne Aufhören und Ende, und wo die eine aufhört, beginnt eine andere. Wenn wir mit der Schnelligkeit des Blitzes Tausende und wieder Tausende von Jahren durch das Weltall flögen, und bei einem Stern nach dem andern vorbeieilten, so würden immer noch neue Sterne, Milchstraßen und Nebelflecke in ungemeßner Ferne vor uns flimmern, und in alle Ewigkeit würden wir nicht das Ende erreichen. Kein Gedanke ist mehr geeignet, uns die erhabene Größe Gottes zu zeigen, als dieser.

3. Die Erde als mathematischer Körper.

Die Erde ist kugelartig gestaltet. Daß sie uns beim ersten Blicke nicht so erscheint, muß uns nicht stören. Wir sehen auf dem festen Lande nicht nur Hügel und Wälder, sondern sogar recht hohe Berge, und demnach kommt es uns vor, daß die Erde nicht rund und glatt seyn könnte. Und doch ist es so; denn auch der höchste Berg ist nur etwa eine deutsche Meile hoch, also gegen die große Erdkugel von solcher Unbedeutendheit, als wenn auf einer großen Kegelkugel ein Sandkörnchen klebt. Werde ich, wenn eine solche Kugel mit Staub bedeckt ist, deswegen leugnen, daß sie eine Kugel und glatt sey? An zwei entgegengesetzten Punkten, die man Pole nennt, ist die Erde ein wenig eingedrückt. Dieser Eindruck beträgt auf jeder Seite etwa drei Meilen. Könnten wir daher einen langen Stab so in die Erde bohren, daß er durch den Mittelpunkt der Erde ginge, und auf der entgegengesetzten Seite wieder herauskäme, so würde er **6** Meilen länger seyn, als der Stab, den man von einem Pole zum andern durch die Erde bohrte. Solcher Stab müßte ungefähr **1720** Meilen lang seyn. Wollte man aber rings um die Erde in gerader Richtung reisen, so müßte man **5400** Meilen zurücklegen.

Um sich auf der Erde zurecht zu finden, muß man sie in gewisse gleiche Theile theilen, d. i. verschiedene Linien, die in gleicher Entfernung von einander sind, über sie hinziehen. Denn wenn z. B. ein Seefahrer eine neue Insel entdeckt, so kann er die Lage der Insel nicht anders angeben, als wenn er sagt, sie liege in diesem und jenem Theile der Erde. Wäre die Erde vierseitig, so wäre die Sache leicht abgemacht. Wir brauchten dann nur eine Anzahl Linien in die Länge und in die Quere zu ziehen, und nun zu bestimmen, in welchem kleinen Vierecke der angegebene Ort läge. Aber es ist schwieriger, über eine Kugel ein Netz zu ziehen, weil man keinen Punkt hat, wo man anfangen kann, und doch hat man es möglich gemacht. Die Erde ist nämlich kein im Weltraume ruhender Körper, sondern sie rollt unaufhörlich fort, und zwar dreht sie sich dabei, wie jede rollende Kugel, um ihre eigene Axe, d. i. zwei einander entgegengesetzte Punkte bleiben immer unverändert; um diese schwingt sie sich herum. Diese beiden Punkte heißen die Pole, und zwar der eine der Nordpol, der andere der Südpol. Denkt man sich nun einen Stab von einem Pole zum andern durch den Mittelpunkt der Erde, so würde ein solcher Stab die Erdaxe seyn, und eine Länge von **1720** Meilen haben.

Von diesen zwei Punkten geht man aus, und denkt sich eine Linie, welche rings um die Erde läuft, von beiden Polen gleich weit entfernt. Diese Linie heißt der Aequator oder die Linie,

und ist, wie gesagt, 5400 Meilen lang. Sie theilt die Erde in die nördliche und südliche Hälfte. Nun haben wir schon eine Linie, von welcher wir nach Norden und nach Süden rechnen können. Will ich also die Lage eines Ortes bestimmen, so brauche ich nur zu wissen, wie weit er vom Aequator nach Norden oder nach Süden liege. Das nennt man die Breite. Aber damit ist die Sache noch nicht abgemacht. Weiß ich z. B., daß eine Stadt 66 Meilen nördlich vom Aequator liegt, d. i. weiß ich ihre Breite, so kann sie ebenso gut in Asien und Nordamerika als in Europa liegen; ich muß also auch ihre Länge wissen. Dazu denkt man sich eine Menge Kreislinien, die rings um die Erde laufen, und zwar von einem Pole zum andern. Diese Linien werden sämmtlich den Aequator in einem rechten Winkel schneiden, und alle in zwei Punkten, nämlich in den Polen, zusammentreffen. Sie heißen Mittagslinien oder Meridiane, weil alle Oerter, die unter demselben Meridiane liegen, zu gleicher Zeit Mittag haben. Welche Oerter liegen aber unter demselben Meridiane? — Natürlich alle die, welche in gleicher Richtung von Norden nach Süden liegen. Sitzen z. B. die Schülerinnen so, daß sie das Gesicht nach Norden oder Süden richten, so haben alle die, welche hinter und vor einander sitzen, denselben Meridian; hingegen hat jede, die daneben sitzt, einen andern Meridian. Umgekehrt ist es, wenn sie mit dem Gesichte nach Osten oder Westen sitzen. Dann geht derselbe Meridian über alle die, welche auf einer Bank sitzen, hin, und jede Bank hat einen andern Meridian. Daraus sieht man, daß man so viele Meridiane annehmen kann, als Punkte von Osten nach Westen neben einander liegen. Die Lage eines Ortes von Westen nach Osten nennt man die Länge. Aber hierbei tritt ein schwieriger Umstand ein. Bei Bestimmung der Breite hatte ich eine bestimmte Linie, von welcher ich ausgehen konnte, den Aequator; wo soll ich aber bei Bestimmung der Länge anfangen, da ein Meridian so gut der erste seyn kann, als der andere? So ist es allerdings; darum nimmt man willkührlich einen derselben als den ersten an. Die Engländer haben sich für den Meridian entschieden, der über die Sternwarte bei London geht; die Franzosen nehmen den Meridian von Paris als den ersten an; die Russen nennen den Meridian von Petersburg den ersten; wir Deutschen dagegen rechnen von demjenigen an, der über die westlichste Spitze der canarischen Insel Ferro hinläuft. Hiernach hat man also einen bestimmten Anfang für die Länge wie für die Breite.

Ehe wir nun durch Beispiele dies uns deutlich zu machen suchen, merke man noch Folgendes. Die Mathematiker haben jeden Kreis, gleich viel, ob er groß oder klein ist, in 360 Grade eingetheilt. Also besteht auch der Aequator, so wie jeder Meri-

dian, aus 360 Graden. Jeder Grad, der hier ungefähr 15 deutsche Meilen enthält, wird wieder in 60 Minuten, und jede Minute in 60 Secunden getheilt *). Betrachte ich also auf einer künstlichen Erdkugel, einem Globus, einen Meridian, so werde ich finden, daß die Hälfte desselben, d. i. von einem Pole bis zum andern, 180 Grade enthält, und also der 4te Theil, d. i. von einem Pole bis zum Aequator, 90 Grade. Darum kann die Breite eines Ortes nie mehr als höchstens 90 Grad seyn; jeder Pol liegt unter dem 90sten Grade vom Aequator. Mit der Länge ist dies anders. Da zählt man von dem ersten Meridian bloß nach Osten, rings um die Erde herum, und daher kann es seyn, daß ein Ort unter dem 359sten Grade der Länge liege. Doch geschieht es auch zuweilen, daß man die Länge nach Osten und nach Westen zählt, d. i. man zählt 180 Grade nach Osten und 180 Grade nach Westen; aber dann muß ausdrücklich dabei bestimmt werden, wie man gezählt hat. Geschieht das nicht, so hat man bloß nach Osten gezählt.

Beispiele, die jeder Lehrer so lange vermehren wird, bis alle Schülerinnen das Gesagte begriffen haben, sind folgende: Wenn ich eine Stadt, die unter 52°, 31′, 14″ nördlicher Breite liegt, aufsuchen soll, so suche ich auf der Landkarte oder dem Globus die Linie auf, die 50 Grade über dem Aequator liegt, und nehme dann noch 2°, 31′, 14″ dazu. Nun habe ich die Breite, und frage, unter welchem Grade der Länge sie liege. Ist die Antwort 31°, 2′, 30″, so suche ich den Meridian von Ferro auf, und zwar den Punkt, wo er den vorher gefundenen Grad der Breite durchschneidet, und gehe 31 Grade 2 Minuten 30 Secunden nach Osten. Wo nun beide Punkte, der der Länge und der der Breite, zusammentreffen, muß die Stadt liegen, nämlich Berlin. — Ferner: ein Seefahrer meldet, er habe eine neue Insel entdeckt, die unter dem 25. Grade nördlicher Breite und dem 300. Grade östlicher Länge liege. Wenn ich die Lage auf dem Globus aufsuche, so werde ich finden, daß sie bei Amerika liegen, und zwar eine der Bahamainseln seyn müsse. — Endlich: eine Freundin verliert ihre Eltern, und ein Oheim nimmt sie zu sich. Aber er wohnt sehr entfernt; sie muß über die See reisen, und meldet uns endlich, sie wohne unter dem 34° südlicher Breite, und dem 36° der Länge. Wo ist das? —

Wie man die Breite und die Länge eines Ortes finde, läßt sich den Mädchen schwer begreiflich machen, und ist auch unnöthig. Aber die Nachdenkenden werden beantworten können: ob

---

*) Der Kürze wegen bezeichnet man den Grad mit °, die Minute mit einem und die Secunde mit zwei Strichen. Wenn wir also finden: 23° 36′ 5″, so heißt dies: 23 Grade, 36 Minuten, 5 Secunden.

alle Grade der Breite einander gleich seyn müssen? — Auch die Längengrade unter verschiedener Breite? z. B. ist ein Längengrad unter dem Aequator eben so groß als ein Längengrad in der Nähe des Pols?

So wie man über den Globus so viele Meridiane ziehen kann als man will, so kann man sich auch unzählige Kreise denken, die mit dem Aequator parallel laufen, nach Norden und nach Süden. Je weiter sie sich vom Aequator entfernen und also den Polen näher kommen, desto kleiner werden sie. Sie schneiden alle Meridiane in einem rechten Winkel, und werden Parallelkreise genannt. Haben wir nun von zehn zu zehn Grad über den Globus einen Meridian gezogen (also wie viele?), und dann von zehn zu zehn Grad einen Parallelkreis, so ist der Globus mit einem Liniennetze bedeckt, und jeder Ort liegt nun in einem der vielen, dadurch entstandenen Vierecke *).

Vier der Parallelkreise haben besondere Namen, die beiden Wendekreise und die beiden Polarkreise. Die Wendekreise befinden sich 23 Grad 28 Minuten nördlich und südlich vom Aequator. Warum man eine so ungleiche Zahl von Graden angenommen hat, wird gleich unten erklärt werden. Der nördliche Wendekreis heißt der Wendekreis des Krebses, und der südliche der Wendekreis des Steinbocks. Zwischen ihnen befindet sich also der Aequator, und ein Raum von 46 Graden 56 Minuten. Dieser von ihnen eingeschlossene Raum heißt die heiße Zone, und da man die Wendekreise auch Tropen nennt, so wird jener Raum auch die tropischen Gegenden genannt. Also tropische Gegenden und heiße Zone ist gleichbedeutend. Vom Nordpol 23 Grad 28 Minuten südlich ist der nördliche Polarkreis, und vom Südpol 23 Grad 28 Minuten nördlich der südliche Polarkreis, so daß also jeder Polarkreis eben so weit vom Pole entfernt ist, als jeder Wendekreis vom Aequator. Diese Annahmen sind nicht willkürlich, sondern haben ihren guten Grund, wie gleich nachher gezeigt werden wird. Der Raum, der zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem nördlichen Polarkreise sich befindet, heißt die nördliche gemäßigte Zone; der Raum aber zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem südlichen Polarkreise die südliche gemäßigte Zone. Endlich der Raum zwischen dem Nordpole und dem nördlichen Polarkreise wird die nördliche kalte Zone, und der Raum zwischen dem Südpole und dem südlichen Polarzirkel die südliche kalte Zone genannt. Demnach giebt es 2 kalte Zonen, 2 gemäßigte, und eine heiße. Die heiße aber ist eigentlich auch eine doppelte; nur hängen

---

*) Vierecke sind es zwar eigentlich nicht, weil die Erde eine Kugel ist. Es würden Vierecke seyn, wenn die Erde ein großes Viereck bildete.

beide beim Aequator zusammen. Der ganze Raum zwischen dem Aequator und jedem Pole enthielt 90 Grade. Davon kommen 23 Grad 28 Min. auf die heiße, ebenso viel auf die kalte; wie wie viel bleiben also für die gemäßigte noch übrig? Und in welcher Zone wohnen wir?

Daß es auf der Erde Tag und Nacht giebt, beruht auf der Umdrehung der Erde um ihre Axe. Die Zeit ihres Umschwungs haben wir in 24 Stunden getheilt. In 12 Stunden hat sie also die Hälfte ihres Umschwungs, in 6 St. den vierten Theil vollendet. Diese Abwechslung von Tag und Nacht würde auch statt finden, wenn die Erde auf einem Flecken stände, und sich nur um sich selbst bewegte. Denke ich mir, das Fenster wäre die Sonne, und drehe ich mich im Zimmer, auf Einem Flecke stehen bleibend, um mich selbst herum, so wird bald meine Vorder-, bald meine Hinterseite erleuchtet seyn; für die eine Hälfte ist es Nacht, für die andere Tag. Dieser Umschwung der Erde um sich selbst beträgt 5400 Meilen, weil der Umfang der Erdkugel diese Größe hat. Aber alle Theile der Erdoberfläche haben nicht denselben Umschwung. Unter dem Aequator ist der Umschwung am größten; hier allein beträgt er wirklich 5400 Meilen; aber je näher ein Ort an den Polen liegt, desto geringer ist der Umschwung; z. B. bei uns in Deutschland beträgt er nur ungefähr 3300 Meilen, und gerade unter den Polen findet gar kein Umschwung statt.

Aber die Erde dreht sich nicht allein um sich selbst, wie eine aufgehängte, sich drehende Kugel, sondern sie rückt unaufhörlich fort, und läuft dabei in einer etwas länglichen Bahn um die Sonne. Daß sie dazu ein Jahr, d. i. 365 Tage 5 St. 48 Min. 45½ Sec. nöthig habe, ist bekannt. Aber sie rollt nicht bloß fort, wie eine hingerollte Kegelkugel, sondern sie fliegt zugleich weiter. Rollte sie bloß, so würde sie des Jahrs noch nicht volle 2 Mill. Meilen zurücklegen, da sie doch wirklich einen Weg von 131 Mill. Meilen macht. Ihr Lauf ist also mehr mit einem Fluge zu vergleichen, bei dem sie sich aber immer um sich selbst dreht. Bei dieser großen Reise, auf der wir uns befinden, legen wir in einer Stunde beinahe 15,000 Meilen, und in einer Secunde über 4 Meilen zurück. Die Schnelligkeit einer abgeschossenen Kanonenkugel ist gegen diese ungeheure Geschwindigkeit wie das Kriechen einer Schnecke; denn eine solche Kugel legt in einer Secunde nur 600—800 Fuß, also höchstens den 30sten Theil einer Meile zurück. Daß wir von der raschen Fortbewegung nichts fühlen, und es uns vorkommt, als stände die Erde mit uns still, rührt daher, daß die Bewegung äußerst sanft ist, weil die Erde an nichts anstößt, und daß alle Gegenstände um uns herum zugleich sich fortbewegen. Eine ähnliche

Erscheinung bemerken wir, wenn wir in einem Kahne fahren. Sehen wir auf den Boden des Fahrzeugs und auf die neben uns sitzenden Menschen, so bemerken wir keine Fortbewegung, so schnell auch der Kahn schießen mag; erst wenn wir nach dem Ufer hinsehen, bemerken wir, ob wir still stehen oder weiter kommen, und mit welcher Schnelligkeit dies geschieht. Daher merken wir auch die Fortbewegung der Erde erst an der Beobachtung der Gestirne.

Woher aber kommen die verschiedenen Jahreszeiten und die Ungleichheit der Tag- und Nachtlänge? Dies deutlich zu machen ist schwer. Auf die folgende Art wird es vielleicht möglich seyn. Man stelle in die Mitte des Tisches ein Licht, welches die Sonne vorstellt. Ist der Tisch länglichrund, desto besser; dann wird der Rand desselben die länglichrunde Erdbahn bezeichnen. Hat der Tisch eine andere Gestalt, so muß man ihn sich länglichrund denken. Dann stelle man den Globus so auf den Tischrand, das die Axe der Erde senkrecht steht, also den Nordpol nach oben, den Südpol nach unten; oder ist kein Globus bei der Hand, so nehme man einen Knaul, durch den man eine Stricknadel steckt, um dadurch die Erdaxe und die Pole zu bezeichnen. Wenn man nun den Globus herumdreht, so werden die Schülerinnen bemerken, daß das Licht, welches nur die eine Hälfte der Kugel auf einmal erleuchtet, seine Strahlen bis an die beiden Pole wirft. Hätte die Erde fortwährend diesen Stand, so wären Jahr aus Jahr ein Tag und Nacht immer gleich, und es fände in jedem Lande immer nur eine und dieselbe Jahreszeit statt. In der heißen Zone wäre es ewiger Sommer; in der gemäßigten würden wir eine Luft haben wie im Herbste, und in der kalten Zone hörte der Winter nie auf. Aber glücklicherweise steht die Erdaxe so senkrecht nur zwei Male im Jahre, am 21sten März und 21sten September. An diesen Tagen ist daher auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich; die Sonne steht gerade über dem Aequator, und scheint also Tag und Nacht bis an die Pole.

Nun aber fängt die Erdaxe an, sich etwas auf die Seite zu neigen. Vom 21sten März an neigt sich der Nordpol nach der Sonne hin, und diese Neigung nimmt bis zum 21. Jun., also ein ganzes Vierteljahr, nach und nach so zu, daß an diesem Tage die Sonne gerade über dem Wendekreise des Krebses steht. Dies ist der äußerste Punkt, über welchen die Sonne senkrecht zu stehen kommt. Nun sehen wir, warum die Wendekreise gerade 23 Grad 28 Min. von dem Aequator entfernt waren; weil nämlich hier gerade die Sonne am 21sten Jun. zu stehen kommt. Als die Sonne gerade über dem Aequator stand (an welchem Tage?), schien sie bis an den Nordpol; nun aber, da

sie gerade über dem Wendekreise steht, scheint sie um 23 Grad 28 Min. über den Pol hinweg, also — bis an das entgegengesetzte Ende des nördlichen Polarkreises. Auf diese Art ist es erklärlich, daß der Nordpol vom 21. März bis 21. Jun. keine Nacht hat; denn wenn wir unsern Globus so stellen, daß die Flamme des Lichts auf dem Tische gerade über dem nördlichen Wendekreise steht, und den Globus nun um seine Axe drehen, so werden wir sehen, daß der ganze Raum um den Nordpol bis an den Polarkreis immer fort erleuchtet bleibt. Umgekehrt bekommt der Südpol innerhalb des südlichen Polarkreises gar kein Licht; hier ist die ganzen 24 Stunden des Tags hindurch beständig Nacht. In dieser Zeit ist für die ganze nördliche Erdhälfte Frühling und Sommer, und am 21. Jun. der längste Tag. Für die südliche Erdhälfte aber ist es Herbst und Winter und jener Tag der kürzeste Tag.

Vom 21. Jun. an neigt sich die Erdaxe nun wieder zurück, und nach einem Vierteljahre, vom 21. September, steht sie wieder ganz senkrecht, und in derselben Lage wie am 21. März. Die Sonne ist dann senkrecht über dem Aequator; sie scheint bis an beide Pole; Tag und Nacht sind auf der ganzen Erde gleich; für die nördliche Erdhälfte ist nun der Sommer zu Ende; der Herbst bricht an. Der Südpol dagegen, wo bis dahin Nacht war, sieht jetzt die Sonne am Ostrande hervorgehen; für die südliche Erdhälfte fängt nun der Frühling an.

Vom 21. September an neigt sich die Erdaxe auf die andere Seite; der Nordpol neigt sich von der Sonne ab, und der Südpol zu ihr hin. Dies währt so fort, bis zum 21. December. Täglich werden in der nördlichen Hälfte die Tage kürzer; die Sonne steht täglich schräger am Himmel. In der südlichen Hälfte dagegen steigt die Sonne immer höher, der Sommer rückt um so weiter vor, je mehr bei uns der Winter vorrückt, bis endlich am 21. December die Sonne senkrecht über dem Wendekreise des Steinbocks steht. Dann findet dasselbe statt, was wir vom 21. Jun. gesagt haben, nur mit dem Unterschiede, daß es für die südliche Erdhälfte gilt. Bei uns ist dann der kürzeste, für die südliche Erdhälfte der längste Tag; hier ist Sommer, bei uns Winter.

Vom 21. December an richtet sich die Erdaxe wieder mehr auf, bis sie am 21. März wieder senkrecht, und die Sonne gerade über dem Aequator steht. Die beiden Tage, an denen Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleich sind, der 21. März und der 21. September, werden das Aequinoctium oder die Tag- und Nachtgleiche genannt. Dagegen heißen der 21. Jun. und 21. December die Sonnenstillstandspunkte.

4. Die Erde als physischer Körper.

1. Von dem Erdkörper im Ganzen.

Von dem Innern unserer Erde wissen wir so gut als nichts. Die tiefsten Bergwerke dringen nur etwa 3000 Fuß in die Erde hinein, also den achten Theil einer deutschen Meile. Nun war aber die Erdkugel 1720 Meilen dick; also beträgt die größte Tiefe der Bergwerke nur den 13,760sten Theil der Erddicke. Das ist gegen das Ganze so unbedeutend, als wenn ich einen großen, großen Kürbis nehme, und mit einer Nadel ganz wenig in seiner Schale ritze. So wenig, wie ich hier von seinem Innern urtheilen kann, so wenig kann ich es, wenn ich in das tiefste Bergwerk fahre. Warum hat man aber nicht einmal versucht, bis in das Innere der Erde hineinzugraben? — Einmal ist dies schon darum unmöglich, wenigstens sehr schwierig, weil es ungeheure Kosten erfordern würde; denn man müßte doch wenigstens 10—20 Meilen sich durch die festesten Steinarten hindurcharbeiten, und doch würde man von dem eigentlichen Innern immer noch nicht viel wissen, wenn man nicht einige hundert Meilen hineingrübe. Zum andern hat man die Erfahrung gemacht, daß, wenn man in die Erde gräbt, von allen Seiten Wasser herzuströmt. Nun schafft man es zwar durch Dampfmaschinen aus den Gruben heraus; allein je tiefer man kommt, desto stärker ist der Andrang, und zuletzt würde man es wohl nicht mehr gewältigen können. Ein dritter Grund ist folgender: höchst wahrscheinlich sind unter der Erdrinde ungeheure Höhlen, die meist mit Wasser angefüllt seyn mögen. Diese würden jedem Vordringen in das Innere der Erde sich entgegensetzen. Viertens endlich: man hat bemerkt, daß die Luft desto feiner wird, je höher man steigt, so daß der Mensch, wenn er eine Meile weit in die Luft steigt, kaum noch athmen kann. Der umgekehrte Fall tritt ein, wenn man in die Erde steigt. Je tiefer man kommt, desto dicker und schwerer wird die Luft. In den tiefsten Gruben, die bisher angelegt worden sind, hat man es noch ertragen können; aber man kann berechnen, daß der Mensch in größerer Tiefe den Druck der Luft nicht würde aushalten können, und daß er ersticken müßte. Aus dem allen geht hervor, daß wir die Hoffnung, das Innere der Erde kennen zu lernen, aufgeben müssen.

Aber Vermuthungen haben wir darüber allerdings. Zuvörderst ist das, was wir kennen, gewiß nur die Erdrinde, die von dem Kern ganz verschieden ist. Wie dick diese Rinde sey, kann natürlich nicht bestimmt angegeben werden; doch hat man Ursache, wenigstens einige Meilen anzunehmen. Unter und in dieser Rinde befinden sich ohne Zweifel ungeheure Höhlen, welche die

Wassermasse aufgenommen haben, die ehemals die ganze Erde, selbst die höchsten Gebirge, bedeckte. Wo könnte dies Wasser sich anders befinden, als in solchen weiten Klüften, die gewiß zum Theil sich meilenweit erstrecken? Woraus die Rinde besteht, wissen wir allerdings, nämlich aus den verschiedenen Steinarten, die hier und da mit mehr oder weniger Erde oder Sand bedeckt sind. Da die Erdoberfläche damit bedeckt ist, und jene Steinarten sich so tief, als man in die Erdrinde eingedrungen ist, finden, so ist allerdings wahrscheinlich, daß die ganze Erdrinde aus ihnen bestehe. Aber woraus mag der Erdkern bestehn? — Sonst glaubte man, und viele glauben es noch, daß diese Steinarten bis in den Mittelpunkt der Erde fortliefen, und daß namentlich die Steinart, die man Granit nennt, den Hauptbestandtheil der Erde ausmache; denn der Granit ist einer der härtesten und urältesten Steine. Aber neuere Naturforscher haben durch Berechnung gefunden, daß die Erde viel schwerer sey, als sie seyn würde, wenn irgend eine bekannte Steinart den Kern bilde. Es muß eine weit schwerere Masse den Erdkern bilden; vielleicht eine Metallart. Im Grunde kann uns das freilich ganz gleichgültig seyn; aber der Mensch findet doch ein Vergnügen darin, alles das zu erforschen, was auf unsern Planeten Bezug hat. Manche haben sogar geglaubt, die Erde sey eine hohle Kugel, in der vielleicht eine Welt im Kleinen sey. Aber diese Vermuthung fällt schon dadurch weg, daß die Erde sonst viel leichter seyn müsse. „Aber", werden viele fragen, „wie kann man denn die Schwere der Erde wissen, da man sie doch nicht auf die Wagschale legen kann?" Das kann aber denen, die keine Mathematik verstehen, nicht erklärt werden, und die Schülerinnen müssen sich dabei beruhigen, daß man wirklich durch Berechnungen die Schwere des Erdkörpers erfahren könne.

2. Von dem festen Lande.

Wenn wir uns denken, daß wir hoch über der Erde schwebten, so würden wir auf ihr größtentheils Wasser erblicken, in welchem sich eine sehr große Insel (Europa, Asien und Afrika), eine auch große, aber mehr lange als breite (Amerika), und eine kleinere (Neuholland) befände. Die andern Inseln und Inselchen würden wir gar nicht bemerken. Das ganze Festland nimmt nicht viel mehr als den vierten Theil der Erdoberfläche ein. Es besteht aus fünf Erdtheilen: Europa, Asien und Afrika hängen zusammen, und bilden die sogenannte alte Welt, weil sie schon den Alten bekannt war; Amerika, erst seit 1492 durch Colombo entdeckt, und Australien (Südindien), von dem die Insel Neuholland ein Theil ist, und das wir erst seit Cooks Entdeckungsreisen (1768—1779) näher kennen.

Die ganze Oberfläche des festen Landes ist höchst unregelmä-

ßig, voll Höhen und Tiefen. Es stellt das Bild eines Oceans dar, dessen hochaufschlagende Wellen plötzlich erstarrten. Die Grundlage alles Landes bilden die Gebirge, so wie die Knochen dem menschlichen Körper Festigkeit geben. Zwischen ihnen senken sich die Thäler ein, und da, wo keine Gebirge sind, finden sich Ebenen, die entweder mit Erde oder mit Sand bedeckt sind. Die höchsten Berge erheben sich nicht über eine deutsche Meile.

Eine genaue Untersuchung der Gebirge hat gezeigt, daß sie nicht alle zugleich entstanden sind. Man nimmt an, daß vor undenklichen Zeiten, ehe es noch Menschen und Thiere gab, der Erdkern, der damals noch keine Rinde hatte, mit Wasser bedeckt war, aber nicht mit dem klaren, durchsichtigen Wasser, wie wir es jetzt überall finden, sondern mit einem dicken, trüben, in welchem sich alle Erden und Steine aufgelöst befanden. Das Wasser war also breiartig, und darum konnten auch noch keine Thiere darin leben. „Warum aber", wird man fragen, „senkten sich nicht die schwerern Theile zu Boden?" Darum nicht, weil sie nicht einzeln im Wasser herumschwammen, sondern mit demselben zu einem Ganzen verschmolzen waren, so wie bei der Milch die fetten und wässrigen Theile so innig verbunden sind, daß nichts davon zu Boden sinkt. Thun wir aber eine Säure in die Milch, so trennen sich die fetten und wässerigen Theile, und jene fallen zu Boden. Das wird ein Niederschlag oder eine Fällung genannt. So muß es auch mit dem Meere der Fall gewesen seyn. Durch Ursachen, die wir nicht mit Gewißheit ausmitteln können, entstand in dem großen breiartigen Meere ein Niederschlag. Die festeren Theile trennten sich vom Wasser, und sanken zu Boden, und hier schossen sie zum Theil zu Krystallen an, zum Theil fielen sie unförmlich als Erde zu Boden. So entstand die Erdrinde. Aus den Krystallen bildeten sich die verschiedenen Steinarten. Durch unterirdische Feuer und vulcanische Bewegungen wurden vermuthlich hier und da die Steinmassen gehoben, und dadurch entstanden die Gebirge. Durch das Heben der Berge aber entstanden unter und in der Erdrinde große Höhlen, in welche ein großer Theil des Wassers, das bisher die höchsten Berge bedeckte, abfloß. Wohin sollte es sonst gekommen seyn? Ob nun alle diese großen Veränderungen mit einem Male vorgegangen seyen, ist allerdings sehr zu bezweifeln. Vielleicht sind darüber Jahrtausende vergangen, ehe sich das alles so bildete.

Von diesen ungeheuern Erdrevolutionen finden wir überall auf der Erde Spuren. Wer jemals in einem Gebirge gewesen ist, wird wissen, wie wild und schauerlich da die Felsenstücke durch und über einander liegen, wie Felswände neben einander stehen, denen man es deutlich ansieht, daß sie einst zusammenge-

hörten, und wie noch viel wilder und schauerlicher das alles aussehen würde, wenn nicht Gras und Bäume Leben in die öde Natur gebracht hätten. Daß sonst, ehe es Menschen gab, die Erde bis zu den höchsten Bergen mit Wasser bedeckt gewesen sey, beweisen schon die unzähligen Versteinerungen und andere Ueberreste aus der Thier- und Pflanzenwelt, die alle auf eine Vorwelt hinweisen, von der uns die Geschichte nichts sagt. Unter der Erdoberfläche findet man alle Theile der Pflanzen: Wurzeln, Rinden, Stämme, Blätter, Nadeln und Früchte versteinert vor; ja man hat sogar ganze Wälder tief unter dem Boden gefunden, und zwar liegen hier alle Bäume nach einer Richtung hingestreckt, was auf eine große Wasserfluth hinzudeuten scheint. Manche sind versteinert, andere dagegen sind in eine braune Erde verwandelt, an der man noch die Theile der Bäume erkennen kann. Dabei ist sonderbar, daß man in den nördlichen Ländern auch solche Pflanzen und Bäume versteinert findet, die jetzt nur in ganz warmen Ländern wachsen, z. B. Palmen. In der Gegend von Cöln am Rhein z. B. hat man viele solcher Palmenstämme, sogar mit Nüssen, versteinert gefunden, und im Königreiche Preußen, unfern der Ostsee, liegen in einer Tiefe von 100 Fuß dergleichen versteinerte Wälder. An der Ostküste von England liegt eine Gruppe kleiner Inseln, deren Boden aus Wurzeln, Baumstämmen, Zweigen, Blättern, Sträuchen und Wasserpflanzen besteht. Unter den Bäumen erkennt man Birken, Eichen, Tannen u. a. Sie liegen in allen Richtungen durch einander; die Rinde ist noch gut erhalten, aber das Holz ist schon zu Pulver verwest, außer wo starke Knorren sind. Ganz England ist an solchen unterirdischen Wäldern reich. Daß eine große Gewalt sie niederstreckte, sieht man auch daraus, daß die oberen Stämme glatt abgebrochen sind, neben ihren Wurzelstämmen liegen, und zum Theil noch daran hängen. Solcher Beispiele von unterirdischen Wäldern der Vorwelt könnten unzählige angeführt werden.

Zu diesen Versteinerungen kommen nun noch Abdrücke von Pflanzen, die man in den Steinen findet. Diese Steine müssen damals weich gewesen seyn. Da sieht man Blätter, Nadeln, Blumen und Früchte ganz genau abgedrückt. Sie selbst verfaulten, aber die Abdrücke erhielten sich.

Noch anziehender sind die vielen Ueberreste der Thierwelt aus der Vorzeit. Da ist kein Land, das nicht mehr oder weniger davon aufzuweisen hätte. Am reichsten daran sind alle Kalkgebirge, so daß sehr wahrscheinlich ist, daß viele, wo nicht alle Kalkgebirge aus den Ueberresten untergegangener Seethiere entstanden sind. Auf den Alpen liegen die Muscheln bis zu einer Höhe von 8—9000 Fuß; ja der eine Berg hat eine Kuppe, die

aus lauter Muscheln besteht. Das Sonderbarste dabei ist, daß sie an vielen Orten familienweise beisammen liegen, während sie an andern Stellen von allen Arten wild durch einander geworfen sind. Von Fischen findet man begreiflicherweise nur Abdrücke, die aber so deutlich sind, daß man die Art des Fisches genau bestimmen kann, und da hat man denn gefunden, daß sie sowohl von solchen herrühren, die im süßen als im Meerwasser, in europäischen wie in afrikanischen, amerikanischen und andern Gewässern leben. Auch von Vögeln hat man versteinerte Knochen und Schnäbel ausgegraben, einmal auch eine große Fledermaus. Noch mehr setzen die Ueberreste der vierfüßigen Thiere in Erstaunen, und zeigen uns, daß die Thiere, die vor Entstehung des Menschengeschlechts die Erde bewohnten, zum Theil ungleich größer als jetzt, ja manche ganz ungeheuer groß waren. Nur ein paar Beispiele davon. In Deutschland und Frankreich hat man Knochen, auch ganze Gerippe von Elephanten ausgegraben. Als man bei Paris einen Kanal anlegte, fand man zwei ungeheure Stoß- und zwei Backzähne von Elephanten und dabei Knochen einer Ochsenart und den Schädel einer Antilope. Unter einem Keller in Paris selbst grub man einen Knochen aus, der 227 Pfund wog, und wahrscheinlich einem Seefische gehört hatte. Wie viele tausende von Jahren mochte er nicht schon da gelegen haben! Unter den bei Paris oft gefundenen Knochen sind auch solche, die amerikanischen Thierarten angehören; auch Crocodillgerippe kommen nicht selten vor, da diese Thiere doch seit Menschengedenken nie da gewohnt haben. In den Moorgründen von Irland kam einmal das Gerippe eines ungeheuren Elenthieres zum Vorschein, dessen Geweihe 10 Fuß lang und 300 Pfund schwer war; die Schenkelknochen waren dreimal so dick als die eines Ochsen. Das Thier war also 5mal größer gewesen als die, welche man jetzt sieht, also weit größer als ein Elephant. Auch Deutschland ist reich daran. Vor 130 Jahren fand man bei Kannstadt im Würtembergischen 20 Fuß tief unter der Erde ein großes Knochenlager. Außer 60 gewaltigen Stoßzähnen von Elephanten lagen da, alles durch einander: Gebeine von Nashörnern, Hyänen, Wölfen, Hirschen, Ochsen, Pferden, Hasen und andern jetzt ganz ausgestorbenen Thierarten. Die meisten und größten Elephantenknochen aber findet man im nördlichen Asien, in der Nähe des Eismeeres, in einem Klima, in welchem bekanntlich die Elephanten nicht leben können. Entweder muß sich also seit jenen undenklichen Jahren das Klima der Länder ganz geändert haben, oder die Knochen müssen von einer andern Elephantenart herrühren, oder durch große Ueberschwemmungen aus den südlichen Gegenden dahin geführt worden seyn. Man nennt dergleichen Riesenknochen **Mammuthknochen.** Es giebt ihrer dort so viel, daß

die Russen damit einen einträglichen Handel treiben. Das merkwürdigste war, daß man vor einigen und zwanzig Jahren dort gar ein ganzes Mammuthtier mit Haut und Haaren fand. Ein Häuptling der Tungusen entdeckte schon im Sommer 1799 unweit des Ausflusses des großen Stromes Lena ein großes Thier zwischen den Eisschollen; aber er konnte vor dem Eise nicht hinzu. Erst 1801 erkannte man die eine Seite und einen Stoßzahn, aber vor dem Jahre 1804 konnte man sich ihm nicht nähern. Jetzt lag es auf einer Sandbank, und nun konnte man es näher betrachten. Die unwissenden Jakuten sägten ihm die mächtigen Stoßzähne ab und zerstückelten das Fleisch, um damit ihre großen Hunde zu füttern. Auch kamen bald Wölfe und weiße Bären herbei, um sich an den Ueberresten des Ungeheuers zu laben. Glücklicherweise kam ein gelehrter Naturforscher 1807 aus Petersburg in diese Gegend, hörte davon, und untersuchte das Thier. Leider war schon alles Fleisch fort; aber das vollständige Gerippe bis auf die Stoßzähne und einen Vorderfuß war noch unversehrt, und die Knochen hingen noch durch Sehnen zusammen. Am Kopfe war das Ohr mit einem Schopfe von Haaren noch bedeckt, und der Hals hatte eine lange Mähne. An den Beinen waren die Haut und die Hufe noch übrig. Die zum Theil noch erhaltene Haut des Leibes war dunkelbraun und mit röthlichem Haare und schwarzen Borsten besetzt, und so schwer, daß zehn starke Männer sie kaum forttragen konnten. Der Schädel allein wog über 400 Pfund. Welches Ungeheuer! Das Gerippe wird noch in Petersburg aufbewahrt. Das sah man nun wohl, daß es kein Elephant war, sondern ein bis jetzt ganz unbekanntes Thier. Aber wer vermag die Frage zu beantworten, ob diese Thierart noch existirt, vielleicht in den äußersten Polargegenden, wohin noch kein Mensch gekommen ist? Oder sollte es wirklich der Vorwelt angehört, und nur die große Kälte die Verwesung verhindert haben? Dann müßte es aber mehrere tausend Jahre bereits todt dagelegen haben. Bei Buenos Ayres in Südamerika wurde 1789 hundert Fuß unter der Erde ein uraltes Thierskelett gefunden. Das Thier, dem es angehört hat, muß eine Art von Faulthier gewesen seyn, und eine Höhe von 7, und eine Länge von 14 Fuß gehabt haben. Die das Skelett gesehen haben, versichern, das Thier müsse so plump und ungeheuer gewesen seyn, daß das Rhinoceros, der Elephant und das Flußpferd dagegen leicht und zierlich erscheinen würden. Es trat mit den ganzen Tatzen auf, die vorn mit Krallen versehen waren, lebte wahrscheinlich in Höhlen, und nährte sich von Wurzeln und Knollen. Ueberhaupt scheinen diese Ungeheuer der Vorwelt meist pflanzenfressende Thiere gewesen zu seyn. Fleischfressende würden bald die ganze Thierwelt der Umgegend zerstört

haben. An der englischen Küste, unweit der Straße von Calais, fand man 1829 in der Tiefe des Meeres an einer Felsenbank eine ungeheure uralte Schildkröte, ganz incrustirt von einer kalk- und eisenartigen Steinmasse.

Fast überall, wo man die Erde aufwühlt, findet man Spuren einer Vorwelt, von der die Geschichte nichts weiß, und von großen Erdrevolutionen. In dieser Vorzeit, wo es noch keine Menschen gab, hat sich die Oberfläche der Erde so gebildet, wie wir sie jetzt finden. Kleinere Veränderungen gehen zwar zu allen Zeiten vor; es stürzen Berge ein, es richten Erdbeben und Vulcane Verwüstungen an, das Meer reißt Stücke Landes weg u. s. f.; aber das sind unbedeutende Ereignisse gegen die frühern großen Revolutionen, auf die wir jetzt einen Blick werfen wollen.

Nachdem die früher im Meerwasser aufgelösten Mineralien auf den Boden niedergeschlagen waren, und sich die Erdrinde gebildet hatte, entstanden die Gebirge, aber auch nicht plötzlich, sondern nach und nach. Man nennt diejenigen, die sich zuerst gebildet haben, Urgebirge. Dahin gehört besonders der Granit, aber auch einige andere Steinarten, die wir jedoch hier nicht anführen wollen, weil sie in die Naturbeschreibung gehören. Jetzt erst können die ersten Thiere entstanden seyn. Denn wo hätten sie früher leben sollen? Das Meer bedeckte ja alles Land, und das Wasser konnte, so lange es nicht klar war, von keinen Thieren belebt seyn. Aber nun scheint es mit einigen Seethieren belebt worden zu seyn; doch müssen sie noch in keiner großen Menge existirt haben. Daß dieß so geschehen sey, sieht man daraus, daß man in den Urgebirgen weder Versteinerungen noch Abdrücke von der Thier- und Pflanzenwelt findet, wohl aber in den

Uebergangsgebirgen. Sie bezeichnen die zweite große Erdrevolution. Nicht alle Mineralien waren gleich anfangs niedergeschlagen; manche befanden sich noch im Meere aufgelöst, und diese senkten sich erst, nachdem schon die Urgebirge fest dastanden. Das Wasser schwemmte die anfangs lockern und weichen Steine an die schon festen Urgebirge an. Man findet sie daher meist an den Abhängen der Urgebirge gelagert. Sie enthalten schon einige, aber nur wenige Versteinerungen von Seepflanzen und Seethieren.

Aber nun entstanden die Seethiere in dem ganz klar gewordenen Meerwasser in ungeheurer Menge. Das ganze Meer wimmelte von Muscheln, Molusken und Fischen; auch wurden schon einzelne Stücken Landes vom Wasser entblößt und mit Pflanzen bedeckt. Da ereignete sich die dritte große Erdrevolution. Die ganze Erdoberfläche erlitt eine völlige Umwälzung. Ungeheure Wasserfluthen zertrümmerten ganze Gebirge; Felsen wurden über Felsen geworfen, nur die Kerne der Urgebirge wider-

standen, und an sie heran warfen die Fluthen die Muscheln und andere Seethiere, die Pflanzen und große Steinmassen. Der größte Theil der damaligen Meerbevölkerung ging dabei zu Grunde; es bildeten sich neue Felsenschichten, die man Flötzgebirge nennt. Dies sind die Steinarten, in denen man die zahllosen Versteinerungen von Seethieren findet.

Nach dieser dritten Revolution waren neue Landstrecken trocken geworden. Sie wurden mit Pflanzenwuchs überzogen; aber gewiß gehörten Jahrhunderte oder Jahrtausende dazu, ehe sich die den Pflanzen nöthige Dammerde bildete. Die Flötzgebirge hatten sich auch an die Urgebirge gelagert, und die Uebergangs- und zum Theil auch die Urgebirge ganz bedeckt. Nachdem sich das Meer wieder beruhigt hatte, und alles wieder geordnet war, entstand eine neue Bevölkerung. Das Meer wimmelte bald wieder von Thieren, und nun scheinen auch die Landthiere entstanden zu seyn. Früher konnten sie wohl nicht existiren, weil es an Pflanzen fehlte, von denen sie leben mußten.

Nach diesen drei großen Erdumwälzungen scheinen keine neuen vorgekommmen zu seyn, die sich über die ganze Erde erstreckten. Es kommen nur noch einzelne Ueberschwemmungen vor, welche freilich groß genug gewesen seyn mögen, um die Gestalt ganzer Erdtheile zu verändern, und ganze Thiergenerationen zu begraben. Durch sie mögen auch wahrscheinlich jene unterirdischen Wälder umgestürzt, und mit Erde und Steinen bedeckt worden seyn. Auch sind ohne Zweifel durch sie jene großen Thierüberreste in die Erde gegraben worden. Man nennt das durch sie über die Länder hinweggeführte Gerölle und die herbeigeschwemmten Steinmassen die aufgeschwemmten Gebirgsarten.

Erst nach diesen großen Fluthen scheint das Menschengeschlecht entstanden zu seyn. Die ganz großen, riesenhaften Thiergeschlechter hatten nun schon ihren Untergang gefunden; darum konnten die Menschen eher Raum und Gedeihen finden. Selbst aus der ersten Zeit nach der Erschaffung des Menschengeschlechts haben sich die Sagen von öfters wiederholten großen Ueberschwemmungen erhalten, von denen die Geschichte aller alten Völker zeugen.

Die Ursachen aller jener großen Erdrevolutionen sind ohne Zweifel Erdbeben und Vulcane gewesen. Man findet auf der Erde, aber immer in der Nähe des Meeres, eine Menge Berge, aus deren Gipfel ein beständiger Rauch aufsteigt, in deren Innerem es von Zeit zu Zeit wie die stärksten Donnerschläge kracht, und die dann und wann eine große Masse glühender und geschmolzener Materie, die man Lava nennt, auswerfen. Diese Vulcane haben alle eine Kegelform, weil sie durch den Auswurf der Asche und Lava entstanden sind. Es giebt nämlich manche Mineralien, die sich entzünden, sobald sie

von Wasser berührt werden. Wer weiß nicht, daß das bei dem gebrannten Kalk der Fall ist. Ebenso ist es mit der Steinart, die man Schwefelkies nennt, und die Eisen- und Schwefeltheile enthält. In oder unter der Rinde der Erde giebt es nun, wie schon gesagt, ohne allen Zweifel ungeheure Höhlen, die als die Heerde der Vulcane betrachtet werden können. Enthält eine solche Höhle, die vielleicht 1—2 Meilen unter der Erdoberfläche liegen kann, Schwefelkiese, und kommt durch einen Felsenriß aus dem darüber stehenden Meere Wasser hinein, so entsteht eine Entzündung. Das Wasser wird in Dämpfe zersetzt; diese, die keinen Ausweg haben, erregen Erderschütterungen, bis sie sich endlich einen Ausweg nach der Erdoberfläche bahnen. Ist nun ein solcher Durchbruch zu Stande gekommen, so werden aus der mit Feuer und Dampf erfüllten Höhle die geschmolzenen Massen, Asche und Rauch ausgeworfen. Jene häufen sich um die Oeffnung an, und so bildet sich ein Berg, der mit jedem Auswurf höher wird, und oben eine Oeffnung hat, die man den Krater nennt. Oben pflegt ein solcher Krater einen großen Umfang zu haben. Man denke sich ihn wie einen großen, mit vielen kleinen Hügeln und Vertiefungen versehenen Platz, der von einem Lava- und Aschenrande eingeschlossen ist. Man kann in ihn hinabsteigen. Hier sieht man nun eine oder mehrere kleine und große Oeffnungen, aus denen immerwährend Rauch ausströmt, und die sich sehr erweitern, sobald der Vulcan zu speien anfängt. Oft ist der Vulcan viele Jahre lang ruhig; aber der unaufhörlich aufsteigende Rauch und das unterirdische Krachen zeigt, daß ihm nicht zu trauen ist. Zuweilen verschließt sich auch wohl der Krater durch erkaltete Lava, und dann bilden sich zuweilen an der Seite des Kegels neue Oeffnungen. So besteht z. B. der Aetna aus einer ganzen Menge solcher vulcanischer Kegel, zwischen denen sich ansehnliche Thäler befinden.

Alle Vulcane bieten einen höchst öden Anblick dar. An und auf ihnen sieht man nichts als Asche, erhärtete Lava, und Stellen, die einen erstickenden Schwefeldampf ausathmen. Wenn der Berg nun gar bis über die Schneeregion emporragt, so vereinigt sich die Oede der Schneegegend mit dem Bilde der Zerstörung, um das düsterste Bild der Zerstörung zu liefern. Ist der Krater eines Vulcans offen, so hat der Beobachter am Rande einen schauderhaften Anblick. Ein unermeßlicher Abgrund liegt zu seinen Füßen, aus dem Rauch, Dampf, Säuren und selbst einzelne Flammen heraufsteigen. Ungeheure Massen ragen wie Felszacken aus diesem Abgrunde empor, oder hängen an den Seiten, mit Asche und Schwefel bedeckt. Oft strömt eine brennende Hitze herauf, indessen die äußere Oberfläche ringsumher in ewiger Winterkälte erstarrt ist.

Jeder Ausbruch eines Vulcans wird durch manche Erscheinungen zum voraus angekündigt. Der Berg zittert dann und wann, der aus dem Innern ertönende Donner wird heftiger und häufiger, der Rauch und die Asche wälzen sich dichter herauf. Endlich beginnt der Ausbruch selbst. Das erste ist ein heftiges Erdbeben, welches die ganze Gegend erschüttert, aber den Berg am meisten. Aus dem Krater stürzen in fürchterlichem Wirbel, Rauch, Asche und glühende Steine heraus. Es steigt eine mehrere tausend Fuß hohe Feuersäule senkrecht empor. Darauf folgt nach längerer oder kürzerer Zeit ein Lavastrom. Diesem ersten heftigen Ausbruche folgen bald mehrere. Manchmal ruht der Berg mehrere Tage, und beginnt dann mit erneuerter Wuth zu speien. War der Krater oben verschlossen, so sprengt die erste heftige Erschütterung das Gewölbe des Kraters oder zerreißt den Berg an einer andern Stelle. Der Lavaerguß hält gewöhnlich mehrere Stunden ununterbrochen an, unter beständigem Donnern, Krachen und Prasseln im Innern, wälzt sich, alles versengend, Häuser, Bäume, Weinreben, Wiesen und Gärten in Gluth auflösend, den Berg hinab, und erstarrt entweder zuletzt, oder ergießt sich, wenn er den Weg nach dem Meeresufer genommen hat, mit weithin tönendem Gezisch in die hochaufbrausende See. Zuweilen wird durch die Heftigkeit des Ausbruchs der Rand des Kraters zertrümmert, und stürzt zum Theil in den gähnenden Schlund hinab, oder rollt am äußern Abhange hinunter. Furchtbar schön ist die ungeheure Feuersäule anzuschauen, die sich, von Rauch und Asche umgeben und gekrönt, 6000 Fuß oder noch höher aus dem Schlunde senkrecht erhebt, und mehrere Stunden, ja Tage lang unbeweglich zu stehen scheint. Nach und nach schwindet diese Säule, und tritt einer eben so großen Säule von Rauch und Asche ihre Stelle ab, welche mit der großen, noch immer fortdauernden und sich erneuernden Wolke eine majestätische Piniengestalt bildet, aus welcher sich die Asche und Steine weit und breit auf die Gegend herabsenken, und oft alles bedecken und begraben. In der Nacht scheint sie oft von einem röthlichen Schimmer durchdrungen, dem Reste jener Feuersäule, die nicht mehr so hoch steigen kann, und glühende Steine und leuchtende Feuerkugeln kreuzen sich durch die hohe Pinie in allen Richtungen. Nach und nach wird der Stamm der Rauchsäule immer niedriger; die Krone rückt allmälig herab, senkt sich mehr nach den Seiten hin, und hüllt zuletzt den ganzen Berg in Finsterniß ein. Der Wind, der vorher den mächtig aufsteigenden Pinienstamm nicht zu erschüttern vermochte, treibt nun die ungeheure Wolke oft seitwärts, und jagt ihre Asche 60—100 Meilen weit. Endlich hört die Lava auf zu fließen, weil die nachlassenden Dämpfe nicht mehr im Stande sind, sie bis über den Rand

des Kraters zu heben; es erfolgen nur einzelne Stöße, welche Asche, Flammen und Lava auswerfen.

Aber dies sind nicht die einzigen Erscheinungen, die bei dem Ausbruche eines Vulcans vorkommen. Kaum hat sich jene Feuersäule gebildet, als auch die Atmosphäre an dem großen Naturereigniß Theil nimmt. Es bilden sich in der Luft ungeheure Wolken, die von tausend heftigen Blitzen durchkreuzt, und von einem fast unaufhörlichen Donnergebrülle begleitet sind. Die ganze Natur ist im Aufruhr, und die Donner in der Luft liefern die schrecklichsten Accorde zu den Donnerschlägen im Innern des Berges. Die ganze benachbarte Atmosphäre, gewiß auf mehr als 100 Meilen in die Runde, stürzt sich nach und nach in diesen großen Prozeß; die Wolken ziehen, wie durch eine magische Kraft angezogen, aus entfernteren Ländern in diesen allgemeinen Mittelpunkt der Zerstörung, Regengüsse von nie gesehener Größe und Heftigkeit, stürzen auf die Gegend des Vulcans herab, und bewirken eine allgemeinere Zerstörung, als die Lava anrichten konnte. Die in der Luft dicht umherfliegende Lava kommt nun feucht und naß herab, beklebt die Baumblätter, zerreißt durch ihr Gewicht die Aeste, erdrückt die blühenden Kornfelder, und zerstört allen Pflanzenwuchs, vergütet aber den Schaden durch die reichsten Ernten der folgenden Jahre.

Nicht alle Vulcane werfen Lava aus. Die amerikanischen Vulcane namentlich geben bloß Asche, Steine und eine nasse lehmige Masse, auch wohl heißes Wasser von sich, in dem sich noch Fische befinden. Diese Berge sind zum Theil von ansehnlicher Höhe; manche gehören zu den höchsten Bergen der Erde, und man hat Steine von 8—9 Fuß im Durchmesser gefunden, die von ihnen 3 Stunden weit geschleudert waren. Der Krater eines andern hat eine Stunde im Umfange, und sein Rand ist mit ewigem Schnee bedeckt. Er ist in seiner ganzen Weite offen, so daß man in seinen gräßlichen Abgrund tief hinabschauen kann. Große graue Felsmassen erheben sich wie Berge aus dem ewigen Dunkel dieses furchtbaren Schlundes. Alle Erdtheile sind reich an Vulcanen; Europa hat deren noch am wenigsten.

Es ist bekannt, daß die Luft um so kälter werde, je höher man steigt. Zuletzt kommt man dahin, wo der Schnee selbst im Sommer nicht mehr schmilzt. Das nennt man die Gränze des ewigen Schnees oder die Schneelinie. Diese Linie ist nicht überall in gleicher Höhe. In der heißen Zone muß man begreiflicherweise viele tausend Fuß steigen, ehe man zum ewigen Schnee gelangt, während man in der kalten Zone schon in der Höhe von einigen hundert Fuß die Schneelinie erreicht. Auf denjenigen Bergen, die über diese Schneelinie hinausragen, bleibt der Schnee Winter und Sommer liegen, und würde also da immer

neuer Schnee hinzukommt, in alle Ewigkeit zunehmen, wenn er nicht theils verdunstete, theils an den Abhängen der Berge in die tiefern Gegenden hinabgleitete. Wenn nämlich oben sich eine solche Menge Schnee angehäuft hat, daß er das Uebergewicht bekommt, so stürzt er in die Tiefe herab. Oft geschieht es aber auch, daß ganze Massen Schnee hinabrutschen, wenn der Abhang nicht zu steil ist, und in die tiefer liegenden Thäler des Mittelgebirges vorrücken. Solche Schneemassen werden Schneebänke genannt. Sie sind manchmal viele Meilen groß, und mehrere 100 Fuß dick. Sind sie so weit hinabgerutscht, daß im Sommer die Sonne auf sie wirkt, so schmilzt die Oberfläche, und das geschmolzene Wasser dringt hier und da in die Masse ein, friert da wieder, entweder gleich, oder doch im nächsten Winter, und so bildet sich eine feste Eismasse, die man Gletscher nennt. Da sie nun bald wieder mit neuem Schnee bedeckt wird, der im Sommer wieder aufthaut, und dann wieder gefriert, so wird die Masse immer größer, und erhebt sich nicht nur höher in die Luft, sondern rückt auch nach und nach weiter in die Thäler vor. Denn jeder Gletscher macht die Luft umher kalt, und daher kann im nächsten Sommer nicht so viel wegthauen, als im Winter dazu kommt. Daher findet man z. B. in der Schweiz hier und da Gletscher, wo noch vor wenigen Jahren grüne Matten waren.

Die Gestalt der Gletscher ist sehr verschieden. Ist der Boden eben oder glatt abhängig, so bleiben sie auch ziemlich eben und ohne große Spalten. Ist aber der Boden felsig oder überhaupt ungleich, so bekommt die Masse große Risse, und zuletzt wird die Oberfläche so ungleich, daß man ein Meer zu erblicken glaubt, dessen Wogen erstarrt sind. Oft stürzen neue Schneebänke auf einen solchen Gletscher, so daß sich ein Gletscher an und auf den andern häuft, und die Eisbänke sich in den sonderbarsten und verschiedensten Gestalten zeigen. Hier und da reißen, selbst durch die heftige Kälte, große Spalten ein, die manchmal mehrere hundert Fuß Tiefe haben. Doch ist es im Winter auf den Gletschern meist ganz ruhig; es herrscht eine Todesstille. Sobald aber der Sommer kommt, wird es unruhig. Bald kracht es hier, bald kracht es dort; mit furchtbarem Getöse reißen Spalten ein, und vorspringende Eis- und Schneemassen stürzen hinab. Kaum vergeht im Sommer eine Stunde, wo sich nicht neue Spalten erzeugten. Das Reisen ist daher auf solchen Gletschern sehr gefährlich, besonders wenn frischer Schnee gefallen ist, der die Spalten überdeckt. Oft fallen Reisende und Gemsenjäger hinein, und selten kann einer gerettet, ja nicht einmal die Leichname können immer heraufgeholt werden. Zuweilen kommen die Leichen nach vielen Jahren von selbst zum Vorschein

Beim Berge Grimsel in der Schweiz kam einst durch das Quellwasser unter einem Gletscher die Leiche eines Knaben hervor, der 80 Jahre vorher in eine Kluft gefallen war. Der Körper war ganz frisch, als wenn er erst vor einigen Tagen hinabgestürzt wäre. In Tyrol wurde eine Leiche unter einem Gletscher hervorgespült, die 23 Jahre in der Kluft gelegen hatte. Auch dieser Körper war unverwest, aber wie ein Brett zusammengedrückt. Doch kommen auch Fälle vor, wo herabgefallene auf eine wunderbare Weise gerettet werden *).

Besonders schön ist das Farbenspiel des Gletschereises. Es ist schneeweiß, grau, meergrün, azurblau, rosenroth, orangegelb, je nachdem die Lichtstrahlen darauf fallen. Die Spalten zeigen im Innern eine dunkelblaue Farbe, an den Rändern, Ecken und Spitzen aber ein köstliches Meergrün. Mit diesem schönen Farbenspiel bilden die grauen Felsenmassen, die hier und da aus dem Eise und Schnee wie scharfe Nadeln in die Luft ragen, und daher Hörner heißen, einen sonderbaren Contrast. Das Wasser, das aus dem geschmolzenen Eise entsteht, sammelt sich in den Höhlen und Spalten, und findet endlich an irgend einem Punkte einen Ausweg. So entstehen kleine Bäche, die sich unter der Eis- und Schneedecke ein Bett bahnen. Im Winter bleiben sie ganz klein; aber im Sommer wachsen sie stark an, waschen ihr Eisbette immer weiter aus, und bilden an ihrem Ausgange ein großes Gewölbe von oft mehr als 100 Fuß Höhe.

Eine häufige, aber furchtbare Erscheinung auf den Schnee- und Eisbergen sind die Lauwinen **). Darunter versteht man große Schneemassen, die sich auf den Bergen loslösen, und mit einem entsetzlichen Getöse in die tieferen Gegenden hinabstürzen. Gewöhnlich werden sie unterwegs größer und größer, indem sich der Schnee, den sie bei ihrem Herabrollen berühren, an sie anbackt, und nun zertrümmern sie nicht nur alles, was sie treffen, unter ihrer Last, sondern auch die Gegenstände, die sie nicht be-

---

*) Im J. 1787 erzählte das berner Wochenblatt: »Christian Bohren kam am 7. Jul. 1787 in Begleitung Christian Aebnits, eines Tagelöhners, über den zwischen dem Wetterhorn und Mettenberg liegenden Gletscher, im Begriff, einige Schafe und Ziegen an den Mettenberg zu führen, als plötzlich unter seinen Füßen ein Stück Eis von 19 Fuß Länge und 8 Fuß Breite sich losriß. Dieses hing über einem Schlunde, der nachher gemessen, 64 Fuß tief befunden wurde. Er stürzte herab, fiel sich durch den Fall die rechte Hand aus, und brach den Arm. Dennoch verlor er die Gegenwart des Geistes nicht. Zu seinem Glück fand er unter dem Gletscher eine Oeffnung gegen den Berg hin, welche ein vom Wetterhorn herunter fließender Bach sich gegraben hatte, und die bis zu ihrem Ausgange 130 Fuß lang war. Er kroch also dem Laufe des Wassers unter dem Eise nach, und entging auf diese Weise glücklich der grausamen Todesart, lebendig begraben zu werden.“

**) Dies ist die richtigste Benennung, nicht Lawinen.

rühren, werden durch den großen Luftdruck beschädigt und weit weggeschleudert. So stürzte einst eine große Lauwine in der Schweiz herab, und schleuderte einen hölzernen Kirchthurm, der unfern stand, durch den bloßen Druck der Luft eine Viertelstunde weit. Wenn sich im Winter der Schnee an den Abhängen angehäuft hat, daß er über das Thal herüberhängt, so bedarf es nur einer kleinen Erschütterung, um die Last herabzustürzen; ein Vogel, der sich darauf niederläßt, ein Windstoß, noch häufiger die durch einen Flintenschuß bewirkte Lufterschütterung ist dazu schon hinlänglich. Noch größer sind die Lauwinen, die sich durch das Herabrollen bilden. Versucht man es, nur einen kleinen Schneeball 20 Schritte weit durch tiefen Schnee zu rollen, so wird der Haufen bald so groß seyn, daß man ihn nicht mehr von der Stelle bringen kann. Wie ungeheuer muß nun der Ball erst werden, wenn er von einer großen Höhe über weite Schneelager hinrollt, und mit jeder Umwälzung neue Massen in sich aufnimmt! Die meisten Lauwinen entstehen im Frühjahre, wenn der Schnee durch die Sonnenwärme weich wird; dann ist die kleinste Erschütterung hinlänglich, Lauwinen zu erzeugen. Natürlich sind sie von verschiedener Art, je nachdem der Berg, auf dem sie sich loslösen, eine verschiedene Lage hat. Es giebt daher Staub- oder Wind-, Grund-, Schlag-, und Eis- oder Gletscherlauwinen.

Bei den Staublauwinen ist der Schnee ganz locker, und bildet keine dichten Massen. Sie kommen nur bei frisch gefallenem Schnee vor. Stürzt solcher Schnee herab, so zerstäubt er leicht, und richtet also keine großen Verheerungen an. Nur ist der Wind, den er durch sein Herabfallen verursacht, manchmal gefährlich. Selten werden durch solche Lauwinen Häuser zerquetscht, und selbst einzelnen Menschen ist es manchmal gelungen, sich durch eigene Kraft aus ihnen hervorzuarbeiten; wenigstens können sie, wenn schnelle Hülfe kommt, gewöhnlich noch gerettet werden. In den höchsten Theilen der Gebirge kommt noch eine andere Art Staublauwinen im Sommer sehr häufig vor, die aber, so schön auch ihr Anblick ist, ohne Gefahr beobachtet werden können. Ein Schweizer, der sie auf seinen Wanderungen oft wahrnahm, schildert eine solche Erscheinung folgendermaßen: „Du sitzest ruhig dem aufgethürmten Chaos von Gletschern und Schneefeldern gegenüber, vertiefst dich in ein stilles Erstaunen, und glaubst den ewigen Tod, das unendliche Schweigen in dieser Behausung des nie entschwindenden Winters einheimisch zu erkennen. Ein Schauer durchbebt dich; du sehnst dich nach einer Spur von Leben; du kommst dir vor, als einsam vor den Trümmern des Erdballs; der Grashalm vor deinen Füßen ist Erquickung für das Auge, welches erschöpft von den starren Frostgebilden niedersinkt. Da

schreckt urplötzlich ein Donnerschlag dein Ohr, und während du rasch gen Himmel blickst, während du verwundert kein Wölklein droben gewahrst, rollt schon der Nachhall des Donners an dein Ohr, und kaum weißt du, wo die Blicke noch ferner spähen sollen, als dort auf einer Schneebank der Jungfrau (eines der höchsten Berge der Schweiz) sich ein stäubendes Gewölk verräth, und du mit seltsamer Ueberraschung einen Vulcan in der Eiswüste zu entdecken glaubst. Jetzt bemerkst du zugleich, wo vor Augenblicken alles unbeweglich war, einen breiten Silberstreifen, der gleich dem Schaumguß eines Wasserfalls über dem Gestäube niederplatzt. Kaum vermagst du dich zu bescheiden, was hier vorgegangen. Erst noch war am ganzen unermeßlichen Gebirgshang ein lebloses Erstarren, und nun scheinen Gewässer zu sprudeln, die doch gewiß nicht übersehbar gewesen, wenn sie von Anfange sich ergossen hätten. Inzwischen fährt der krachende Donner fort, und jene stürzenden Silberstreifen sind dem Anscheine nach viel zu flüssig, viel zu gering und zu fern, um an diesem Getöse Schuld zu haben. Auf einmal, in Mitte deines zweifelhaften Spähens, siehst du den vermeinten Strom ein Ende nehmen, und alsobald bricht das grollende Donnern ab, du erräthst mit Verwunderung, daß Schaumsturz und Donnerhall vereinigt waren; du siehst die Schaumwolke am Berghange verschwinden; der weißere Schnee auf einem grauen Schneefelde niederwärts giebt dir endlich Aufschluß; du beklagst dich, das Alles nicht besser durchschaut zu haben; und plötzlich eine Stufe weiter zu Thale scheint aus einer Felsenspalte sich ein Springquell zu öffnen; der bewegte Schnee beginnt von Neuem zu platzen; das Krachen erhebt sich abermals; durch ein Fernglas unterscheidest du Eisstücke in dem anscheinenden Flockenstaub, und endlich erst wagt es dein Geist, was ihm ein Bächlein an der Klippe geschienen, für einen Lauwinensturz zu halten, der unermeßliche Schneelasten hinabreißt, und in dieser klüftigen Umgebung den Hall eines zwanzigfältigen Geschützes von sich giebt. So und nicht anders sah und empfand und bewunderte ich zum ersten Male einst dieses einzige Schauspiel unserer Eisgebirge. Kein Sturmwind, kein Regenguß löste die fürchterlichen Massen ab. Sie fielen wie durch innere Regung und fielen Minuten lang; aber sie verminderten nichts an den unendlichen Schneelagen, von denen sie herbrachen; sie vermehrten auch nichts; sie färbten nur heiterer auf den niedrigen Eisbänken, wo sie hinkrachten. Ja sie verloren sich oft Secunden lang in schwarze Felsenklüfte, und schossen wieder hervor aus ihnen, wie aus Wasserrinnen, ohne doch bis an die sichtbare Oeffnung der Spalten hinauf sie gefüllt zu haben.“

Wenn von einem sanften Abhange, gewöhnlich im Frühlinge beim Thauwetter, eine Masse Schnee sich zusammenballt, und

langsam herabrollt, so heißt dies eine Grundlauwine, weil sie allen Schnee bis auf den Grund, auch Steine, Erde und Gras, mit sich nimmt. Der Druck der Luft ist bei ihr unbedeutend; nur durch ihre Masse wird sie gefährlich. Man kann ihr aber bei einiger Aufmerksamkeit aus dem Wege gehen. Es giebt Gegenden, wo alle Jahre solche Lauwinen zu Boden stürzen.

Am gefährlichsten sind die Schlaglauwinen. Wenn es im Frühlinge anfängt zu thauen, so reißt sich hier und da der Schnee auf den jähen Abhängen los, und rollt mit immer zunehmender Geschwindigkeit den Berg hinab. Die Masse wird jeden Augenblick dichter und größer, reißt alles mit sich fort, Bäume, Felsenstücke, Erde, bricht ganze Wälder wie Grashalme nieder, und verschüttet Hütten, Dörfer und Menschen. Die leiseste Erschütterung kann sie hervorbringen, und daher pflegen auch wohl Reisende, ehe sie eine solche Gegend, wo eine Lauwine zu befürchten ist, betreten, ein Gewehr abzufeuern, um zu sehen, ob der Schnee noch fest liegt. Wer von einer solchen Lauwine ereilt wird, ist rettungslos verloren; denn er wird entweder gleich zerquetscht oder erstickt, oder, kommt er ja hohl unter sie zu liegen, so ist sein Schicksal um so schrecklicher, weil er dann langsam, lebendig begraben, verhungern muß, weil die Schneemasse zu groß ist, um ihn herausgraben zu können. Vor etwa zwanzig Jahren fiel einmal in der Schweiz eine solche Lauwine auf ein Dörfchen nieder, und drückte alle Häuser mit den darin befindlichen Menschen und Thieren ein. Nur ein Ziegenstall, in dem sich gerade der Mann, die Frau und zwei kleine Kinder befanden, blieb unversehrt. Plötzlich hörten diese Leute ein fürchterliches Donnergetöse, das immer näher heranrollte, und sie endlich erreichte; die dichteste Finsterniß trat nun ein, und auf den entsetzlichen Fall folgte die Stille des Grabes. Wirklich waren sie lebendig begraben, und gaben sich verloren. Glücklicherweise lagen hier einige unlängst gebackene Brodte und einige Ziegenkäse, von denen sie sich die ersten Tage hindurch nährten. Die mit ihnen eingeschlossene Ziege hoben sie hinauf auf den Boden, wo noch etwas Heu lag. Aber wie lange konnte der Zustand währen? Sie verlängerten sich dadurch nur ihre Todesqual. Nach mehreren Tagen starb das kleinste Kind. Die Leiche ging in Verwesung über, und verpestete die eingeschlossene Luft ihrer Grabeshöhle noch mehr. Indessen riefen sie zu Gott um Erlösung aus dieser Angst, und er half auch. Die benachbarten Gemeinden hatten sich aufgemacht, und gruben den Schnee weg, um vielleicht noch einen Menschen zu retten. Nach 2 Wochen der gränzenlosesten Angst hörten die armen Begrabenen endlich ein entferntes dumpfes Geräusch; bald darauf vernahmen sie auch Stimmen. Nun riefen sie mit aller Anstrengung ihrer noch geringen Kräfte.

Wie freuten sich die Grabenden, da unten noch Menschenleben zu entdecken! Sie gruben so schnell als sie vermochten, und endlich nach mehreren Tagen hatten sie glücklich den Stall erreicht. Aber nun mußte man die Vergrabenen mit großer Vorsicht ans Tageslicht bringen, weil ein plötzliches Hervortreten ihnen augenblicklich das Gesicht geraubt haben würde. — Der Schnee dieser Schlag- und Schloß-Lauwinen ist so hart und fest, daß Thiere und Menschen, die bis an den Hals damit bedeckt sind, sich nicht durch eigene Hülfe herausarbeiten können. Durch den bloßen Druck der Luft beim Niederstürzen der Lauwine werden Menschen, die auch vom Schnee selbst nicht berührt werden, Viertelstunden weit weggeschleudert, und Hütten zerschmettert. Fällt eine solche Lauwine in einen Bach, so kann dieser nicht weiter fließen, tritt aus, und überschwemmt das ganze Thal, bis er endlich sich durch den Schnee wieder hindurch gearbeitet hat; aber dann richtet der plötzliche Abfluß des entstandenen Sees desto größere Verheerungen an.

Ein solches Unglück ereignete sich im J. 1818 durch eine Gletscher- oder Eislauwine im Walliserlande in der Schweiz, und zwar im Val de Bagnes, einem Seitenthale des Rhonethales, das sich von der Stadt Martigny an der Rhone südöstlich nach den penninischen Alpen hinzieht. Hier stürzte von einem Gletscher eine große Eismasse in das Thal herab, und hemmte dadurch den hier strömenden Fluß. Sogleich trat das Wasser aus, und bildete einen Landsee, der von Tage zu Tage größer und größer wurde. Anfangs hoffte man, das Wasser würde sich bald selbst einen Durchweg bahnen. Da das aber nicht geschah, mußte man eilen, noch größerer Gefahr vorzubauen. Man arbeitete mit unendlicher Mühe durch die ungeheure Eismasse einen Gang hindurch, und ließ dadurch das Wasser ablaufen. Aber das war nicht hinlänglich, den großen Landsee fortzuschaffen, und die Gefahr wurde um so größer, da das Eis von der Sonnenwärme nach und nach immer mehr schmolz, und ein plötzlicher Durchbruch des Wassers zu befürchten war. Endlich geschah es wirklich. Das Wasser sprengte das mürbegewordene Eis entzwei, und mit fürchterlichem Gebrause stürzte sich die befreite Wassermasse durch das enge Thal, in welchem Hütten, Gärten, Bäume, kurz alle Gegenstände, mit fortgerissen wurden. Augenzeugen konnten das Wasser selbst nicht sehen, sondern nur darüber einen dicken Dampf, der durch die Reibung der Felstrümmer, Baumstämme, Hütten u. s. w. entstand. Der Unerschrockenste bebte bei dem Anblicke, dem Getöse und dem zerstörenden Fluge dieser Masse, die mit einer solchen unwiderstehlichen Schnelligkeit sich fortbewegte, daß sie die 9 deutschen Meilen bis zum Genfersee in 6 Stunden zurück-

legte. Ueber 40 Personen kamen dabei ums Leben; ein ganzer Wald, 164 Sennhütten, 100 Scheunen, 41 Mühlen und Eisenhämmer u. s. w. wurden mit fortgerissen und zertrümmert, und das sonst schon wilde Thal von Bagnes wurde nun noch schauerlicher.

Noch eine Art von Lauwinen sind die Rutschlauwinen. Sie kommen da vor, wo die Schneemasse, welche einen Abhang bedeckt, sich, ohne zu rollen, in Bewegung setzt und herabrutscht. Solche Lauwine geht nur langsam; man kann ihr also ausweichen. Sie schiebt zwar Steine und Felsenstücke vor sich her, bleibt aber bei dem ersten größeren Hindernisse, das sich ihr entgegensetzt, stehen.

Es vergeht fast kein Jahr, wo nicht in den Alpen Helvetiens und Tyrols durch Lauwinen Unglücksfälle sich ereigneten. Am 26sten März 1797 wurden in Oberkärnthen im Oestreichischen durch eine Schlaglauwine zwei Getreidemühlen bedeckt. Die untere war zufällig ohne Menschen, aber in der oberen befanden sich acht Personen. Sogleich eilten die umwohnenden Bergleute herbei, arbeiteten durch die hohen Schneemassen drei Gänge nach der Mühle hin, und waren auch so glücklich, nach 22stündiger Anstrengung die Verschütteten zu befreien. Außer den acht Menschen kamen auch eine Kuh, ein Lamm und 6 Hühner wohlbehalten aus der Mühle hervor. Nur ein Knabe war gleich beim Sturze der Lauwine zerschmettert worden. Endlich fand man erst nach 8 Tagen einen jungen Menschen, der ohne Speise und Trank im Winkel eines Kellers eingequetscht gesessen hatte. Er hatte in krummgebückter Lage, wie eingemauert, sitzen müssen, aber doch mehrmals mit heller Stimme geistliche Lieder angestimmt. Als man ihn nun hervorzog, konnte sich der Mann weder aufrichten, noch auf seinen Füßen stehen. Man brachte ihn krank in ein Bette, wo er nach 8 Tagen starb. — Besser kamen 400 östreichische Soldaten weg, die 1499 in Graubündten in Helvetien von einer Staublauwine verschüttet wurden. Sie wurden zwar alle zu Boden geworfen, kamen aber nach und nach wieder zum Vorschein, mehrere zwar sehr geschunden und zerschlagen, aber doch keiner tödlich verletzt.

Die Berge, besonders einzelne Arten derselben, bilden zuweilen Höhlen, deren Beschaffenheit zum Theil recht merkwürdig ist. Wir kennen von ihnen vielleicht nicht den hundertsten Theil. Die meisten sind in Kalkgebirgen. Hier kann natürlich nur von denen die Rede seyn, die von den Menschen erreicht werden können, nicht aber von denen, die tief unter der Oberfläche der Erde liegen, und keine andere Oeffnung haben mögen, als durch die Krater der feuerspeienden Berge. Die uns bekannten bestehen alle aus mehreren Abtheilungen oder Klüften, die durch

Gänge mit einander in Verbindung stehen. Die Wände bilden Bogen, die sich an einander anlehnen, und eine Art gothischen Gewölbes bilden, das oben in eine Spalte sich endigt. Die meisten dieser Höhlen sind reich an Tropfstein oder Stalaktit. Unaufhörlich fallen von der Decke einzelne Tropfen, schneller oder langsamer, herab, die nach und nach verdunsten, und eine sehr dünne Schicht Kalksteins an ihrer Stelle hinterlassen. Durch die Länge der Zeit bilden sich daraus die sonderbarsten Figuren, theils am Boden, theils an der Decke; denn auch oben setzt sich Tropfstein an, weil nicht alle Tropfen zu Boden fallen, wie das vom Dache laufende Schneewasser Eiszapfen ansetzt. Hier sieht man eine betende Nonne, dort eine Kanzel, oder ein wellenschlagendes Meer, einen Obelisk, ein von Säulen unterstütztes Kirchengewölbe, einen tanzenden Bär, und unzählige andere Figuren mehr, die der Tropfstein durch Zufall angesetzt hat. Die Farbe des Steins ist weißgrau, hier und da durchsichtig wie Krystall. Wie aber ist es möglich, daß sich das Wasser durch eine Felsenmasse von oft mehreren hundert Fuß Dicke durcharbeitet, da sonst der Stein von einigen Zollen Dicke keinen Tropfen durchläßt? Man findet den Tropfstein nur bei den Höhlen solcher Berge, die oben mit Pflanzen oder Dammerde bedeckt sind. Durch das Modern der Pflanzen, besonders der Wurzeln, wird eine Menge Kohlensäure erzeugt. Diese vermischt sich mit dem Regenwasser, und löst nun den Kalkstein so viel auf, daß er die feinen Wassertheilchen nach und nach durchläßt. Freilich mag lange Zeit dazu gehören, ehe sich die Tropfen von der Oberfläche des Berges bis zur Höhle hindurcharbeiten. In manche Höhlen läuft das Wasser in solcher Menge, daß nicht so viel verdunsten kann als hinzuströmt, und dann bilden sich unten Teiche oder Bäche, die irgendwo einen Ausweg suchen. Von den merkwürdigsten Höhlen werden wir bei den einzelnen Ländern, in denen sie sich befinden, sprechen.

Eine sonderbare Erscheinung müssen wir hier erwähnen: die Erdfälle und Bergstürze. Wenn der Raum unter irgend einer Stelle der Erdoberfläche so weit ausgehöhlt ist, daß die Decke keine Stütze mehr findet, so muß diese einstürzen. Das nennt man einen Erdfall. Befinden sich an einer solchen Stelle Wohnungen, so entsteht dadurch natürlich großes Unglück. Wir wollen einige merkwürdige Beispiele davon hier anführen. In Mähren befindet sich ein tiefer Schlund, die Macocha (sprich Mazochà) genannt. Vermuthlich war er sonst eine Höhle, deren Decke eingestürzt ist. Man steigt einen Berg hinab in ein Thal, dieses hindurch, und jenseit desselben wieder einen steilen Weg hinauf. Dann geht es auf schmalen Fußsteigen durch den Wald fort, und alles zeigt an, daß man im Dickicht des Waldes sich

auf einer ziemlich bedeutenden Höhe befinde. Man geht sorglos fort — noch einen Schritt — und man ist verloren. Denn auf einmal steht man, ohne es vorher zu ahnen, am Abgrunde der Macocha, an dem Abgrunde einer Felsenwand, die bis in die Tiefe fast senkrecht hinabsteigt. Selbst das bloße Hinabsehen blieb sonst ein Wagstück. An der einen Seite sind zwei kleine Einschnitte in der Felsenwand, und zwischen ihnen eine kleine Vertiefung, in die man äußerst vorsichtig hinabging, und hier fand man eine Abplattung am Felsenrande, die wie ein Pult breit war, und über den Abgrund hin ragte. Auf diese, die kaum den Körper eines Menschen faßte, legte man sich auf den Bauch, und konnte nun in den wirklich schwindelerregenden Abgrund hinunterschauen. Jetzt ist dieser Platz zugänglicher gemacht, und mit einem Tempel überbaut worden, aus welchem man nun ohne Gefahr in die Tiefe hinabsehen kann. Der Anblick ist einzig. Man stelle sich ein längliches Stück Erdboden von etwa der Größe eines Marktplatzes vor, das ringsum von steilen, schroff abgeschnittenen, grauen Kalkfelsen umgeben ist, die eine Höhe erreichen, welche mit der doppelten Höhe unsrer gewöhnlichen Stadtthürme zu vergleichen ist. Diese Felsen schließen sich zu einer Masse von ziemlich gleicher Höhe an einander, und verstatten keinen Zugang. Von oben herab betrachtet, giebt das Dunkelgrün des Pflanzenteppichs, die Schwärze des Wassers, das Schwarzgraue der Felsenlöcher, das Aschgrau ihrer Oberfläche, an welche überall das Grün einzelner Buchen und Nadelbäume wieder hinstreift, mit der trichterartigen Vogelperspective verbunden, ein sehr großartiges Bild. Einen Stein, den man hinabwirft, hört man in 8 Secunden in das Wasser auf dem Boden fallen. Am 15ten Jun. 1784 ward dieser Abgrund von vier unternehmenden Männern untersucht. Jeder setzte sich auf einen starken Stab, und so ließen sie sich vermittelst starker und langer Seile hinab. Die Fahrt hatte eigene Schwierigkeiten. Es ging zuerst 144 Fuß weit einen Felsen hinab, der eine steile Abdachung hatte. Dabei mußten sorgfältig alle lose Steine, die unter das Seil hätten kommen können, aufgeräumt und hinabgerollt werden, um sich vor dem Nachfallen derselben sicher zu stellen. Hierauf hingen sie, da der Felsen überhangend wurde, 252 Fuß lang frei in der Luft, und drehten sich eine Weile im Kreise herum, weil das Seil, welches an der scharfen Ecke des vorspringenden Felsens auflag, sich rieb und auf- und zudrehte. Um nicht schwindlich zu werden, mußten sie die Augen schließen, sie aber auch von Zeit zu Zeit öffnen, um an den vorragenden Felsspitzen nicht anzustoßen. Sodann erreichten sie eine schräg hinablaufende Felswand, welche durch nach und nach herabgerollte Felsstücke entstanden ist. Hier bemerkten sie eine Höhle, durch welche das Wasser der Macocha

bei stärkerem Anlaufen einen Ausfluß nimmt. Der Grund wurde jetzt sandig und der Weg besser, so daß man, ohne das Seil weiter zu bedürfen, vollends bis zum Wasser hinabklettern konnte. Jenseit des Wassers, über welches man da, wo es am schmälsten, gesetzt war, mußte man wieder einen Sandberg ersteigen, den vermuthlich die Wasserergießungen aus den Höhlen angeschwemmt hatten. Hier fanden sich ganz frische Fährten von 2 Fischottern, die durch die herabrollenden Steine vermuthlich verscheucht worden waren. Daraus ließ sich schließen, daß es hier Fische geben müsse, obgleich die Reisenden bei der Tiefe des Wassers keine bemerken konnten. Mehrere daselbst befindliche Höhlen versuchte man zu durchforschen, konnte aber wegen Mangel an Erleuchtung nicht weiter vorwärts dringen. Außer einer Nachteule, Fröschen, Schnecken und gemeinen Insecten fanden die Reisenden kein lebendiges Geschöpf, eine kleine Gattung Vögel ausgenommen, die, noch kleiner als der Zaunkönig, in dem hin und wieder am Felsen hängenden Moose sich aufhielten. Die oben Stehenden konnten alles, was ihnen von unten, auch ohne besondere Anstrengung, zugerufen wurde, wohl verstehen. Der Knall einer unten abgefeuerten Pistole war nicht ungewöhnlich stark; doch versicherten die oben Stehenden, daß er wie der Knall einer stark geladenen Kanone oben gewirkt habe. — Im J. 1702 sank bei Friedrichshall in Norwegen ein Edelhof bis zu einer Tiefe, die zwei hohen Thürmen gleich kam, in die Erde, und es ist jetzt an der Stelle des Gutes ein Sumpf. — Zwischen dem Walliserlande in der Schweiz und dem Waadtlande liegt ein hoher Berg, die Diablerets genannt, der sonst mehrere Hörner hatte, von denen jetzt nur noch drei stehen. Die übrigen stürzten im Jun. 1714 plötzlich ein. Die Felsentrümmer erschlugen 15 Menschen und eine Menge Vieh, und bedeckten eine Fläche von einer halben Meile ins Gevierte. Auf eine merkwürdige Art entging einer der Bewohner eines darunter liegenden Dorfs dem Tode. Bei dem Anfange des Felssturzes war er gerade in seiner Hütte. Ein ungeheurer Steinblock fiel so, daß er sich über der Hütte in einem Winkel an den Fuß des Gebirges anlehnte. Bald nachher häuften sich Steine und Erde über diesen beschützenden Block an, und vergruben den Hirten in seiner Hütte. Er arbeitete unaufhörlich an einem Auswege, und nährte sich von Käse und Wasser, welches ihm ein kleiner Bach von oben zuführte. So lebte er drei Monate in seinem lebendigen Grabe, und alle seine Verwandten hielten ihn für todt. Endlich kam er zwischen den Felsentrümmern an das Tageslicht, welches seine Augen anfangs nicht ertragen konnten. Als der blasse, abgezehrte Mann in seinem Dorfe erschien, erschrak das Volk, weil es ein Gespenst zu sehen glaubte. Man verschloß die Thüren, und rief den Geist-

lichen, um den bösen Geist zu bannen. Mit Mühe überzeugte jener endlich die Leute von seinem Leben *). — Von dem Einsturze des Roßberges 1806 werden wir bei der Beschreibung der Schweiz reden.

Noch muß man sich die sogenannten Erdschlipfe merken. Wenn unter der Dammerde Schiefer oder Thon liegt, in welchen das Wasser nicht eindringen kann, so läuft es zwischen beiden Erdlagen hin, und untergräbt also die Dammerde. Hat nun der Boden eine abschüssige Lage, so gleitet die Erde, von ihrer eigenen Schwere getrieben, niederwärts, bis sie durch irgend einen festen Gegenstand wieder aufgehalten wird. Sogar Häuser, Bäume, Gärten u. s. w. rutschen mit fort. In der Schweiz rutschte ein beträchtlicher Landstrich am Grindelwalde mit allen darauf stehenden Bäumen und Häusern einige hundert Schritte weit hinab. In Böhmen versank das Dorf Stranitz in der Gegend von Saaz in der Nacht vom 21sten zum 22sten März 1820. Es lag am Abhange eines Bergrückens. Schon in der Nacht vorher hatten die Einwohner einen schwachen Knall gehört; nun aber stürzte ein Gebäude nach dem andern ein, so daß binnen 12 Stunden 16 Gebäude nebst 2 Kirchen in Schutthaufen verwandelt waren. Mehrere von den Häusern wurden, ehe sie zusammenstürzten, an 200 Schritte weit fortgeführt. Bei näherer Untersuchung fand man oben mehrere Klaftern Dammerde, dann eine Schichte Thon, und darunter sehr feinen Sand. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich in den nassen Jahren 1815 und 1816 in Siebenbürgen. Ein hochliegender Weingarten rutschte herab, und blieb auf einem tieferliegenden sitzen. Darüber entstand ein Prozeß. Der Besitzer sagte, er gehöre ihm noch immer, da der Boden derselbe sey; der Herr des Grundes, auf welchen der Garten herabgerutscht war, aber meinte, dergleichen Besuche der Grundstücke wären nicht üblich, und wenn jener seinen Garten wieder haben wollte, so möchte er ihn holen. Wie der Streit entschieden sey, ist nicht bekannt.

Wenn wir nun von den Gebirgen in die ebenen Gegenden hinabsteigen, so finden wir Striche, die zum Theil noch tiefer als die Oberfläche des Meeres liegen, und nur durch künstliche Dämme vor dem Einbruche des Meerwassers geschützt werden. Ferner giebt es große, ungeheure Ebenen, deren Gränze das Auge vergebens zu erreichen sucht. Man nennt sie im östlichen Europa und in Asien Steppen, in Südamerika Llanos und Pampas. Eine solche Steppe liegt nördlich vom schwarzen und caspischen Meer bis tief in Rußland hinein. Offenbar sind

*) S. Sommers Gemälde der physischen Welt.

sie ehemals Meerboden gewesen. Zum Theil sind sie öde und wüst, ohne alle Bäume; nur hier und da sprossen Gräser und Dornsträucher aus dem festen, mit Muscheln übersäeten Boden; zum Theil aber sind sie mit schönem Grase bedeckt; aber das Auge wird durch die starre Einförmigkeit ermüdet und geängstigt; man glaubt ein grünes, wellenloses Meer vor sich zu sehen. Nur Nomadenhorden ziehen auf ihnen mit ihren Heerden herum, und da nur wenige Straßen hindurchführen, so kann der Reisende, der sie ohne Führer betritt, sich leicht rettungslos verirren und ein Raub des Hungers werden.

Noch furchtbarer sind die ungeheuren Sandwüsten, die sich in Arabien, Persien und in mehreren Gegenden Afrika's finden. Da kann man mehrere Tage, ja Wochen reisen, und sieht keinen Baum, keinen Strauch, keinen Grashalm, höchstens an einigen niedrigern Stellen einige Dornsträucher. Ueberall tritt der Fuß des hoffnungslosen Wanderers tief in den Sand ein, der ihm jeden Schritt zur Last macht. Senkrecht fallen die Strahlen der Sonne herab, und machen den Sand so glühend, daß man kaum den Fuß niedersetzen kann; und doch sind die Nächte so kalt, daß man unter freiem Himmel kaum auszuhalten vermag. Die berüchtigste dieser traurigen Wüsten ist die Sahara in Afrika, die über 200 Meilen breit, und noch viel länger ist, und gar nicht durchreist werden könnte, wenn man nicht das Kameel dazu gebraucht, das darum auch das Schiff der Wüste genannt wird. Und doch sind die Reisenden, wenn ihnen das mitgenommene Wasser ausgeht, oft in der größten Gefahr zu verschmachten. Denn die wenigen Brunnen, in denen sich das Regenwasser sammelt, vertrocknen in der heißen Jahrszeit. Von Städten, Dörfern und selbst einzelnen Häusern findet man hier begreiflicherweise keine Spur; selbst die wilden Thiere fliehen diesen öden Theil der Erde, wo sie keine Nahrung finden. Nur an wenigen Stellen finden sich kleine fruchtbare Flecken in dem wüsten Sandmeere, wie Inseln des Oceans. Man nennt sie Oasen; sie sind von Bächen bewässert, mit Bäumen und Gras bewachsen, und daher auch von Menschen bewohnt. Von den unermeßlichen Llanos und Pampas werden wir bei Südamerika sprechen.

Nachdem wir von den festen Theilen der Erdoberfläche geredet haben, gehen wir zu dem Wasser des festen Landes über. Alles Wasser der Erde befindet sich entweder in fließendem Zustande, oder es steht still, es stagnirt. So viel Wasser auch dahin fließt, so viel wir auch verbrauchen, so viel auch in die Erde zieht, so geht doch kein Tropfen verloren. Es geht in einem ewigen Kreislaufe; so viel als abläuft, fließt auch wieder zu. Beim ersten Anblicke ist es eine sonderbare Erscheinung,

daß die Bäche, Flüsse und Ströme unaufhörlich, Jahr aus, Jahr ein, ihr Wasser fortwälzen und in das Meer ergießen, ohne daß dieses jemals überläuft. Woher kommt das Wasser, das jene unaufhörlich liefern? Und wo bleibt es, da das Meer nie größer wird? — Die folgende Betrachtung wird diese Fragen beantworten.

Durch die Wärme der Luft, besonders die Wirkung der Sonnenstrahlen, verdunstet jedes Wasser. Setzen wir ein Glas mit Wasser hin, so werden wir bemerken, daß es jeden Tag weniger wird. Noch schneller wird es verdunsten, wenn wir das Gefäß über Feuer setzen. Dann sehen wir, wie Rauch emporsteigt. Der Rauch ist aber nichts anders, als stark verdunstendes Wasser, und hat das Gefäß lange über dem Feuer gestanden, so ist es endlich ganz leer. Wir sagen, das Wasser sey ausgekocht; das heißt aber nichts anders, als: es ist in Dunst verwandelt. So verdunstet nun jedes frei stehende Wasser, am meisten das, welches eine große Oberfläche darbietet, also Teiche, Landseen und am meisten das Meer. Wer sollte nicht gesehen haben, wie besonders des Morgens im Sommer ein dicker Dampf aus den Flüssen und Teichen aufsteigt? Das von den Sonnenstrahlen erhitzte Wasser löst sich nämlich, wenn die Luft des Nachts kälter ist, in Dampf auf. Diese aufsteigenden Wasserdünste steigen hoch in die Luft, und bilden hier die Wolken. Der Wind treibt sie weiter, führt sie über die Länder hin, und endlich entsteht ein Niederschlag des Wassers, d. h. die wässerigen Dünste lösen sich in Tropfen auf, und fallen so wieder zur Erde als Regen herab. Der Regen läuft zum Theil an der Erdoberfläche hin, und sammelt sich in den tieferen Gegenden, die ihn entweder den Flüssen oder Seen zuführen; oder er dringt zum Theil in die Erde ein. Ist dies in der Nähe von Flüssen und Seen, so dringt das Wasser quer durch den Boden, und vereinigt sich mit ihnen; ist das nicht, so sinkt es immer tiefer, und kommt endlich als Quelle wieder hervor. Das meiste Wasser aus den Wolken wird aber an den Bergen abgesetzt; daher enthalten diese auch die meisten Quellen. Gewiß haben alle, die in einem Gebirge einmal gewesen sind, bemerkt, daß die Wolken sich gern an die Bergspitzen anhängen. Oft ist der Himmel schon wieder ganz heiter; aber an den Bergen hängen die Wolken immer noch, als wenn sie sich von ihnen nicht losreißen könnten. Am meisten ist das bei solchen Bergen der Fall, die oben mit Wald bedeckt sind. Befindet man sich auf dergleichen Bergen, wenn die Wolken darauf ruhen, so sieht man sich von einem dicken Nebel eingehüllt, der manchmal so dicht ist, daß man kaum den Boden unter den Füßen sieht, und Gegenstände, die zwei Schritte entfernt sind, nicht mehr erkennt. Die Kleider, die Haare, kurz

alles, was man an sich trägt, wird so naß, als wenn man stark beregnet wäre, und das Gras und das Moos ist ganz vom Wasser durchdrungen: Dazu besonders sind die Berge mit Moos so dicht bewachsen, daß sie das Wasser anziehen und in sich aufnehmen. Diese mit Moos bewachsenen Gegenden sind wie ein großer Schwamm, der das Wasser einsaugt. Aus diesen natürlichen Behältnissen läuft nun das Wasser entweder an den Bergabhängen in Felsenrinnen herab, oder es sickert in das Innere des Berges, und bricht als Quelle weiter tiefer wieder hervor. Eine dritte Art, wie Bäche entstehen, sind die Eis- und Schneeberge der höheren Gebirge. Sobald die Frühlingswärme den Schnee und das Eis zu schmelzen anfängt, rinnen die Bäche die Berge hinab, und füllen die Flüsse und Ströme reichlich mit Wasser an. Daher pflegen ja auch unsere Flüsse zu Anfange des Frühlings volluferig zu seyn, und treten sie aus, so ist es meist in dieser Zeit. — Jeder Wassertropfen also gehört zu dem beschriebenen großen Kreislaufe des Wassers. Gieße ich z. B. ein Glas aus, so wird das ausgegossene Wasser theils verdunsten, theils in die Erde sickern, und also theils den Wolken, theils den Flüssen zugeführt werden, und so hat also auch das Wasser, das wir trinken, diesen Kreislauf, wer weiß wie oft, gemacht. Das braucht uns aber nicht zu stören; denn durch das Durchsintern wird es von allen Unreinigkeiten und Beimischungen gereinigt; daher pflegt auch das Quellwasser so vorzüglich rein zu seyn. Vom Meere dunstet also gerade so viel Wasser aus, als wieder zuströmt. Dasselbe ist der Fall mit allen Binnenseen, die Flüsse aufnehmen, z. B. dem caspischen Meere. Es strömen viele Flüsse hinein, keiner geht heraus, aber dennoch wird es weder voller noch leerer, weil eben so viel verdunstet als dazu kommt. Wer wollte hierbei nicht die weise Fürsorge Gottes erkennen!

Die Quellen sind zum Theil so schwach, daß man kaum das Herausströmen aus der Erde bemerkt, zum Theil aber auch so reich, daß ein dicker Wasserstrahl heftig hervorstürzt, und der Bach schon einige Schritte davon Mühlen treiben kann. Auch liefert jede einzelne Quelle nicht immer eine gleiche Wassermenge. Die größere oder geringere Ergiebigkeit hat ihren Grund in der Jahreszeit, ob diese naß oder trocken ist. Eine sonderbare Erscheinung geben die intermittirenden Quellen, die man in allen Zonen findet. Darunter versteht man solche, die zu bestimmten Zeiten fließen und nicht fließen, oder stärker und dann wieder schwächer strömen. Einige Beispiele werden das erläutern. Bei Paderborn in Westphalen ist eine Quelle, der Bullerborn, die im Sommer 6 Stunden fließt, und dann wieder 6 Stunden lang ruht. Eine Quelle an der Südküste Englands intermittirt in einer Stunde 16—20 mal. Eine andere im

südlichen Frankreich fließt 7 Stunden, und bleibt dann 5 Stunden aus. Da man das Innere solcher Quellen nicht erforschen kann, so kann man die Ursache dieser Erscheinung nur vermuthen. Doch gehört diese Erklärung in die Naturlehre. Auch giebt es Quellen, die natürliche Springbrunnen liefern. Diese Erscheinung läßt sich hier deutlicher erklären. Man denke sich zwei Wasserbehälter, den einen höher als den andern, die mit einander durch eine Felsenspalte in Verbindung stehen. Dann drückt das Wasser des obern Behälters auf die zwischen beiden befindliche Luft, und diese wieder auf das Wasser des untern. Entsteht nun in diesem ein kleines Loch, so muß das Wasser in die Höhe springen. Ein solcher Springbrunnen ist im nördlichen Frankreich von 6 Fuß Höhe; er entstand vor etwa 80 Jahren, indem man zufällig mit einem Stocke ein Loch in die Erde bohrte, und springt noch heute. Auch der Sprudel in Karlsbad.

Selten haben die Quellen gleiche Wärme und Kälte mit der Luft. Einige sind sehr kalt; andere dagegen sind lau, noch andere warm, und wieder andere siedend heiß. Die letztere Erscheinung hat man sonst von einem unterirdischen Feuer hergeleitet. Aber wäre dies, so würde das Wasser nicht immer dieselbe Hitze haben, weil das Feuer doch nicht immer gleich stark brennen könnte; auch würde der Brennstoff doch endlich einmal verzehrt werden; wenigstens würde das Feuer nicht immer auf demselben Flecke bleiben, sondern weiter brennen; die eine Quelle müßte also erkalten, und andere müßten erhitzt werden. Und endlich gehört zum Brennen Luft; woher sollte aber in diese unterirdischen Klüfte Luft kommen? Man hat ja Quellen, z. B. in Carlsbad in Böhmen, in Aachen, die seit Menschengedenken denselben Grad von Hitze haben. Vermuthlich läuft das Wasser über mächtige Lagen von Schwefelkies. Dieser wird dadurch erhitzt, und giebt dem Wasser wieder seine Hitze. Das wird um so wahrscheinlicher, da alle diese Quellen viele Schwefeltheile enthalten.

Das Wasser der Quellen ist, so klar es auch gewöhnlich scheint, nie frei von beigemischten Theilen. Indem es über oder durch mancherlei Steinarten fließt, löst es Theilchen davon ab. Fast alle enthalten mehr oder weniger Kalktheile. Jede Hauswirthin weiß, daß sich in den Theekesseln und Kochtöpfen nach und nach etwas Kalk an den Boden und den Rand ansetzt. Manche Quellen sind daran so reich, daß sie alle Gegenstände, die man in sie legt, mit einer Kalkrinde überziehen. Das geschieht namentlich bei dem carlsbader Wasser. Der berühmte Wasserfall des Teverone bei Rom bildet einen ganz feinen Wasserstaub, der so viel Kalkstein absetzt, daß Basreliefs, die man in die Nähe des Falls legt, in kurzer Zeit mit einer Kalkkruste überzogen sind; auf diese Art erhält man die getreusten und zierlichsten

Abdrücke. Die meisten mineralischen Theile enthalten unsre sogenannten Sauerbrunnen oder Mineralwasser, die man in allen Ländern, in manchen in großer Menge findet. Die meisten derselben können durch Kunst genau nachgebildet werden, und es giebt bereits in Berlin und Dresden solche Brunnenanstalten, wo das Wasser der berühmtesten Gesundbrunnen Deutschlands nachgemacht wird. Nur mögen sie darum nicht so stark wirken als der an Ort und Stelle getrunkene Brunnen, weil die Verfertiger nicht auch die schöne Gebirgsgegend, die reine Luft und den sorgenfreien Müssiggang in die Brunnenanstalt hinzaubern können.

Die Flüsse erhalten ihr erstes Wasser aus einer oder einigen Quellen; aber diese liefern das wenigste Wasser, das sie in ihrem Laufe fortwälzen. Den meisten Zufluß erhält der Fluß theils aus andern Quellen, die sichtbar in ihn fließen, theils von andern Bächen und Flüssen, die sich in ihn ergießen, theils vorzüglich von den Wassern, die während seines Laufs durch die Erde sintern und sein Bette erreichen. Alle Quellen, Bäche und Flüsse, die sich in einen größern Fluß ergießen, nennt man sein Gebiet. Zwischen den Gebieten zweier Flüsse und Ströme befindet sich in der Regel ein Gebirge oder eine erhöhete Fläche, welche die Gewässer zwingt, sich gerade in den Fluß zu ergießen. Die Gegend, aus welcher der Fluß kommt, muß immer höher seyn, als die, in welche er fließt. Sage ich daher, es liegt der Ort a am Rhein oberhalb des Ortes b, so heißt das nicht, a liege nördlicher als b, sondern näher nach der Quelle zu. Bei manchen Flüssen ist der Ort, wo die Quelle liegt, weit höher als wo die Mündung ist; dann strömt das Wasser schneller, als bei einem solchen, wo das Land, das er durchfließt, nur eine unmerkliche Abdachung hat. Man nennt das den Fall eines Flusses. So sagt man z. B. die Donau hat einen stärkeren Fall als die Elbe, weil die Gegend, welche jene durchströmt, sich viel stärker neigt, als die, durch welche die Elbe fließt.

Nicht alle Flüsse lassen ihr Wasser in das Meer oder einen See gelangen. Die Steppenflüsse verlieren sich im Sande. Sie haben so wenig Zufluß durch Nebenflüsse, und dunsten bei der Hitze so stark aus, daß des Wassers in ihnen immer weniger wird, bis der Fluß endlich ganz aufhört.

Zu den Sonderbarkeiten mancher Flüsse gehört ihr Verschwinden unter der Erde und ihr Wiederhervorkommen eine Strecke davon. Vier Stunden unterhalb Genf ist in Frankreich eine Stelle, die man la perte du Rhône nennt. Die Rhone, ein hier schon starker und reißender Fluß, stößt hier auf einen Kalkfelsen, unter dem sie verschwindet. Sie stürzt sich mit einem ungeheuern Getöse in diesen Schlund. Zwar sieht man sie noch

unten brausen; aber die Felsenstücke, unter denen sie fließt, schließen sich oben beinahe in einen Bogen zusammen, so daß man von einem Ufer zum andern überspringen kann. Erst mehrere hundert Schritte abwärts kommt sie als ein ruhiges Wasser wieder zum Vorschein.

Wenn ein Thal ringsum von Bergen eingeschlossen ist, so können die Gewässer, die von den Bergen in das Thal rinnen, nicht wieder abfließen, und es ensteht dadurch ein See. Dieser Landsee wird so lange wachsen, bis er entweder nach der Seite, wo die umgebenden Berge eine Schlucht lassen, abfließt, oder bis seine Oberfläche so groß ist, daß er eben so viel Wasser verdunstet, als er in sich aufnimmt. Ist das Thal sehr tief, so häuft sich eine große Wassermasse an. Daher haben manche Landseen in den Gebirgen eine ungeheure Tiefe, z. B. der Bodensee, der Vierwaldstädtersee und andere in der Schweiz. Es sind tiefe, mit Wasser ausgefüllte Bergkessel. Meist haben sie Ausflüsse, weil bei den meisten mehr Wasser hineinfließt, als verdunsten kann. Aber die, welche im Verhältniß zu den einströmenden Gewässern eine ausgebreitete Oberfläche haben, pflegen keinen Ausfluß zu haben, z. B. der Aralsee und das caspische Meer in Asien. In beide ergießen sich große Flüsse; aber sie dunsten gerade eben so viel Wasser aus, als dazu kommt.

Wenn die Seen in Gebirgen daraus entstanden, daß sich das Wasser in Bergkesseln anhäufte, so haben die Landseen in ebenen Gegenden einen ganz andern Ursprung. Sie sind aus Wasserstockungen entstanden. Weil das Land zu wenig Abdachung hat, so kann das Wasser nicht bis zur See oder zum nächsten Strome fließen, sondern sammelt sich in den tieferen Gegenden. Daher pflegen die Seen in den Ebenen keine große Tiefe zu haben.

Die Sümpfe oder Moräste sind stillstehende Gewässer von geringerer Tiefe und schlammigem Boden. Oft haben sie so wenig Wasser, daß dies kaum den Boden bedeckt. Der Boden ist immer mit Pflanzen und Moos bewachsen, die nach und nach verwesen, und dadurch dem Wasser eine eigenthümliche Beimischung geben. Zugleich sind die Sümpfe der Aufenthaltsort unzähliger Insecten und Würmer, die nach ihrem kurzen Leben im Wasser verwesen. Die Verwesung so vieler Pflanzen und Thiere, das durch das Stillstehn bewirkte Faulwerden des Wassers, und die beständige feuchte Ausdünstung macht die ganze Umgebung höchst ungesund, ja zuweilen gar tödtlich. Die umwohnenden Menschen sehen blaßgelb aus, und Faulfieber und andere Krankheiten sind bei ihnen einheimisch. Die faulen Dünste, die aus dem Moraste aufsteigen, entzünden sich dann und wann, und erzeugen die Irrlichter. In den Sümpfen

erzeugt sich auch der Torf durch die Verwesung unzähliger Pflanzen. Der Torf aber, den man in trocknen Gegenden gräbt, rührt von verwesten Meerpflanzen her, er ist also weit älter als jener, und gehört der Zeit an, wo das Meer die jetzt bewohnten Länder bedeckte.

3. Von dem Weltmeere.

Die tiefliegenden Gegenden der Erdoberfläche sind mit dem Meere bedeckt, welches mehr als den dritten Theil derselben einnimmt. Es ist der Ueberrest der ungeheuren Wassermasse, die anfänglich, ehe es Menschen und Landthiere gab, die ganze Erde bedeckte, und sich nachmals größtentheils in tiefliegende, große Höhlen zurückgezogen hat. Der Boden des Meers ist eine Fortsetzung des festen Landes, und hat daher mit diesem die größte Aehnlichkeit. Auch im Meere giebt es hohe und niedrige Berge und Bergrücken, Thäler, Ebenen, sandige, steinige und schlammige Gegenden. Sind die Berge höher als das Meerwasser, so ragen sie hervor, und bilden Inseln. Ist der ganze Bergrücken von dieser Höhe, so ist die Insel lang; ragen nur die Bergkuppen hervor, so sehen wir Inselgruppen. Reichen die Bergspitzen nicht bis über den Meeresspiegel, so bilden sie Klippen und Riffe. Hochebenen, die sich nicht bis zum Meeresspiegel erheben, sind Sandbänke. Hier und da finden sich sogar Vulcane unter dem Meerwasser; auch Quellen süßen Wassers sprudeln aus dem Meeresgrunde hervor *), und mannigfaltige Strömungen durchkreuzen die große Wassermasse.

Das Meer ist mit unzähligen Thieren belebt. Außer den Fischen leben hier zahllose Geschöpfe, die zu den niedrigsten Thiergeschlechtern gehören, und die verschiedene Namen führen: Polypen, Mollusken, Pflanzenthiere u. s. w. Unter ihnen zeichnet sich besonders ein Geschlecht aus, die kleinen Corallenthiere. Es sind kleine, kaum sichtbare Polypen, die wie ein Tröpfchen Gallerte aussehen, und nur durch eine zitternde Bewegung ihr Leben verrathen. Sie siedeln sich an gewissen Stellen des Meerbodens an, und bauen vom Grunde an bis nach der Oberfläche große Gebäude von Corallen, welche die Gestalt von Baumzweigen haben, und zum Theil mit der herrlichsten rothen Farbe prangen. Haben sie mit ihrem wunderbaren Baue

---

*) An der südlichen Küste der Insel Cuba bei Amerika, sagt Humboldt, 2—3 Meilen vom festen Lande entfernt, brechen mitten im salzigen Wasser Quellen süßen Wassers hervor. Der Ausbruch geschieht mit solcher Kraft, daß kleine Fahrzeuge sich fast mit Gefahr diesem, wegen des hohen und durchkreuzten Wellenschlags verrufenen Orte nahen. Die Küstenschiffe besuchen bisweilen diese Quellen, um gleichsam mitten im Meere sich einen Vorrath süßen Wassers zu verschaffen. Je tiefer man schöpft, desto süßer ist das Wasser.

den Meeresspiegel erreicht, so sterben sie da. Die Meereswogen wälzen dann Schlamm und Sand auf die Corallenriffe, füllen die Zwischenräume aus, und nach kurzer Zeit wurzeln hier Pflanzen, deren Saamen vielleicht auch von den Wellen oder von Seevögeln dahin geführt worden sind. Auf diese Art sind fast alle Inseln entstanden, die im Südmeer zu Tausenden zu finden sind. Solche Inseln unterscheiden sich von den andern dadurch, daß sie flach sind, während die aus den Bergen entstandenen hoch liegen, und aus Felsenmassen bestehen.

Besonders merkwürdig sind im Meere die großen Sandbänke. Sie haben eine sehr große Ausdehnung, und unterscheiden sich dadurch vom gewöhnlichen Sandgrunde, daß das Meer rund um sie herum eine unergründliche Tiefe hat. Die berühmteste darunter, die Bank von Newfoundland bei Nordamerika, hat fast 80 Meilen in die Länge und 20 in die Breite. Dabei muß man nicht glauben, daß sie aus dem Meere hervorragen, wie die Sandbänke in unsern Flüssen; sondern sie sind immer unter dem Meeresspiegel, manchmal so tief, daß die Schiffer Mühe haben, sie mit ihren Ankern zu erreichen. Sie sind darum so wichtig, weil sich über ihnen zahllose Schaaren von Fischen einfinden, um dort ihre Eier zu legen. Daher ist auf ihnen die Fischerei so sehr ergiebig.

Um die Tiefen des Meeres zu erforschen, bedient man sich des Senkbleies. Das ist ein eisernes, 40 — 50 Pfund schweres Gewicht, dessen Grund mit Talg überzogen ist. Man hängt es an ein langes Seil, und läßt es nun ins Wasser hinab. Sobald es auf den Boden aufstößt, windet man es wieder in die Höhe, und mißt nun das Seil, so weit es ins Wasser gekommen ist. Zugleich sieht man am Talge, von welcher Beschaffenheit der Boden ist, ob Sand, Morast oder Steine, weil das Talg Theile davon mit heraufbringt. Genauere Nachrichten geben freilich die Taucher, die, den Kopf in einer Taucherglocke, sich hinablassen; aber theils ist das eine gefährliche Unternehmung, weil ein solcher Taucher leicht von einem Hayfische verschlungen werden kann, ehe er Zeit hat, ein Zeichen zum Hinaufziehen zu geben, theils kann man sie nicht in große Tiefen hinablassen. Immer reicht man mit dem Senkblei nicht aus, wenn entweder das Meer zu tief ist, oder eine unten sich befindende Strömung das Seil mit dem Senkblei seitwärts zieht. Dann bedient man sich mancherlei Instrumente, die wir aber nicht beschreiben können. Dadurch hat man erfahren, daß das Meer an manchen Stellen eine ungeheure Tiefe hat, die auf mehr als eine Meile berechnet, also ungefähr der Höhe der höchsten Berge gleich geachtet werden kann. Wer denkt dabei nicht an Schillers Worte: „es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht! Da unten aber

ists fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Die Farbe des Meerwassers ist in manchen Gegenden dunkelblau, in andern dunkelgrün, und zwar geht nicht eine Farbe in die andere über, sondern der Abschnitt ist ganz scharf. Woher diese Farben kommen, gehört zu den noch unerforschten Dingen in der Natur. In manchen andern Gegenden ist das Meer weißlich, wie im weißen Meere, oder röthlich wie im rothen; aber davon liegt der Grund im Boden. Wenn der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt ist, und der Sturm das Meer peitscht, so erscheint es auch wohl schwärzlich. Meist ist es dabei so klar und durchsichtig, daß man bei ruhigem Wasser tief hineinsehen, und die schwimmenden Fische, wie die Klippen in bedeutender Tiefe erkennen kann.

Eine wunderbare Erscheinung ist das Leuchten des Meers. Wenn ein Schiff mit starkem Winde fährt, so ist es, als wenn die daran schlagenden Wellen Feuerflammen wären, und der ganze Strich, den das Schiff durchfahren ist, erscheint erleuchtet. Ebenso leuchtet die ganze Wassermasse, die von einem Fischnetze berührt wird. Dasselbe sieht man, wenn ein Fisch, selbst in beträchtlicher Tiefe, durch das Wasser dahinfährt. Am Tage ist dies Leuchten wenig oder gar nicht zu bemerken, aber in der Nacht gewährt es ein prachtvolles Schauspiel, am meisten in den Meeren der heißen Zone. Füllt man ein Gefäß mit diesem leuchtenden Wasser an, so bemerkt man, daß das Leuchten von unzähligen, von einander getrennten leuchtenden Pünktchen herrührt. Doch hört es bald auf, wenn man es ruhig stehen läßt, fängt aber wieder an, wenn man es in Bewegung setzt. Es wird aber immer schwächer, und hört endlich ganz auf. Ohne Zweifel rührt es von den vielen fauligen Theilchen der im Meere verwesten Fische und andern Seethiere her. Es ist ja bekannt, daß mehrere faule Gegenstände, z. B. faules Eichenholz, leuchten. Zum Theil sind auch wohl ganz kleine lebendige Seethiere die Ursache, die, so lange sie leben, einen Glanz von sich geben, wie bei uns die in den Nächten herumfliegenden Johanniswürmchen. Im stillstehenden Wasser sterben sie, und dann hört das Leuchten auf. Ein Reisender erzählt, in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung habe er ein solches prachtvolles Leuchten gesehen. Jede Welle habe ihren eigenen leuchtenden Saum gehabt, und das Meer, so weit das Auge reichte, in vollem Feuer zu stehen geschienen. In den Tiefen des Meeres bewegten sich große und kleine leuchtende Fische, die dem erstaunten Auge jede sonst verborgene Bewegung zeigten. Ein anderer Reisender sagt: „hier funkelt und schimmert die Oberfläche des Oceans, so weit das Auge reicht,

wie ein Silberstoff; dort entfalten sich die Wogen in unermeßliche, von Schwefel und Erdharz brennende Tücher; anderwärts glaubt man ein Meer von Milch zu entdecken, dessen Ende man nicht absieht. Aus der Tiefe des Wassers scheinen glänzende Sterne aufzusteigen, von denen unsere Kunstfeuer nur eine schwache Nachahmung sind. Brennende Massen, wie große, glühende Kugeln, rollen unter den Wogen dahin; glühende Vierecke, Lichtkegel, die sich um sich selbst drehen, funkelnde Kränze, leuchtende Schlangen zucken bald hier bald dort. An einigen Stellen des Meeres sieht man oft über die Oberfläche funkelnde Feuerstrahlen hervorschießen; an andern irren gleichsam Wolken von Licht mitten in der Finsterniß auf den Wellen umher. Bisweilen erscheint der Ocean wie mit einer unermeßlichen Schärpe von beweglichem, wellenförmigem Lichte geschmückt, deren Gränzen von einem Ende des Horizonts bis zum andern reichen." Ein Dritter sagt von seiner Seereise in der Nähe von Sicilien: „diese Nacht schien unser Schiff ein völliges Feuermeer zu durchrennen; besonders am Vordertheil schlugen die grün- und blauflammenden Wogen wie entzündeter Weingeist wild durcheinander, Feuerfunken nach allen Seiten hinsprühend, und brennende Ballen flogen ungestüm unter dem Bauch des Schiffes hin. Bisweilen, wenn eine hohe Welle zersprang, glaubte man einen brennenden Katarakt zu sehen."

Das Meerwasser hat einen eigenthümlichen, salzigen Geschmack, und kann nicht getrunken werden. Trinkt man es, so fühlt man sich nicht nur unwohl, sondern der Durst wird danach größer. Daß es nicht fault, beruht nicht auf den beigemischten Salztheilen, sondern auf seiner fast beständigen Bewegung; denn Reisende haben bemerkt, daß es bei lange anhaltender Windstille allerdings faul und übelriechend werde. Es wird aber nicht blos durch Winde und durch Strömungen, sondern auch durch Ebbe und Flut bewegt. Bekanntlich versteht man unter der Flut die Erscheinung, daß das Meer mit Gewalt gegen das Ufer ansteigt. Bald läßt der Andrang nach, und nun weicht das Wasser wieder zurück, so daß man bei flachem, sandigem Ufer weit ins Meer gehen kann. Dieser niedrigste Wasserstand tritt nach 6 Stunden ein, und heißt Ebbe. Wieder 6 Stunden darauf ist Flut u. s. w. Es ist ein schöner Anblick, wenn nach der Ebbe die Flut ansteigt. Wir stehen am Ufer, und schauen in die See. Da erhebt sich erst ein schwaches und immer stärkeres Brausen; erst rollen kleine Wellchen, dann immer größere nach dem Ufer zu. Eine Welle stürzt sich weißschäumend über die andere; das Wasser steigt ruckweise immer höher und höher, und stehen wir, der Ebbe vertrauend, auf dem Meeresboden, so ist die schleunigste Flucht nöthig; leicht kann

uns das Meerwasser einholen, und uns in die hohe See spülen. Ueberall ist die Zeit der Flut nicht gleich; es giebt Küsten, wo sie erst mit 7—9 Stunden abwechselt. Die Ursache dieser Bewegung ist hauptsächlich der Mond, weniger die Sonne. Jeder Körper hat eine Anziehungskraft; je größer und dichter er ist, desto größer ist auch diese Kraft. Also zieht auch der Mond an. Mit den festen Körpern unsrer Erde gelingt es ihm nun nicht, wohl aber mit dem weiten großen Meere. Steht er nämlich über demselben, so wirkt seine Anziehungskraft so, daß das Wasser sich nach der Gegend hinzieht, über welcher er steht. Dadurch aber zieht es sich von den Ufern fort, und es entsteht also Ebbe. Aber bald läßt die Anziehung nach, weil die Erde sich ja umdreht, und der Mond über einer andern Erdgegend zu stehen kommt, und nun rinnt das Wasser wieder nach dem Ufer zu: es entsteht Flut. Deutlicher läßt sich dies nicht ohne Zeichnungen und ohne Kenntniß der Mathematik machen. Binnenmeere pflegen keine Ebbe und Flut zu haben, weil der Mond nicht stark genug auf ihre geringere Oberfläche wirken kann. Die Ostsee hat gar keine, und das mittelländische Meer eine kaum merkbare.

Eine regelmäßige Strömung des Meeres von Osten nach Westen wird in den Gegenden auf beiden Seiten des Aequators wahrgenommen. Daß sich die Erde von Westen nach Osten drehe, ist oben gesagt worden. Dieser schnellen Drehung kann aber weder die Atmosphäre noch das Meerwasser so schnell folgen; es entsteht also bei beiden eine Rückbewegung. Man gieße zum Beispiele etwas Wasser auf einen runden Schleifstein und drehe ihn schnell um, so wird man sehen, daß das auf ihm stehende Wasser sich nicht in derselben, sondern in der entgegengesetzten Richtung weiter bewegt habe. Die Luft also sowohl, als das Meer, müssen sich von Osten nach Westen bewegen. Diese Erscheinung wird aber bei uns, in der gemäßigten Zone, nicht so bemerkt, weil hier die Schwingung der Erde nicht so groß ist. Aber in der heißen Zone ist sie bei weitem stärker. Daher wehen hier nicht nur Jahr aus Jahr ein regelmäßige Winde von Osten nach Westen, die Passatwinde, sondern das Meer hat auch einen beständigen Fluß nach Westen. Nun aber setzt sich ihm Amerika, und zwar die Mitte dieses Erdtheils, als Damm entgegen. Der Meerstrom prallt dagegen, und ist genöthigt, von da eine nördliche Richtung zu nehmen, und den Krümmungen der Küste zu folgen, bis er in den freien Ocean tritt. Hier bildet er einen Fluß warmen, sich rasch fortbewegenden Wassers, der sich in schräger Richtung immer mehr von den Küsten Nordamerikas entfernt, und von den Schiffern Golfstrom genannt wird. Nach und nach nimmt er an Schnelligkeit ab, an Breite aber zu, und sein Lauf wird immer östlicher, bis

er nahe vor den westlichsten Azoren sich in zwei Arme theilt, von denen der eine sich nach Irland und Norwegen, also nördlich, der andere aber gegen die Westküste Afrika's, also südlich, zieht.

Eine andere Strömung findet von den Polen nach dem Aequator statt. Denn unter dem Aequator verdunstet ja viel mehr Wasser durch die Hitze als in den kalten Zonen; dies Wasser muß nun ersetzt werden, und so entsteht die Strömung. Aber außerdem giebt es deren noch eine Menge, theils an der Oberfläche, theils in der Tiefe des Meers. Z. B. bei Gibraltar sieht man das Wasser des atlantischen Meers in das mittelländische strömen. Man würde sich darüber wundern, und glauben, das mittelländische müßte zuletzt überströmen, wenn man nicht wüßte, daß das Wasser unterhalb, in der Tiefe, umgekehrt aus dem mittelländischen in das atlantische Meer zurückflösse. Also ein Strom über dem andern in sich durchkreuzender Richtung.

Zu den Strömungen des Meers gehören auch die Strudel. Die Alten fabelten viel von der Gefährlichkeit des Strudels Charybdis bei dem Felsen Skylla in der Meerenge von Sicilien. Jetzt bemerkt man hier nichts mehr von einem Strudel, sondern nur eine Strömung. Der berühmteste Strudel ist der Maëlstrom an der Westküste von Norwegen. Aber auch über ihn fahren jetzt die Schiffe mit vollen Segeln furchtlos dahin; nur wenn im Winter der Nordwestwind und die Ebbe gegen einander wüthen, können die Schiffe in Gefahr kommen, weil ihnen dann der Wind nicht darüber forthilft. Dann ergreift sie der Wirbelstrom, und führt sie kreisend bis in die Mitte, wo sie versinken.

Ehe wir das Meer verlassen, stehe hier noch die Beschreibung eines französischen Erdumseglers von mehreren der unzähligen Seethiere, die das Meer, besonders in der heißen Zone, bedecken, und den Schiffern einen herrlichen Anblick gewähren. An der Spitze dieser Thiere erscheint die Physale, eine Art von Thierpflanze, die vermittelst einer häutigen Blase, die der Fischblase ziemlich ähnlich ist, immer auf der Oberfläche des Meeres schwimmt. Eine Art von gefaltetem, über dem Rücken der Luftblase vorragendem Kamme giebt dem Thiere ein wirkliches Segel, das es nach seinem Belieben je nach der Stärke oder Richtung des Windes abändern kann. Darum wird das Thier auch wohl Fregatte oder Galeere genannt. Es ist ein falsches Thier. Es streckt auf der Oberfläche der Wellen viele, mehrere Fuß lange Fühlfaden von einer sehr lebhaften und reinen Ultramarinfarbe aus. Wehe aber der Hand, die sie ergreifen will! Bei der ersten Berührung fühlt man einen brennenden Schmerz

und empfindet zugleich das Gift, daß diese hinterlistigen Raubwerkzeuge enthalten. Ein unerträgliches Brennen in dem von ihnen berührten Theile und eine Art von gänzlicher Stumpfheit in dem Gliede sind die augenblicklichen Wirkungen der geringsten Berührung. Bisweilen entstehen sogar Hitzblattern wie die von Brennesseln, und verursachen äußerst heftige Schmerzen, die meist 24—36 Stunden dauern. Durch dieses Gift kann das Thier Fische, die ein paar Mal größer sind, festhalten und lebendig verzehren, weil sie durch das Gift wie völlig gelähmt sind. Zum Fressen hat die Physale eine Menge Saugwerkzeuge, die von der Luftblase herabhängen, und mit den Fühlfaden umgeben sind. — Die Physsophoren sind ähnliche Thiere, weich, gallertartig und mit den schönsten Farben bekleidet. Sie haben auch eine kleine Luftblase so groß, wie eine sehr kleine Olive, durch welche sie sich auf der Oberfläche des Wassers erhalten. Wollen sie untertauchen, so lassen sie die Luft heraus; die Blase fällt zusammen, und augenblicklich sinken sie unter. Wollen sie wieder auf die Oberfläche kommen, so füllt sich die Blase aufs neue mit Luft, und gleich sind sie wieder oben. Beides geht so schnell, als wenn es dazu nur eines Winkes von Seiten des Thieres bedürfte. — Die Velella sieht aus wie ein kleiner umgekehrter Kahn. Auf ihrem Rücken erhebt sich eine Art von sehr dünnem, leichtem, durchsichtigem Kamme. Dieser ist sein Segel, mit dem er sehr schnell hierhin und dorthin schwimmen kann. Jetzt schwimmt der kleine blaue Kahn gerade aus; plötzlich macht er eine Schwenkung, und mit solcher Behendigkeit, daß das Thier selten seine Beute verfehlt. Es umfaßt sie mit seinen zahlreichen Fühlstangen, welche um den Kahn herumstehen, und verzehrt sie bald mit Hülfe der unzähligen Saugwerkzeuge, die an seiner untern Fläche hangen. Die schöne Gestalt dieses Thieres, die Durchsichtigkeit seines Segels, die schöne lasurblaue Farbe, alles trägt dazu bei, es zu einer der schönsten Gattungen der Seethiere zu machen. Nichts ist so malerisch, als bei stillem Wetter Tausende dieser kleinen Thierpflanzen auf der Oberfläche des Meers manövriren zu sehen. Man möchte sie für eben so viele reizende, kleine Flotten halten, die nach den Gesetzen der Steuermannskunst gelenkt würden. — An den Beroen scheint die Natur alles erschöpft zu haben, was die Schönheit der Formen, der Reichthum der Farben, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen Geschmackvolles und Glänzendes darbieten können. Ihre Substanz, durchsichtiger als der reinste Krystall, hat gewöhnlich eine schöne Rosen-, Opal- oder Lasurfarbe. Ihre Gestalt ist wie eine längliche Kugel. Rings umher laufen in 8 oder 10 Reihen der Länge nach unzählige, äußerst dünne und sehr bewegliche Querblättchen; dies sind die Werkzeuge, durch die es sich bewegt. Vermittelst

dieser tausend kleinen Ruder kann es auf seine Beute losgehen, vor seinen Feinden fliehen, sich um sich selbst drehen, kurz alle Bewegungen machen, deren es nöthig hat. Noch bewunderungswürdiger werden die Bewegungen der Beroen dadurch, daß dabei jene unzähligen Blättchen in allen Regenbogenfarben spielen, und das Thier also in 8 oder 10 Regenbogen eingehüllt erscheint, wovon das Wort und der Pinsel nur einen unvollkommnen Begriff geben können. — Was soll man nun von jener andern Art von Pflanzenthieren sagen, welche, gleich einem schönen, lasurblauen Blumenkranze von Krystall, auf der Oberfläche des Wassers lustwandelt, und nach und nach ihre durchsichtigen, Epheublättern ähnlichen Blättchen erhebt? Ihre schönen, rosenrothen Fühlstangen sind weit ausgestreckt, und suchen überall die Beute, von der das Thier sich nähren soll. Kaum ist sie gefunden, so haben auch schon diese Fühlfaden sie mit einem tödtlichen Netz umschlungen. Das Thier zieht sich alsdann zusammen, und bildet eine Art von Kreis um das eben eroberte Futter her. Tausend Saugwerkzeuge, wie lange Blutegel, schießen unter den Blättchen hervor, und klammern sich fest an die Beute an. Kaum sind einige Augenblicke verflossen, so ist auch schon die größte Beute verschwunden. Ist es dunkel, so leuchtet das Thier, und erscheint wie eine schöne Guirlande von Flammen und Phosphor. — Was soll man ferner von den purpurrothen Janthinen sagen, die an einer weißen Traube von Luftbläschen hängen, und so auf der Oberfläche des Meers schweben? Oder von jenen zahlreichen, rosen-, lasur- und opalfarbigen Schaaren der Salpa, welche Bänke von 30—40 Meilen bilden, und mitten in der Finsterniß schimmern? Von jenen ebenfalls leuchtenden Medusen, die so viele sonderbare Formen, und in ihren Farben so viele zarte Schattirungen haben? Was von jenen Pyrosomen, welche die Form eines übergroßen Handschuhfingers haben, und an denen man kein sichtbares Werkzeug der Fortbewegung, der Verdauung, des Athemholens entdecken kann, und welche doch das Meer mit unzähligen Schwärmen bedecken? Der Körper dieser Thiere glänzt mitten im Finstern so sehr, daß man sie für ein rothglühendes, geschmolzenes Eisen halten könnte. Von jenen reizenden Glaucus, von einer schönen Ultramarinfarbe, mit einem silbernen Bande auf dem Rücken, welche eben so viele kleine See-Eidechsen vorstellen? Ihre ästigen, wie niedliches Gesträuch gestalteten Kiemen dienen ihnen zugleich als Floßfedern und als Lungen. Man geräth in Versuchung, die schönen Mollusken, wenn man sie ihre purpurrothen Floßfedern entfalten sieht, für eben so viele kleine Schildkröten in Miniatur zu halten. Es giebt deren so viele und mannigfaltige, daß die bloße Aufzählung derselben Bogen füllen würde.

4. Von der Atmosphäre.

Die Erde ist mit einer Luft umgeben, die so beschaffen ist, daß Menschen und Thiere in ihr leben können und Pflanzen gedeihen. So weit diese Luft reicht, nennt man sie den Dunstkreis oder die Atmosphäre. Sie besteht aus verschiedenen Bestandtheilen: Sauerstoffgas, Stickgas oder Kohlenstoff, Wasserstoffgas, mit Säuren und wässerigen Theilen vermischt. Da sie die Eigenschaft haben, sich unter einander aufzulösen und niederzuschlagen, so entstehen dadurch allerhand Lufterscheinungen und das, was man das Wetter zu nennen pflegt. Wie hoch die Atmosphäre sey, läßt sich nicht wohl ausmachen, theils weil noch Niemand bis zur Gränze derselben hat gelangen können, theils weil sie wohl nirgends eine bestimmte Gränze haben mag, sondern ohne Zweifel wohl immer dünner und dünner wird, und endlich in den luftleeren Raum allmählig übergeht. Man pflegt 15—18 Stunden anzunehmen. Aber schon 1 Meile von der Erde entfernt ist die Luft so dünn, daß der Mensch kaum noch athmen kann; und dennoch hat Humboldt gesehen, wie sich ein großer Condor (Greifgeier) noch eine Meile höher hob, und da recht behaglich sich zu befinden schien. So wie die Luft dünner wird, je höher man kommt, so nimmt auch die Kälte zu. Darum sind hohe Berge mit Schnee selbst mitten im Sommer bedeckt, und Luftschiffer, die bis eine Meile hoch sich erheben, fühlten oben eine empfindliche Kälte.

Die Atmosphäre hat eine blaue Farbe, aber diese Farbe ist nicht überall gleich. In den nördlichen Gegenden ist sie mehr graublau, bei uns hellblau; je mehr man sich dem Aequator nähert, desto dunkelblauer wird sie. Durch das Athmen der Menschen und Thiere wird bekanntlich viel Sauerstoff verbraucht, und dagegen eine Menge Kohlen- oder Stickstoff erzeugt. Man braucht nur in einem Zimmer zu seyn, in welchem sich viele Menschen befinden; von Minute zu Minute wird des Sauerstoffs weniger, und die Kohlensäure nimmt so überhand, daß man zuletzt ersticken müßte, wenn die Thüren und Fenster nicht geöffnet würden. Man sollte also glauben, daß es der Atmosphäre endlich an Sauerstoff fehlen und der Stickstoff so überhand nehmen müßte, daß Menschen und Thiere erstickten und die Pflanzen verwelkten. Aber so ist es nicht. Gott hat es nämlich so eingerichtet, daß umgekehrt die Pflanzen den Stickstoff einschlucken und Sauerstoff aushauchen, besonders wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen. Darum ist es eben so gesund, sich im Freien unter Bäumen, vornehmlich während des Sonnenscheins, aufzuhalten, und wenn man in einer Stube voll verdorbener Luft Pflanzen bringt, so wird die Luft verbessert.

Die Atmosphäre befindet sich nie in einer völligen Ruhe

Ist sie auch zuweilen in einer Gegend ruhig, so ist sie in andern in desto größerer Bewegung. Die merklichen und auffallenden Bewegungen nennt man Winde. Man theilt sie in regelmäßige und unregelmäßige. Zu den regelmäßigen gehört zuvörderst der beständige Ostwind, der zwischen den Wendekreisen herrscht, und von dem wir schon oben beim Meere gesprochen haben. Man pflegt ihn den Passatwind zu nennen. Ferner gehören dahin die Moussons. Sie wehen besonders in dem indischen Meere, südlich von Asien, und bestehen darin, daß der Wind in der einen Jahreshälfte von Nordwest, und in der andern von Südwest wehet. Zwischen diesen beiden Perioden pflegt eine kurze Zeit lang, Windstille zu herrschen. Diese Moussons sind so regelmäßig, daß die dort wohnenden Insulaner sich genau danach bei ihren Seefahrten richten können. Mit dem einen Mousson fahren sie ab, und mit dem andern kehren sie wieder zurück. Woher rühren aber die Moussons? Darauf können wir nicht befriedigend antworten. Die Naturkundigen haben zwar die Erscheinung zu deuten versucht, aber es sind nur Muthmaßungen, und selbst diese nicht erschöpfend genug. Endlich gehören noch zn den regelmäßigen Winden die See- und Landwinde, die man an den Seeküsten bemerkt. Am Tage nämlich weht der Wind von der See her; denn die Luft über dem Lande erhitzt sich am Tage mehr als über dem Meere. Daher steigt sie in die Höhe, weil die heiße Luft immer dünner und also leichter ist als die kalte und kühle. Bei Nacht aber weht der Wind vom Lande nach der See. Denn bei Nacht kühlt sich das feste Land schneller ab als das Meer, weil die Hitze in das Wasser tiefer eingedrungen ist als in das Land. Die Luft behält also auf dem Meere mehr Wärme als die Landluft, steigt also in die Höhe, und wird durch die Landluft ersetzt, wodurch der Landwind entsteht.

Die unregelmäßigen Winde dagegen haben zwar auch immer ihre bestimmte Ursache; aber wir kennen diese nicht immer, und können sie daher auch nicht vorher bestimmen. Nur bei Gewittern, bei Vulcanen und einigen andern Fällen läßt sich die Ursache der Winde nachweisen. Im Allgemeinen entstehen die Winde daher, daß in der einen Gegend die Luft wärmer als in der andern ist. Die Luft ist aber wie das Wasser; sie will sich immer ins Gleichgewicht setzen. Sobald die Wärme zweier nahen Gegenden ungleich ist, entsteht eine Luftströmung, und diese ist um so stärker, je ungleicher die Temperatur ist. Ein mäßiger Wind braucht etwa 20 Minuten, um eine Meile zurückzulegen. Winde, die in 10—12 Minuten eine Meile machen, heißen Sturmwinde; und solche, die dies in 4 Minuten und noch geringerer Zeit thun, heißen Orkane. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß in verschiedenen Höhen derselben Gegenden zuwei-

len ganz verschiedene Winde herrschen. Oft sehen wir, daß die Wetterfahnen Südwind anzeigen, wenn die Wolken vom Nordwinde getrieben werden, und umgekehrt. Zuweilen ziehen die tiefgehenden Wolken ostwärts, und die hochgehenden westwärts.

In der Luft zeigen sich zuweilen Erscheinungen, die man Meteore nennt. Es giebt deren wässerige, feurige und optische.

a. Wässerige Meteore.

Zu denselben gehören die Wolken, der Nebel, Thau, Reif, Regen, Schnee, Hagel, Wasserhosen und Gewitter.

Die Wolken sind wässerige Dünste, die sich an einander gehängt haben, frei in der Luft schweben, und vom Winde getrieben werden. Die Höhe, in welcher sie schweben, ist sehr ungleich. Zuweilen gehen sie so niedrig, daß sie mäßige Berge von 600 Fuß Höhe schon erreichen, dagegen andere an $\frac{5}{4}$ Meilen hoch stehen. Die höchsten sind die leichten, wollartig scheinenden, die man auch wohl Schäfchen nennt. Gewitterwolken stehen gewöhnlich in der Mitte, nämlich $\frac{1}{4}$ Meile oder etwas darüber.

Der Nebel ist nichts anders als Wolken, die sich in der untersten Gegend der Luft gebildet haben, z. B. über einem See oder Morast. Entweder fällt der Nebel d. i. er löst sich wieder auf, oder er steigt in die Höhe, und erscheint uns dann in Gestalt von Wolken. Zuweilen ist er so dicht, daß man nicht zwei Schritte vor sich sieht. In England und Holland, wo der Nebel besonders häufig und dick ist, sind schon manche Menschen ins Wasser gelaufen, weil sie es nicht eher sahen, bis sie hineinfielen. Von dem Nebel muß man den Höhenrauch unterscheiden. Jener ist feucht, dieser aber trocken. Er pflegt nach anhaltender Hitze zu entstehen, und dauert manchmal einen ganzen Sommer über.

Wenn die wässerigen Theile des Nebels oder wenigstens der untern Luft niederschlagen, so nennt man die sich bildenden Tropfen Thau. Er setzt sich an die Blätter der Pflanzen, an Spinnengewebe und andere niedrige Gegenstände an, und zwar nur bei Nachtzeit. Um zu wissen, ob denn der Thau aus den wässerigen Theilen entstehe, die aus der Erde während der Nacht aufsteigen, hat man eine gläserne Glocke auf die Erde gestellt, und siehe da! der Thau hatte sich inwendig an die Wände der Glocke sowohl als an die unter derselben sich befindenden Pflanzenblätter angesetzt. Daraus folgte also, daß allerdings der Thau aus der Erde seinen Ursprung nehme.

Wenn sich wässerige Theile der unteren Luft bei einer Kälte, wo das Wasser gefriert, niederschlagen, so setzen sie sich an Baumzweige, Fenstergitter, Grasspitzen u. d. gl. an, und wer-

den Reif genannt. Betrachtet man die einzelnen Theilchen des Reifes, so sieht man, daß es die zierlichsten Krystalle sind.

Der Regen entsteht, wenn die wässerigen Theile, aus denen die Wolken bestehen, sich verdichten, und niederschlagen. Dazu müssen in der Luft Ursachen vorhanden seyn, die wir nicht kennen. Daher kommt es, daß es zuweilen bei dicken, schwarzen Wolken nicht regnet, wohl aber bei ganz dünnem Gewölk. Der Regen fällt in sehr verschiedener Menge; manchmal so sparsam und so feine Tropfen, daß man ihn kaum merkt, ein ander Mal aber in solcher Menge, daß es scheint, als wenn die Wolken eine bloße Wassermasse wären, die ununterbrochen herabflösse. Der stärkste Regen wird Wolkenbruch genannt; er kommt in ebenen Gegenden weit seltener als in Gebirgen vor, und füllt das Land mit einer solchen Wassermasse und so plötzlich, daß eine augenblickliche Ueberschwemmung entsteht, und alle Bäche zu Strömen werden.

Der Schnee verhält sich zum Regen gerade so, wie der Reif zum Thau. Es sind gefrorene Wasserdünste, die aus der Wolkenregion auf die Erde herabfallen. Die Flocken sind eben so, wie der Reif, kleine Krystalle von der verschiedensten und zierlichsten Gestalt.

Der Hagel ist gefrorner Regen. Wenn sich nämlich oben in den Wolken Regentropfen bilden, diese aber bei ihrem Herabfallen durch eine kältere Luftschicht kommen, wo eine eisige Kälte herrscht, so gerinnen sie zu Eis. Daher kommt der Hagel selten anders als bei Gewittern vor, weil diese die Luft plötzlich abzukühlen pflegen. Der Hagel setzt also voraus, daß die obere Luftschicht wärmer sey als die mittlere. Sonderbar ist es, daß fast nie des Nachts Hagel fällt.

Die Wasserhosen entstehn meistentheils auf dem Meere, bei stürmischer, gewitteriger Witterung. Eine dicke Wolke, die bis dahin wagerecht schwebte, senkt sich zum Theil senkrecht hernieder in Gestalt eines umgekehrten Kegels, dessen Grundfläche nach oben, dessen Spitze aber nach unten gekehrt ist. Die Spitze senkt sich immer mehr, und nähert sich dem Meere, das schon lange vorher, ehe die Spitze es erreicht, zu sieden anfängt. Wenn endlich die Spitze das Meer erreicht, so wirbelt das Wasser in die Höhe, und bildet die Gestalt eines Trichters oder Kegels, so daß sich der Wolken- und der Wasserkegel mit ihren Spitzen berühren. Wolke und Wasser drehen sich schnell um sich selbst herum. Anfangs pflegt die Wasserhose auf einer Stelle zu bleiben, bis der Wind sie überwältigt, und weiter treibt. Trifft sie auf ein Schiff, so kann sie diesem leicht gefährlich werden, und es umreißen. So ist bekannt, daß es eine Wasserhose war, welche das Schiff zerstörte, auf dem sich der

Entdecker des Vorgebirges der guten Hoffnung, Bartholomeus Diaz, befand, und daß er dadurch sein Leben verlor *). Wenige Augenblicke, ehe die Wasserhose zerplatzt, zeigt sich zwischen der umgekehrten Spitze derselben und dem Meere eine dünne, durchsichtige Röhre, die da endet, wo das Meer noch immer kocht. In ihr sieht man ganz deutlich das Meerwasser hinaufsteigen, gerade so, wie der Rauch im Schornstein hinaufsteigt. — Zuweilen bildet sich eine solche Wasserhose auch auf dem Lande. Sie wirbelt Sand und Erde in die Höhe, reißt Pflanzen, Sträucher, Bäume aus, deckt Dächer ab, wirft Windmühlen um; ja man hat gesehen, wie sie selbst Schafe mit in die Höhe hob, und den Hirten unsanft auf die Seite warf. Wohin sie trifft, richtet sie große Zerstörungen an.

Endlich kommen wir zum Gewitter. Ihm geht gewöhnlich eine schwüle, drückende Hitze bei wolkenlosem Himmel vorher. Menschen, Thiere und Pflanzen sind erschlafft. Es bilden sich erst kleine Wolken, die immer größer werden, sich vereinigen und endlich einen Theil des Horizonts bedecken. Sie sind mehr abgerundet als gewöhnlich, und zeigen eine mannigfaltige Beleuchtung. An einigen Stellen sind sie dunkelgrau und undurchsichtig, an andern hell erleuchtet und zeigen ein gelbliches Licht; hier und da blickt noch der blaue Himmel hindurch. Doch ist das Letztere nur bei kleinen Gewittern; bei großen dagegen überziehen schwarze Wolken den ganzen Horizont. Es erhebt sich ein heftiger, meist kalter Wind, und führt die Wolken schnell herbei. Jetzt durchzucken einige schwache Blitze die Wolken, denen bald stärkere Schläge folgen; seltener beginnt das Gewitter mit einem heftigen Schlag. Anfangs blitzt und donnert es ohne Regen; mit der Heftigkeit der Schläge aber nimmt der Regen zu. Bei heftigen Gewittern nur pflegt es auch zu hageln. Nach und nach verlieren sich die bestimmten Abgränzungen der Wolken; ein gleichmäßiger grauer Wolkenschleier bedeckt den ganzen Horizont. Die Blitzschläge werden seltener und schwächer, der Donner rollt entfernter, der Regen währt noch eine Weile fort; doch mit geringerer Heftigkeit, und endlich läßt er ganz nach. Der anfangs tobende Wind ist in ein sanftes Wehen übergegangen; dieses vertreibt die Wolken, und stellt die Bläue des Himmels oft schnell wieder her. Die ganze Natur fühlt sich erquickt; eine liebliche Kühle durchweht alles; Menschen und Thiere athmen freier; die durch die vorhergehende Hitze entstandenen Erdspalten ziehen sich wieder zu; die Pflanzen leben wieder auf, die Blätter erheben sich wieder, und bekommen ihr frisches Grün zurück; die

---

*) S. mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. 4. Ausg., Th. 2., S. 334.

Blumen duften stärker und lieblicher, und der Mensch fühlt neue Lebenskraft. Die meisten Gewitter sind gegen Abend und in der Nacht, seltener Vormittags. Im Frühlinge kommen sie am häufigsten vor, im Winter am seltensten, pflegen dann aber besonders heftig zu seyn. Gewöhnlich bilden sich mehrere Gewitter zugleich oder doch bald nach einander, und pflegen dann zusammenzufließen. Daher sieht man es an verschiedenen Gegenden des Himmels blitzen, und ist ein Gewitter vorbei, so kommt zuweilen ein neues. Man pflegt dann wohl zu sagen, das Gewitter komme zurück, was aber nicht der Fall ist. Auch kann das Gewitter nicht, wie man zuweilen sagen hört, gegen den Wind ziehen, sondern wenn wir z. B. bemerken, daß ein Gewitter bei herrschendem Südwinde aus Norden kommt, so ist in den oberen Regionen, wo die Gewitterwolken schweben, Nordwind, während unten der Wind aus Süden kommt.

b. Feurige Meteore.

Zu ihnen werden gerechnet: die Irrlichter, die Sternschnuppen, die Feuerkugeln, die Meteorsteine und das Nordlicht.

Von den Irrlichtern haben wir schon vorher gesprochen, und wissen also, daß es das Wasserstoffgas ist, das aus Sümpfen aufsteigt, und sich entzündet.

Die Sternschnuppen sind kleinscheinende, leuchtende Körper, die oft in großer Menge in den höchsten Räumen unsrer Atmosphäre erscheinen, durch die Luft fahren, und dann verschwinden. Der gemeine Mann hielt sie, und hält sie wohl noch jetzt, für wirkliche Schnuppen der oben brennenden Sternlichter, und die Klügeren beachteten sie wenig, und begnügten sich damit, sie für entzündete brennbare Dünste zu halten. Erst vor etwa 30 Jahren unternahmen es zwei noch lebende Gelehrte, die Erscheinung näher zu untersuchen. Sie brachten dazu viele Nächte im Freien zu, und beobachteten, indem sie sich meist von einander trennten, dieselben Sternschnuppen, verglichen dann ihre Beobachtungen, und brachten dadurch heraus, daß sie in viel höheren Regionen entstehen, als man bis dahin geglaubt hatte. Manche der beobachteten waren in einer Höhe von mehr als 30 Meilen, andere nur $1\frac{1}{2}$ Meile. Daher kommt es auch, daß man sie nur bei hellem, wolkenlosem Himmel sieht. Die Geschwindigkeit ihres Laufs ist ungeheuer groß; sie legen in einer Secunde 4, ja 6 Meilen zurück. Manche sind so hoch, oder so klein, daß man sie nicht mit bloßen Augen, sondern nur durch Fernröhre sieht, wenn diese zufällig auf den Punkt gerichtet sind, wo sie erscheinen. Die meisten fahren senkrecht nach der Erde herab, manche auch schräg, wenige gehen wagerecht, und am seltensten steigen sie von unten nach oben. Manche erscheinen als bloße fallende Punkte,

andere haben einen Schweif. Dieser Schweif hängt zuweilen mit dem Hauptkörper zusammen, und ist zuweilen getrennt. Diese höchst interessanten Beobachtungen zeigen, daß die höchsten Räume unsrer Atmosphäre nicht todt, starr und leer, sondern durch unzählige, schnell entstehende, sich rasch bewegende und schnell verschwindende leuchtende Körper bevölkert und belebt sind. Sonderbar ist dabei, daß sie in manchen Jahreszeiten und in manchen Gegenden der Erde in geringerer und größerer Menge vorkommen. Jene beiden Gelehrten haben in mancher Nacht an 2000 mit bloßen Augen gezählt, und Humboldt sah in der Nacht des 11. Nov. 1800 im nördlichen Theile von Südamerika eine ungeheure Menge dieser leuchtenden Meteore, die fast wie ein Regen vom Himmel fielen. In derselben Nacht beobachtete man dasselbe Phänomen auf der ganzen westlichen Halbkugel, bis nach Grönland hinauf, und selbst in Europa sah man ungewöhnlich viele Sternschnuppen herniederfallen. Da sie so ungeheuer hoch sind, und doch mit bloßen Augen gesehen werden, so müssen sie sehr großen Umfang haben, vielleicht doppelt so hoch und breit als unsere Stadtthürme, also wie mäßige Berge.

Von derselben Beschaffenheit scheinen die **Feuerkugeln** zu seyn, nur von viel bedeutenderer Größe. Doch ist ihre Größe sehr verschieden; manche sind nicht viel größer als die Sternschnuppen, während andere so groß als der Vollmond erscheinen. Sie kommen viel seltener als die Sternschnuppen vor; doch jährlich gewöhnlich einige. Ihr Licht ist sehr hell, stärker als das des Vollmonds, und meist röthlich. Zuweilen sprühen sie Funken, sogar kleinere Leuchtkugeln kurz vor ihrem Verschwinden. Ihre Bahn ist fast immer fallend, nie aufsteigend, selten schräg. Auch sie erscheinen in sehr bedeutenden Höhen. Im Jul. 1771 beobachtete man eine in Paris, die in einer Höhe von mehr als 10 Meilen über der Erde erschien, und in einer Höhe von mehr als 5 Meilen zersprang. Wie groß muß nicht eine solche Kugel seyn, die dem Auge in solcher Entfernung so groß erscheint. Ihre Größe wurde auf den achten Theil einer deutschen Meile berechnet. Humboldt hat an der Nordküste von Südamerika eine gesehen, die zugleich in Grönland und Europa gesehen wurde, und also in einer Höhe von wenigstens 411 Meilen gewesen seyn muß. Kleinere kommen zuweilen der Erde sehr nahe, ehe sie zerspringen, und können dann viel Schaden anrichten. Am 5. May 1819 zeigte sich eine in Schottland. Nach 5 Minuten zersprang sie in der Luft mit einem solchen Knalle, daß die Thiere erschraken, und es entstand ein Rauch, der eine kleine Wolke bildete. Sie dauern in der Regel nur einige Secunden, wie die Sternschnuppen; zuweilen, aber selten, mehrere Minuten. Einige verschwinden ohne Geräusch; die meisten aber mit einem heftigen

Knall, mit Rauch oder Dunst, und ist man nicht weit davon entfernt, so bemerkt man einen Schwefelgeruch.

Noch auffallender ist die Erscheinung der Meteorsteine. Auch auf sie hat man erst in der neueren Zeit mehr Aufmerksamkeit gerichtet. Schon im Alterthum und im Mittelalter bemerkte man zuweilen, daß Steine und Eisenmassen vom Himmel fielen, aber man achtete nicht sehr darauf. In der That fallen Steine aus der Luft. Bei näherer Untersuchung findet man, daß sie von einer dünnen, schwarzen, runzlichen Schicht umgeben sind, und inwendig aschgrau aussehen. Sie sind immer kugelig, mit einer platten Fläche, und bestehen größtentheils aus Eisenstein und Kieselerde. Einer der merkwürdigsten Steinregen ist der vom 26. April 1813 in der Normandie in Frankreich. Um 1 Uhr Nachmittag sah man in einer weiten Umgegend eine feurige Kugel von sehr hellem Glanze, die sich mit großer Geschwindigkeit durch die Luft bewegte. Gleich darauf hörte man in einem Umkreis von 30 Stunden einen heftigen Knall, der 5—6 Minuten dauerte, mit 3—4 Schlägen, wie Kanonenschüsse, anfing, dann wie Flintenfeuer sich ausnahm, und endlich wie ein fürchterliches Trommeln rauschte. Dabei war kein Wind, und der Himmel ganz heiter. Als man das Getöse hörte, war die Kugel bereits zersprungen, aber man sah eine kleine längliche Wolke, von welcher der Knall herzukommen schien, und deren Dünste bei jedem Knalle sich trennten und dann wieder sich näherten. Diese Wolke muß sehr hoch gewesen seyn; denn in zwei 1 Stunde von einander entfernten Dörfern schien es, als wenn sie gerade über ihnen stände. Während der Schläge fielen Steine herab, und zwar an 2—3000, große und kleinere, und bedeckten einen Strich von $2\frac{1}{2}$ Stunden in der Länge und 1 Stunde in der Breite. Der größte wog $17\frac{1}{2}$ Pfund, der kleinste nur einige Loth. Sie fielen brennend heiß herab, waren weich, und erhärteten erst allmälig. Sie dampften anfangs, und rochen stark nach Schwefel. — Ein Jahr vorher fiel ein Steinregen in Spanien bei Granada. Den Donner hörte man 20 Stunden weit, und die Steine waren in einem Raume gefallen der über $\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit war. — In Nordamerika fiel 1813 ein Steinregen. Auch hier ging eine Feuerkugel voran, die etwa 20 Secunden leuchtete. Nach ihrem Zerplatzen hörte man das donnerähnliche Krachen, und nun stürzten die Steine herab. Der größte wog an 200 Pfund, war drei Fuß tief in die Erde gedrungen, und hatte Erde, Steine und Rasen 50—100 Schritte weit geschleudert. Die Höhe, in welcher die Kugel zerplatzt war, wurde auf 6—7 Stunden geschätzt. Hier und da findet man große Eisenmassen, zum Theil in Gegenden, wo gar keine Berge, am wenigsten Eisenbergefind, und die in Sümpfen liegen, z. B. in

Sibirien, in Holland. Auch diese Massen sind wahrscheinlich aus der Luft gefallen.

Woraus sind nun diese drei Erscheinungen: die Sternschnuppen, die Feuerkugeln und die Meteorsteine, zu erklären? Von jeder ist man darüber verschiedener Meinung gewesen. Einige sagen; „alle drei Phänomene entstehen in unsrer Atmosphäre; die beiden ersteren sind von feuriger, das letztere von fester Natur. Die Massen entstehen aus solchen Materien, die unsrer Atmosphäre beigemischt sind, und sich in ihr einzeln befinden. So wie das Wasser beständig dünstet, so verdünsten auch festere Körper in die Luft, wo sie sich in den höchsten Regionen so lange in unendlich kleinen Theilen aufhalten, bis sie sich durch Ursachen, die wir nicht kennen, zusammen ballen, und nun eine große Feuer- oder Steinkugel bilden, die durch ihre Schwere zu Boden fällt.“ — Andere sagen; „Vulcane haben diese Meteore erzeugt, und so hoch in die Luft geschleudert, daß sie nun weit davon wieder zur Erde fallen.“ Aber jene Meteore erscheinen ja oft in Gegenden, wo gar keine Vulcane, wenigstens keine gerade speienden, sich befinden. — Noch Andere meinen: „die Meteorsteine kommen aus dem Monde. Große Mondvulcane haben diese Steine ausgeworfen, und nun sind sie bis zu unserer Erde geflogen.“ Aber zuvörderst, welche ungeheure Gewalt gehörte dazu, um einen Stein so hoch zu schleudern, daß er mehr von der Erde als vom Monde angezogen würde? Der Mond ist etwa 50mal kleiner als die Erde, mag also auch eine 50mal geringere Anziehungskraft haben. Nun ist die Entfernung des Mondes von der Erde 50,000 Meilen; also müßte der Mondvulcan den Stein über 1000 Meilen hoch geschleudert haben, ehe er von der Erde stärker als vom Monde angezogen würde. Dazu kommt, daß ja Mond und Erde nicht still stehen, sondern jener sich um diese bewegt. Ein solcher ausgeworfener Stein würde also, selbst wenn der Vulcan unserer Erde gerade gegenüber stände, nicht nach der Erde fliegen, sondern eine Kreisbahn beschreiben, also nie auf der Erde ankommen. Von unzähligen, aus vielen Mondvulcanen geworfenen, Steinen würde kaum einer die Erde erreichen. Endlich wäre es wohl möglich, daß die Steine vom Monde bis zu uns auf dieser großen Reise die Wärme behielten, die sie doch noch haben, wenn sie niederfallen?

Da kam ein kürzlich verstorbener Gelehrter, Doctor Chladni, auf einen glücklichen Gedanken. Er meinte, es schiene ihm, als wenn Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine zu Einem Geschlechte gehörten. Es wären kosmische Körper, d. i. sie gehörten nicht unsrer Erde und ihrer Atmosphäre an, sondern wären Körper, wie die Erde und andere Sterne, nur viel, viel

kleiner, und bewegten sich, wie die Erde, auch um die Sonne. Diese Idee hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Jahrtausende lang glaubte man, es gäbe weiter keinen Planeten, als Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Da entdeckte ein Astronom den Uranus, und andere die vier kleinen Planeten: Pallas, Juno, Vesta ,Ceres. Diese sind gegen die übrigen so klein, daß manche Astronomen meinen, sie wären nur Trümmer eines größeren Planeten, der einmal zersprungen wäre. Denn die Juno hat einen beinahe 6mal kleineren Durchmesser als die Erde. Wenn es also so kleine Sterne giebt, warum kann es nicht noch kleinere Weltkörper geben, die einen Durchmesser von 100, 50, 10 und noch wenigeren Meilen haben. Daß wir sie nicht sehen, ist kein Grund gegen ihre Existenz; denn ihre Kleinheit macht sie für uns unsichtbar. Die Sache wird durch mehrere Umstände sehr wahrscheinlich. Wenn Astronomen genau Sterne beobachteten, so ging zuweilen ein kleiner dunkler Körper bei dem Fernrohre vorbei, und verschwand wieder. Sollten das nicht solche kosmische Körper gewesen seyn? Ferner woher sollten wohl die Sternschnuppen und Feuerkugeln ihre ungeheure Geschwindigkeit haben, wenn sie der Erde angehörten? Manche fliegen schneller als die Erde selbst.

„Gut!" wird man sagen; „die Meteorsteine können also kosmische Körper seyn; aber wie ist es mit den Sternschnuppen und Feuerkugeln? Es giebt doch keine feurigen, aus bloßer Luft bestehenden Weltkörper." Allerdings giebt es deren, nämlich die Kometen. Manche derselben haben keinen undurchsichtigen Kern, sondern sind so durchsichtig, daß man einen hinter ihnen stehenden Stern durch sie erkennen kann. Sie bestehen wahrscheinlich aus durchsichtigen Flüssigkeiten oder Gasen. Wenn es nun solche größere Weltkörper giebt, warum kann es nicht deren auch im Kleinen geben? Die Sternschnuppen und Feuerkugeln würden also dieselbe Natur wie die Kometen, und die Meteorsteine wie die Planeten haben.

Kommen sie nun auf ihrem Wege um die Sonne unserer Erde so nahe, daß diese sie stärker anzieht als die Sonne, so verlassen sie ihre Bahn, und stürzen sich auf die Erde. Sobald sie in unsere Atmosphäre kommen, so erhitzen sie sich durch ihre ungeheure Schnelligkeit, auch vielleicht durch die Einwirkung der in der Luft vorhandenen wässerigen Theile auf die Schwefeltheile der Masse; diese Entzündung muß um so mehr zunehmen, je näher sie der Erde kommen, weil hier die Luft immer dichter und feuchter wird, und endlich müssen sie zerspringen. Daher der Knall. Sternschnuppen- und Feuerkugelntrümmer können nicht auf die Erde fallen, weil es deren nicht giebt; denn sie verwandeln sich bei ihrer Zerspringung in Dampf; daher mag

auch der Schweif kommen, den man bei den Sternschnuppen so oft bemerkt. Zerspringt aber eine feste Masse, so fallen die Trümmer auf die Erde, und das sind die Meteorsteine. Daß sie beim Herabfallen noch weich sind, rührt von ihrer Entzündung her. — Wem diese Idee Chladni's nicht genügt, der halte sich an die zuerst gegebene Erklärung, die auch viel für sich hat.

Zuletzt kommen wir auf das Nordlicht. Wenn wir von den Ursachen der oben genannten drei Erscheinungen wenig wissen, so ist das Nordlicht eine noch viel räthselhaftere Erscheinung. Es kommt in der heißen Zone nie, in der gemäßigten sehr selten, und in der kalten sehr häufig vor. Je nördlicher die Gegend, desto größer die Pracht des Schauspiels. Sonst glaubte man, es habe seinen Ursprung am Nordpole. Aber die neuesten Reisenden in die nördlichen Polarländer haben entdeckt, daß der eigentliche Heerd des Nordlichts etwas nördlich von der Baffinsbay, nordwestlich von Grönland, sey. Diese Gegend ist von ewigen Eismassen und furchtbaren Felsen umgürtet, so daß kein Zugang möglich ist. Jene Reisenden, die den Weg um Nordamerika aufsuchten, kamen in die Gegenden, wo das Nordlicht ihnen nicht mehr nördlich sondern südlich erschien. Seine Natur werden wir am besten aus folgender Beschreibung erkennen, die ein Gelehrter in Dorpat in Liefland als Augenzeuge davon macht: „Am 22. Oct. 1804 ließ mich unser damaliger Astronom benachrichtigen, daß der Himmel sich zu einem Nordlichte anschicke. In der That beobachtete ich gegen 7 Uhr in Nordnordost einige matte Lichtzüge, welche sich vom Horizonte zu erheben, und nahe gegen den Zenith (der Punkt über dem Scheitel des Betrachters) sich zu endigen schienen. Diese Lichtzüge kamen in ungleichen Zeiträumen von 5 bis 15 Minuten, und nahmen an Stärke zu. Anfangs hörte ich kein Geräusch. Nach und nach war ein Knistern bei jedem Lichtzuge immer deutlicher hörbar, und verwandelte sich nach und nach in ein starkes Prasseln und Rauschen, das mit dem Geräusch des zerreißenden Taffet einige Aehnlichkeit hatte, noch besser mit dem Geräusche einer stark vom Winde geblasenen Flamme einer Feuersbrunst. Dieses Geräusch dauerte jedes Mal nur so lange, als das Auffahren des Lichts. Nach jedem solchen Auffahren war weder Geräusch noch Licht wahrzunehmen. Bei zunehmendem Meteore bildete sich nach und nach am Horizonte nordnordöstlich ein blasser dauernder Schein, der die Sichtbarkeit der Sterne nicht hinderte. Es war sehr kalt, und helles Wetter. Um 9 minderte sich das Phänomen; die Lichtzüge wurden matter und seltener; um 10 hielt ich alles für beendigt. Gegen 11 Uhr sah ich noch einmal, durch meine Frau darauf aufmerksam gemacht, daß es draußen sehr hell wäre. Ich sah aus dem Balcon meiner Wohnung, und erblickte den ganzen

Himmel wie in Flammen. Ich eilte ins Freie, und sah das nun vollendete, herrliche Meteor. Sehr nahe am Zenith von Dorpat war ein dunkler Kreis; um denselben, wie ein glänzendes Diadem, eine vollkommen kreisförmige Zone von starkem, aber nicht blitzendem, sondern ruhigem weißen Lichte, welche von einem etwas dunklen Reife begränzt war. Von diesem dunkeln Reife ab senkten sich nach allen Himmelsgegenden breite Strahlen von farbigem Lichte, unter welchen man vorzüglich blau, roth, hellgelb und grün unterschied, bis zum Horizonte herab, welche den Himmel in eine einzige, aus den Farben des Lichts zusammengesetzte Kuppel verwandelten. Von Nordnordost rasselten die Lichtzüge mit starkem Geräusch und häufiger als vorher, und endigten sich in der Krone, welche aber nicht im mindesten davon gestört wurde, sondern vielmehr neuen Glanz davon zu erhalten schien. Die auffahrenden Lichtzüge waren milchfarbig. Das Meteor verschwand allmählig in allen seinen Theilen durch Abnahme des Lichts." — Woher das Nordlicht rührt, und von welcher Natur es ist, hat bis jetzt nicht ergründet werden können.

e. Optische Meteore.

Es gehören dazu: der Regenbogen, die Höfe um Mond und Sonne, das Wasserziehen der Sonne, und das Zodiakallicht.

Der Regenbogen entsteht, wenn die Sonne tief am Horizonte steht, und es zugleich regnet. Dann brechen sich die Sonnenstrahlen in dem Wasser des Regens, und auf der entgegengesetzten Seite des Horizonts bildet sich ein Bogen ab, der mit sieben Farben prangt: roth, orange, gelb, grün, blau, indigo, und violet, alle in einander fließend. Sind die Farben lebhaft, so bildet sich über ihm noch ein zweiter, dessen Farben aber in umgekehrter Ordnung folgen, und schwächer sind. Man sieht vom Regenbogen in der Regel nur einen Theil; steigt man aber auf einen Berg, so sieht man von ihm immer mehr. Denn es ist eigentlich ein voller Kreis, dessen unteres Ende aber unter dem Horizonte ist. Ein Regenbogen im Kleinen, und zwar in vollkommner Kreisgestalt, entsteht bei Wasserfällen oder Springbrunnen, die einen großen Wasserstaub erregen. Scheint die Sonne gerade darauf, so brechen sich die Strahlen in den Wassertropfen, und ein schöner runder Regenbogen erscheint.

Man bemerkt häufig, wenn die Luft voll Dünste ist, einen bald weißen, bald mit den Farben des Regenbogens schwach gefärbten Ring um den Mond. Dasselbe kommt auch, obgleich seltener, bei der Sonne, und noch seltener bei den andern Sternen vor. Nie aber finden diese Höfe beim Regen, beim Schnee und bei ganz hellem Himmel statt. Sie sind also ein Zeichen von wässerigen Dünsten, und daher Vorboten von Regen. Zu-

weilen kommen auch mehrere Ringe vor, die einander einschließen. Man sieht 4 oder 6 Sonnen oder Monde, und zwar in gleichmäßiger Ordnung stehen, aber von schwächerem Lichte. Durch sie geht ein gemeinschaftlicher Ring, der hell, zuweilen gefärbt ist. Zuweilen dauert die Erscheinung mehrere Stunden.

Das Wasserziehen der Sonne findet oft des Abends oder Morgens statt. Wenn nämlich vor der Sonne zwei dicke Wolken, aber getrennt von einander, stehen, und die Luft zwischen beiden mit wässrigen Dünsten angefüllt ist, so bilden die Strahlen der Sonne einen lichtvollen Streifen, indem sie sich in diesen Dünsten brechen.

Das Zodiakallicht kommt nur im Herbst oder Frühling zur Zeit der Nachtgleiche gleich nach Untergang oder vor Aufgang der Sonne vor. Man sieht dann ein milchweißes Licht am Himmel, nur wenig stärker als das der Milchstraße, in Gestalt einer Pyramide, deren Grund am Horizonte ist, und zwar da, wo die Sonne stand, und deren Spitze Himmel aufwärts geht. Das Licht ist durchsichtig, so daß man die Sterne durchscheinen sieht. Die Ursachen der drei letzten Erscheinungen sind noch nicht hinlänglich zu erklären.

---

5. Die Erde als Wohnplatz der Menschen, oder politische Geographie.

Der Mensch hat durch seinen Verstand und seine Thätigkeit auf der Erde eine Menge Veränderungen bewirkt und Einrichtungen gemacht. Von ihnen erzählt die politische Geographie. Er hat sich zu Gesellschaften, die man Staaten nennt, vereinigt, Städte und Festungen erbaut, Wälder umgehauen, den Boden auf die mannigfaltigste Art angebaut, Kanäle gegraben, Flüsse geleitet, Fabriken angelegt, kurz so vielerlei vorgenommen, daß die Erde jetzt ganz anders aussieht, als sie aussehen würde, wenn es keine Menschen gäbe. Bei Beschreibung der Länder werden wir die physikalische und politische Geographie mit einander verbinden.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, daß Menschen in allen Klimaten leben und sich wohl befinden können. Da, wo die Sonne senkrechte Strahlen auf die Erde fallen läßt und in den heissten Gegenden in der Nähe der Pole, befinden sich Menschen. Doch haben Klima und Lebensart vielen Einfluß auf Körperwuchs und Farbe. Im Allgemeinen findet man die kleinsten Menschen in den kältesten Gegenden, die größten hat man bis jetzt iu Patagonien in Südamerika und auf den Inseln von Neuseeland gefunden.

Die verschiedene Farbe und Bildung der Menschen zeigt, daß sie nicht alle zu Einem Stamme gehören. Man theilt sie daher in verschiedene Racen oder Classen, und pflegt gewöhnlich 5 anzunehmen:

1. Die kaukasische. Sie ist nach unsern Begriffen die schönste, schon darum weil wir Europäer dazu gehören. Die Farbe ist weiß, die Wangen mehr oder weniger roth, das Haar meist schlicht und von verschiedener Farbe und der Schädel wohlgeformt. Dazu gehören außer uns Europäern auch die westlichen Asiaten und die nördlichsten Völker von Amerika.

2. Die mongolische. Die dazu gehörenden Völker haben eine gelbliche, manchmal sogar ins Olivengrünliche fallende Hautfarbe, düne straffe und schlichte schwarze Haare, einen fast viereckigen Schädel, ein flaches Gesicht, eine platte Nase, vorstehende Backenknochen, kleine, feingeschlitzte Augen, deren innere Winkel weit niedriger als die äusseren stehen, also schiefliegende Augen. Zu ihnen gehören die Völker im mittlern und östlichen Asien, und die ihnen gegenüber wohnenden Völker Nordamerika's.

3. Die äthiopische. Die negerartigen Völker, die hierhin gehören, haben schwarze, sammtartige Haut, kurzes, schwarzes, wolliges Haar, schmalen Schädel, breite und aufgestülpte Nase, dicke aufgeworfene Lippen. Sie und die vorigen sind die häßlichsten. Sie wohnen im Innern von Afrika, im Innern der größern ostindischen Inseln, und in Neuseeland.

4. Die amerikanische. Die Amerikaner, die dazu gehören, haben eine mehr oder weniger kupferrothe Farbe, schwarze, dicke, straffe Haare, breite Gesichter, weit aus einander liegende Augen und niedrige Stirn.

5. Die malaiische Die Hautfarbe der Malaien ist dunkel, aber von verschiedener Mischung; die meisten sind zimmtbraun, andere schwarzbraun oder rußfarbig. Sie haben schwarze, dichte, weiche und lockige Haare, dicke und breite Nase, großen Mund, aber meist angenehme Züge, und sind gut gewachsen. Sie bewohnen die ostindischen und die in der Südsee liegenden Inseln. Auch der Charakter dieser fünf Racen ist sehr verschieden. Wir werden bei den einzelnen Ländern noch davon sprechen, ebenso von den verschiedenen Religionen und Staatsverfassungen.

Daß die Länder der Erde in 5 Erdtheilen vertheilt werden, die Europa, Asien, Afrika, Amerika und Südindien oder Australien heißen, können wir als bekannt voraussetzen. Hier nur noch die

Hauptmeere. Man pflegt deren auch 5 anzunehmen.

1. Das nördliche Eismeer. So nennt man das ganze Meer, das innerhalb des nördlichen Polarkreises liegt. Es bespült die Nordküste von Europa, Asia und Amerika.

2. Das südliche Eismeer. Es wird durch keine Länder begränzt, sondern durch den südlichen Polarkreis von den nördlicher liegenden Ländern getrennt. Nur einige unwirthbare Inseln hat man bis jetzt in ihm entdeckt, und wenn auch ja näher nach dem Pole zu ein Land läge, so wäre es doch wegen seiner großen Kälte nicht zu bewohnen. Ueberhaupt ist dies Meer viel kälter als das nördliche Eismeer, und vergebens haben mehrere Erdumsegler weit in dasselbe vorzudringen versucht. Große Eisfelder setzten ihnen einen unüberwindlichen Damm entgegen.

3. Das Westmeer oder amerikanische Meer. Darunter versteht man dasjenige, welches vom nördlichen bis zum südlichen Polarkreis reicht, und zwar zwischen Amerika auf der einen und Europa und Afrika auf der andern Seite. Es zerfällt wegen seiner Ausdehnung wieder in drei Theile:

a. Das Nordmeer, auch wohl das scandinavische genannt. Es reicht vom nördlichen Polarkreis bis zum 50sten nördlichen Breitengrade. Die Nordsee und die Ostsee sind Theile desselben.

b. Das atlantische Meer. Es liegt zwischen dem 50sten Breitengrade und dem Aequator. Es hat östlich einen großen Busen, das zwischen Europa und Afrika eingehende mittelländische Meer, und westlich bei Amerika einen andern, den mexikanischen (sprich mechikanischen) Meerbusen.

c. Das äthiopische Meer. Es reicht vom Aequator bis zum südlichen Polarkreise. Auf der östlichen Seite bei Afrika, hat es auch einen Meerbusen von Guinea.

4. Das große Weltmeer. Dies ist der ungeheure Wasserbehälter, der im Osten von Amerika, im Westen von Asiens Ostküste, im Süden und Norden von den beiden Polarmeeren eingeschlossen wird. Auf der Seite von Asien bildet es mehrere Meerbusen, die wir bei der Beschreibung von Asien betrachten wollen. Wegen seiner Größe theilen wir es in drei Theile, die durch die Wendekreise geschieden werden.

a. Die Nordsee des großen Weltmeers liegt zwischen dem nördlichen Polar- und dem nördlichen Wendekreise.

b. Das stille Meer ist in der heißen Zone, also zwischen dem nördlichen und südlichen Wendekreise, auf den beiden Seiten des Aequators.

c. Die Südsee reicht vom südlichen Wendekreise bis zum südlichen Polarkreise, und ist besonders reich an Inselgruppen.

5. Das indische Weltmeer. Es liegt zwischen Afrika im Westen und Neuholland im Osten, also südlich von Asien, und reicht im Süden bis an das südliche Eismeer. Auf der Ostseite hängt es mit dem stillen, auf der Westseite mit dem äthiopischen Meere zusammen. Im Norden hat es drei Meer-

busen: das rothe Meer, den persischen und den bengalischen Meerbusen.

Die Zahl der Einwohner auf der ganzen Erde läßt sich begreiflicherweise nicht genau bestimmen; weiß man sie doch von manchen Städten nicht einmal genau. Auch verändert sich ja die Zahl mit jedem Tage, da täglich viele Menschen geboren werden und sterben. Man kann annehmen, daß jede Minute im Durchschnitt fast 60 Menschen das Lebenslicht erblicken, und eben so viel ins Grab sinken, also jede Secunde Freude über einen neuen Lebensbürger, und zugleich Schmerz über einen ausgeschiedenen. Welche Masse von Freude und Schmerz! Man schätzt die Anzahl aller Erdenbewohner auf etwa 1000 Millionen. In den letzten 20 Jahren hat man, wenigstens in Nordamerika und mehreren europäischen Ländern, eine bedeutende Zunahme der Volkszahl bemerkt. Vielen Einfluß darauf haben unstreitig theils die fast ganz gelungene Ausrottung der Menschenblattern, theils die viel naturgemäßere Erziehung der Kinder.

Europa.

Zuerst werden die Gränzen und die Hauptländer auf der Karte eingeübt. Man kann Europa in drei Theile scheiden, wenn man die Ostsee und die südliche Alpenkette als Scheidelinien annehmen will:

1. Nord-Europa: Spitzbergen, Island, Färöer- (unrichtig Faröer-)Inseln, das nördliche Rußland, Schweden, Norwegen und Schottland mit seinen Inseln.

2. Mittel-Europa: Südrußland, Ungarn, Galizien, Polen, Preußen, Dänemark, Deutschland, Helvetien, Frankreich, die Niederlande, Belgien, England und Irland.

3. Süd-Europa: Türkei, Griechenland, Italien mit seinen Inseln, Spanien und Portugal.

Gebirge: Es giebt in Europa zwei Haupt-Gebirgsketten, welche von Westen nach Osten streichen, eine größere und eine kleinere.

Die größere fängt an bei dem Cap Finisterre und Ortegal in Spanien, und geht mit wenigen Unterbrechungen bis nach Constantinopel. Sie besteht aus folgenden Theilen: das cantabrische Gebirge in Spanien, die Pyrenäen, das Lozeregebirge in Süd-Frankreich, die Seealpen (zwischen dem mittelländischen Meere und dem Genfersee), die berner- und penninischen Alpen (zwischen dem Genfersee und dem Gotthard), die rhätischen Alpen (in Graubündten und Tyrol), die norischen und karnischen Alpen (jene, nördlich, in Kärnthen und Steiermark; diese, südlich, in Kärnthen und Krain, bis zum Terglou in Krain), die julischen Alpen (in Krain, vom Terglou bis zum Berge Kleck in Dalmatien), die dinarischen Alpen in Dalmatien, der Hämus (südlich von der Donau).

Die zweite Gebirgskette streicht nördlicher. Sie fängt am Mittelrhein, bei Mainz, an, und beginnt mit zwei Ketten, die

sich am Fichtelberge in Nordbaiern vereinigen. Die nördliche Kette geht nördlich vom Mayn, und besteht aus folgenden Theilen: Westerwald, Vogelsberg, Rhöngebirge, Thüringerwald. Die südliche Kette streicht südlich vom Mayn, und enthält den Odenwald, Spessart und den Steigerwald. An den Fichtelberg schließen sich an: das Erzgebirge, die Sudeten und die Karpathen.

Außer diesen beiden, von Westen nach Osten streichenden Gebirgen giebt es zwei von Norden nach Süden gehende: die Kiölen (zwischen Norwegen und Schweden), und das uralische Gebirge.

Die übrigen Gebirge Europa's können als Seitenzweige betrachtet, und bei den einzelnen Ländern erwähnt werden.

Meere, Meerbusen und Meerengen*): Europa wird im Nordwesten von den Gewässern des nördlichen Eismeers, des Nordmeers und des atlantischen Meeres, und im Süden von denen des mittelländischen Meeres bespült. Beide Meere werden durch die Straße von Gibraltar von einander getrennt.

Das Eismeer wird südlich durch den nördlichen Polarkreis vom Nord-Meere getrennt, und enthält das weiße Meer.

Das Nordmeer enthält folgende Theile: die Nordsee, das Kattegat, den Sund, den großen und kleinen Belt, die Ostsee oder das baltische Meer mit dem bothnischen, finnischen und rigaischen Meerbusen, die irländische See mit dem Nord- und St. Georgs-Canal.

Das atlantische Meer: den Canal mit der Straße von Calais, das biscayische Meer.

Das mittelländische Meer hat von Westen nach Osten folgende Theile: den Meerbusen von Lyon, den Meerbusen von Genua, den Canal von St. Bonifacio (sprich: Bonifahtscho), das tyrrhenische Meer (zwischen Sicilien, Sardinien und Italien), den Faro di Messina, den Meerbusen von Tarent, das ionische Meer, die Straße von Otranto, das adriatische Meer, den Archipel, die Straße der Dardanellen, das Meer von Marmora, die Straße von Constantinopel, das schwarze Meer, die Straße von Feodosia, das asowsche Meer.

Die Hauptströme Europa's lassen sich am bequemsten nach den Meeren, in welche sie fließen, merken:

in das weiße Meer fließt die Dwina;

in die Ostsee: die Düna (in den rigaischen Busen), der Niemen, der Pregel, die Weichsel, die Oder;

in die Nordsee: die Elbe, Weser, der Rhein, die Maas, die Themse;

in den Canal: die Seine;

---

*) Es ist rathsam, diese in der Einleitung genau durchzunehmen, und nicht eher zu den einzelnen Ländern fortzugehen, bis sie sorgfältig eingeübt sind.

in den biscayischen Meerbusen: die Loire und Garonne;
in das atlantische Meer: der Duero, der Tajo (sprich Tahcho), die Guadiana, der Guadalquivir (sprich Guadalghivir);
in das mittelländische Meer: der Ebro;
in den Meerbusen von Lyon: die Rhone;
in das tyrrhenische Meer: die Tiber;
in das adriatische Meer: der Po;
in das schwarze Meer: die Donau, der Dnestr, der Dnepr;
in das asowsche Meer: der Don.

Landseen: Ladoga, Onega, Saima, Peipus in Rußland;
Wener, Wetter, Hielmar und Mälar in Sweden;
Bodensee in Deutschland;
Genfer-, Neuenburger-, Vierwaldstädter- und Zürchersee in Helvetien;
Lago maggiore (sprich madschore), Comer- und Gardasee in Italien;
Neusiedler- und Plattensee in Ungarn.

Klima: Der größte Theil von Europa liegt in der gemäßigten Zone. Daher ist hier kein Land, welches unter einer übermäßigen Hitze litte, und nur wenige Striche sind durch Kälte fast unbewohnbar.

Nord-Europa hat kurze Sommer, die zum Theil nur einige Monate dauern, aber sehr warm sind, weil die Sonne dann fast den ganzen Tag am Himmel steht. Die Winter sind lang, und, wenn sie nicht durch die Nähe der See etwas gemildert werden, sehr kalt und die Kälte ununterbrochen. Getreide kommt nur in den nördlichsten Gegenden nicht fort. Im äußersten Norden wachsen nur Zwergbäume.

Mittel-Europa hat weder übermäßig-kalte Winter, noch drückende Hitze im Sommer, also das glücklichste Klima zur Entwickelung der Geistes- und Körperkräfte. Getreide gedeiht überall, der Wein hier und da, zum Theil vortrefflich, aber Südfrüchte kommen nicht überall im Freien fort.

Süd-Europa hat nur kurze und milde Winter, die sich nur selten durch Eis und Schnee, mehr durch rauhe Witterung und Regen zeigen. Der Frühling beginnt schon mit dem Februar, zuweilen noch früher, und geht bald in einen sehr warmen Sommer über. Doch sind die Nächte zuweilen kühler als in Mitteleuropa. Die Südfrüchte gedeihen überall herrlich, selbst das Zuckerrohr und die Palme kommen in den südlichsten Gegenden fort.

Die Producte werden besser bei den einzelnen Ländern angeführt.

Die Einwohner gehören zur weißen Menschenrace, die

man die kaukasische nennt. Nach ihren Sprachen kann man sie in folgende theilen:

1. Germanen d. i. solche, welche die deutsche, oder eine nahe mit ihr verwandte Sprache reden, also: die Deutschen, Niederländer, Dänen, Norweger, Schweden, Isländer, Helvetier, und hier und da zerstreut in andern Ländern.

2. Slaven im östlichen Europa. Sie stammen aus Asien, und unterscheiden sich durch ihre Sprache, die in verschiedenen Mundarten von den Russen, Polen, Böhmen, Mähren, Slavoniern, Kroaten, Serbiern, Dalmatiern, Bulgaren und Wenden geredet wird.

3. Finnen. Wenig zahlreich. Dazu gehören die Einwohner von Finnland, die Lappen und einige Völkerschaften in Rußland.

4. Die Türken und Tataren. Letztere wohnen in Taurien (Krimm), am asowschen Meere und am Don.

5. Die Griechen im südlichen Theile der Türkei besonders auf den Inseln des Archipels.

6. Arnauten oder Albanier an der Westküste der Türkei, in Albanien.

7. Caledonier in Nordschottland. Sie werden auch wohl Bergschotten oder Hochländer genannt, nennen sich selbst aber Gaël.

8. Kymri und Bretons. Sie sind die Nachkommen der alten Britten, die sich im 5ten Jahrhundert vor den Angelsachsen nach Wales und Bretagne zurückzogen. Jenen Namen führen sie in Wales, diesen in Bretagne.

9. Basken oder Biscayer auf beiden Seiten der Pyrenäen, sind die Nachkommen der alten Einwohner Spaniens.

10. Litthauer in Litthauen, Curland, Liefland, Esthland.

11. Samojeden am weißen und Eismeer.

12. Juden, fast überall zerstreut.

Außer ihnen giebt es in Europa mehrere der vorzüglichsten Nationen, welche aus mehreren andern durch Vermischung entstanden sind. Dahin gehören:

1. Die Franzosen.
2. Die Engländer.
3. Die Spanier und Portugiesen.
4. Die Italiener.
5. Die Wlachen.

Deutschland.

So wie bei Europa im Allgemeinen werden hier die Länder, aus denen Deutschland besteht, nebst den Gränzen, auf

einer Wandkarte eingeübt, und nicht eher das Folgende begonnen, bis die Schülerinnen die Länder und Grenzen ganz inne haben. Die Länder sind folgende: Oestreichische Länder; preußische Länder; Königreich Baiern; Königreich Hannover; Königreich Würtemberg; Königreich Sachsen; Großherzogthum Baden; Großherz. Meklenburg; Kurfürstenthum Hessen; Herzogthum Sachsen; Herzogthum Holstein und Lauenburg; Großherzogthum Hessen; Großherzogthum Luxemburg; Großherzogthum Oldenburg; Herzogthum Nassau; Herzogthum Braunschweig; Fürstenthum Anhalt; Fürstenthum Schwarzburg; Fürstenthum Lippe; Fürstenthum Hohenzollern; Fürstenthum Reuß; Fürstenthum Waldeck; die freien Städte: Hamburg, Frankfurt, Bremen und Lübeck; Landgrafschaft Hessen-Homburg; Fürstenthum Liechtenstein. Diese Ordnung nehmen sie nach ihrer Größe ein.

Gebirge: Es ziehen sich durch Deutschland zwei Haupt-Gebirgsketten. Die eine ist im südlichsten Theile, und heißt die Alpen; die andere streicht durch die Mitte von Deutschland in der Richtung von Osten nach Westen unter verschiedenen Namen, und trennt das südliche von dem nördlichen Deutschlande.

1. Die Alpen. Sie bilden, außer vielen Nebenzweigen, drei Hauptketten: a. die norischen; b. die karnischen und julischen; und c. die nördlichen Alpen. Die höchste ist die mittlere.

a. Die norischen Alpen. Sie sind eine Fortsetzung der rhätischen Alpen in Graubündten (in Helvetien), und fangen an der westl. Spitze Tyrols bei der Ortelsspitze *), dem vielleicht höchsten Berge in Deutschland (12,000′) an. Von da ziehen sie in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Wien. Von der Ortelsspitze gehen sie zunächst quer durch Tyrol, wo der Brenner ihren Mittelpunkt bildet, und heißen tyroler Alpen. Dann ziehen sie unter dem Namen der salzburger Alpen zwischen Kärnthen und Salzburg; weiter auf dem linken Ufer der Muhr durch das nordwestliche Steiermark, und heißen hier steiersche Alpen; endlich treten sie unter dem Namen des Wienerwaldes in das Erzherzogthum Oestreich, und streichen so bis nach Wien. Eine der höchsten Spitzen dieser Bergkette ist der Groß-Glockner, auf dem Punkte, wo die Gränzen von Tyrol, Kärnthen und Salzburg zusammen stoßen.

b. Die zweite Kette der Alpen streicht südlich von der vorigen, und zwar südlich vom Flusse Drau. Sie beginnt im südlichen Tyrol, zieht sich unter dem Namen der karnischen Alpen längs der Südgränze von Kärnthen hin bis zum Berge

*) Sie liegt da, wo Graubündten, Italien und Tyrol zusammentreffen.

Terglou*). Hier trennen sich zwei Ketten. Die nördlichere behält den bis dahin geführten Namen, und streicht zwischen den Flüssen Drau und Sau bis an die Gränze von Croatien hin; die südlichere aber bekommt den Namen julische Alpen, und geht auf dem rechten Ufer der Sau quer durch Krain bis nach Dalmatien.

c. Die dritte Alpenkette, die wir die nördlichen Alpen nennen wollen, streicht nördlich von der ersten Kette. Sie fängt beim Arlberge an, welcher von der Ostspitze des Bodensee's einige Meilen südöstlich liegt, streicht in östlicher Richtung durch Nordtyrol, dann auf der Gränze zwischen Baiern und Tyrol, durch den nördlichen Theil von Salzburg, und endlich auf der Gränze zwischen dem Erzherzogthum Oestreich und Steiermark, bis sie sich an den Wienerwald anschließt.

Alle drei Ketten enthalten zum Theil sehr hohe Berge, welche ihr weißes Haupt bis weit über die Schneelinie erheben.

2. Die mitteldeutsche Gebirgskette fängt bei dem Passe Jablunka, da, wo Gallizien, Ungarn und Oestreichisch-Schlesien zusammenstoßen, an, also da, wo die Karpathen die Gränze Deutschlands berühren. Sie zieht sich längs der Westgränze des preußischen Schlesiens hin bis an die Elbe, und heißt bis dahin die

Sudeten. Diese aber zerfallen wieder in vier Theile:

a. die mährischen Sudeten, von der Jablunka bis zu dem Winkel, den die Grafschaft Glatz bildet. Höchster Berg der Altvater.

b. die glätzer Sudeten in der Grafschaft Glatz. Höchster Berg der Schneeberg.

c. das Riesengebirge, von dem nordwestlichen Winkel der Grafschaft Glatz längs der böhmisch-schlesischen Gränze bis zur Tafelfichte, wo Sachsen, Böhmen und Schlesien zusammenstoßen. Höchster Berg die Schneekoppe, 5000' Fuß hoch.

d. die lausitzer Gebirge von der Tafelfichte bis zur Elbe, zwischen Böhmen und Sachsen. — Jenseits der Elbe fängt das

Erzgebirge an, und zieht sich längs der sächsischen und böhmischen Gränze hin, bis da, wo Sachsen, Böhmen und Baiern zusammenstoßen. — Hier theilt sich die Kette in drei Arme. Der eine zieht sich südöstlich, längs der Gränze von Böhmen und Baiern, herunter, und heißt

der Böhmerwald. — Der 2. Arm streicht westlich, und geht bis zum Rhein. Seine vier Theile sind:

a. das Fichtelgebirge, südlich von Hof in Nordbaiern;

---

*) Wir finden ihn auf der Landkarte an der Quelle der Sau.

b. der Steigerwald, bei Bamberg in Nordbaiern;
c. der Spessart bei Aschaffenburg in der nordwestlichen Spitze Baierns; und
d. der Odenwald im Darmstädtischen, zwischen Mayn und Rhein. — Der 3. Arm geht vom westlichen Ende des Erzgebirges nordwestlich und westlich, und hat drei Theile:
a. der Thüringerwald im Herzogthum Sachsen;
b. das Rhöngebirge in der nördlichsten Spitze Baierns;
c. der Vogelsberg im Großherzogthum Hessen. — Von hier streicht das Gebirge mit drei Armen bis an den Rhein. Das nördlichste heißt:
a. das Rothlager-Gebirge. Es zieht sich durch den südlichen Theil der preußischen Rheinprovinzen auf dem rechten Rheinufer, und erreicht den Rhein in der Gegend von Cöln.
b. Der Westerwald, der Coblenz gegenüber an den Rhein stößt, und von welchem das Siebengebirge als Seitenzweig bis an den Rhein (südlich von Bonn) geht.
e. Der Taunus oder die Höhe zieht sich längs dem nördlichen Mayn-Ufer hin, zwischen Frankfurt und Homburg.

Außer diesen beiden Hauptketten, die übrigens nicht als überall zusammenhängend betrachtet werden müssen, und hier und da große Thäler und selbst Ebenen zwischen sich haben, giebt es noch einige Gebirge, welche entweder isolirt erscheinen, oder die einzelnen Ketten mit einander verbinden. Man merke sich davon folgende:

A. In Süddeutschland:

1. Das mährische Gebirge beginnt an der südlichsten Spitze der Grafschaft Glatz, und streicht auf der Gränze zwischen Böhmen und Mähren, bis es sich an den Böhmerwald anschließt.
2. Der Schwarzwald im südwestlichsten Winkel Deutschlands, vom Rheine bei Laufenburg in nördlicher Richtung bis in die Gegend von Rastadt.
3. Die rauhe Alp, ungefähr in der Mitte Würtembergs, auf dem linken Donau-Ufer.

B. In Norddeutschland:

1. Der Harz, dessen höchster Berg der Brocken, zwischen Halberstadt und dem südlichern Theile von Hannover.
2. Das Wesergebirge südlich von Minden, auf dem linken Ufer der Weser.
3. Der Teutoburgerwald im Lippischen.

C. Auf dem linken Rheinufer:

1. Der Donnersberg, das nördlichste Ende der Vogesen (oder Wasgau-Gebirges), in Rheinbaiern, westlich von Landau.

2. Der Hunsrück, nördlicher, zwischen Rhein und Mosel, in der preuß. Rheinprovinz.

3. Die Eyfel, auf dem linken Ufer der Mosel, auch in der preuß. Rheinprovinz.

Das nördliche Deutschland, nördlich vom Harz und Wesergebirge, ist ganz ohne Gebirge. Kaum zeigt sich hier und da ein Sandhügel. Ausgedehnte Ebenen, die zum Theil sandig, zum Theil morastig sind, ziehen sich bis an die Ufer der See, und nur hier und da finden sich fruchtbare Striche. Aber der Fleiß der Menschen hat das ersetzt, was die Natur versagte. Der Boden ist möglichst angebaut, und selbst dürres Heideland und kahle Sandwüsten liegen nicht ungenützt. Alles zeigt an, daß das nördliche Deutschland in Zeiten, die vor Menschengedenken waren, mit Meer bedeckt war; daher der Sand und die Moräste.

Desto fruchtbarer und gesegneter ist die Mitte und der Süden von Deutschland. Ein Gürtel von herrlichem Getreideboden zieht sich quer durch Deutschland, nämlich von Schlesien, durch Sachsen, bis in die nördlichen Theile von Preußisch-Westphalen. Hier sind die reichsten Kornkammern Deutschlands; denn die Ebenen, von mäßigen Berg- und Hügelreihen durchzogen, sind wohlbewässert, u. enthalten einen schönen, schwarzen Getreideboden.

Süddeutschland ist bergiger, und eignet sich, außer zum Getreidebau, auch zum Wein- und Obstbau, besonders in den Thälern und auf den Bergabhängen. Es herrschen hier mildere Lüfte, die Winter sind weniger streng und anhaltend, und die Sommer nicht übermäßig heiß; alles Umstände, welche dem Wein- und Obstbau außerordentlich günstig sind.

Meere, Meerbusen, Ströme und Flüsse: Drei Meere bewässern die deutschen Küsten: das adriatische Meer, mit dem Meerbusen von Triest westlich, und dem Meerbusen Quarnero östlich; die Ostsee und die Nordsee, die hier auch das deutsche Meer genannt wird. Danach können wir auch die Flüsse eintheilen: in solche, die ihr Wasser nach dem adriatischen Meere, nach der Ostsee, oder der Nordsee schicken. Hierzu kommt noch das schwarze Meer, wohin auch mehrere deutsche Flüsse abfließen.

A. Zum adriatischen Meere fließen nur zwei deutsche Flüsse.

a. der Isonzo. Er entspringt in Krain, und bildet dann die Gränze zwischen Deutschland und Italien;

b. die Etsch, die in Tyrol entspringt, und nach Italien geht.

B. Zum schwarzen Meere:

Die Donau. Sie entspringt am Fuße des Schwarzwaldes bei Donauschingen in Baden, durchströmt Würtemberg, Baiern,

Oestreich, Ungarn, die Türkei, und fällt durch mehrere Mündungen in das schwarze Meer. Sie ist der reißendste Strom Deutschlands; daher pflegen auch die Schiffe nur abwärts zu fahren. Ihre größten Nebenflüsse sind rechts, und kommen von den Alpen her. Sie fließen in folgender Ordnung rechts hinein:

a. die Iller, bei Ulm;

b. der Lech, unweit Donauwerth;

c. die Isar, die bei München vorbeifließt;

d. der Inn kommt aus Graubündten in Helvetien, durchfließt ganz Tyrol, macht zum Theil die Gränze zwischen Oestreich und Baiern, und tritt bei Passau in die Donau;

e. die Ens, bei der Stadt Ens;

f. die Raab entspringt in Steiermark, tritt nach Ungarn, und geht unweit Raab in die Donau;

g. die Drau entspringt im östlichen Tyrol, geht durch Kärnthen und Süd-Steiermark, nimmt links die Muhr auf, und fällt unweit Essek in die Donau;

h. die Sau entspringt am Terglou in Krain, läuft durch Krain, tritt nach Kroatien, und fällt bei Belgrad und Semlin in die Donau.

Links gehen in die Donau: Mehrere kleine Flüsse, von denen

die March oder Morawa der bedeutendste ist. Sie entspringt am glätzer Schneeberge, läuft mitten durch Mähren, bildet endlich die Gränze zwischen Oestreich und Ungarn, und geht unweit Preßburg in Ungarn in die Donau.

C. Zur Ostsee:

1. die Oder. Sie entspringt in Mähren, hart an der Gränze von Oestreichisch-Schlesien, am Fuße der mährischen Sudeten, läuft quer durch Schlesien, durch die Mark Brandenburg und Pommern, und fällt in das stettiner Haff. Dies wird gebildet durch zwei vorliegende Inseln, wovon die linke Usedom und die rechte Wollin heißt. Ihre Nebenflüsse sind:

rechts: a. die Wartha; sie entspringt in Polen, und nimmt rechts die Netze auf. b. die Ihna, unterhalb Stettin.

Links fließen viele Flüsse in die Oder, weil hier die Sudeten liegen.

a. Die Oppa, ein kleiner Fluß, der die Gränze zwischen Preußisch- und Oestreichisch-Schlesien bildet.

b. Die Neiße, und zwar, zum Unterschied von zwei Flüssen gleichen Namens, die glätzer Neiße, kommt aus der Grafschaft Glatz vom Schneeberge, und fällt unweit Schurgast in die Oder.

c. Die Ohlau vereinigt sich mit der Oder bei Breslau.

d. Die Katzbach, welche rechts die wüthende Neiße aufnimmt, fällt Leubus gegenüber in die Oder.

e. Der Bober bringt links den Queiß mit, und mündet unweit Crossen.

f. Die Neiße, die den Beinamen der lausitzer oder görlitzer führt, geht zwischen Crossen und Frankfurt in die Oder.

2. Die Weichsel. Sie kann nur ihrer Quelle wegen ein deutscher Fluß genannt werden. Sie entspringt in Oestreichisch-Schlesien, macht die Gränze zwischen Preußisch-Schlesien und Gallizien, tritt dann nach Polen über, und fließt, nachdem ihr Lauf fast einen halben Bogen beschrieben hat, bei Weichselmünde in die Ostsee.

D. Zur Nordsee.

1. die Elbe. Sie entsteht aus zwei Flüßchen. Das eine, die weiße Elbe, entspringt auf dem Koppenplan, am Fuße des Kegels der Schneekoppe; das andre, die schwarze Elbe, auf der Elbwiese, auf dem Kamme des Riesengebirges. Beide fließen bald zusammen, und der vereinigte Fluß läuft in einem Halbkreise durch Nordböhmen, geht zwischen dem Erzgebirge und den lausitzer Bergen nach Sachsen, durchströmt das preußische Gebiet und Anhalt, begränzt das Königreich Hannover, wird bei Hamburg fast eine Meile breit, und fällt bei Cuxhaven in die Nordsee. Nebenflüsse sind

rechts: a. die Iser, nicht zu verwechseln mit der Isar in Baiern. Sie kommt vom Iserkamm, einem Theile des Riesengebirges, und erreicht die Elbe noch in Böhmen.

b. Die Havel, kommt aus Meklenburg, läuft, indem sie einen halben Bogen beschreibt, durch die Mark Brandenburg, und fällt unweit Havelberg in die Elbe. Sie bringt mit: die Spree, welche auf den lausitzer Bergen entspringt, bei Berlin vorbeifließt, und bei Spandau links in die Havel fällt.

c. Die Steckenitz, bei Lauenburg, ein an sich unbedeutender Fluß; aber wichtig, weil er oberhalb mit der Trave zusammenhängt, und da diese in die Ostsee geht, so können die Schiffe aus der Elbe durch die Steckenitz und Trave in die Ostsee fahren.

Links nimmt die Elbe auf:

a. Die Moldau. Sie entspringt auf dem Böhmerwalde, läuft mitten durch Böhmen von Süden nach Norden, und fällt bei Melnik in die Elbe.

b. Die Eger kommt vom Fichtelberge; ihre Mündung ist bei Theresienstadt.

c. Die Mulde entsteht aus zwei Armen, der freiberger und der zwickauer. Beide entspringen auf dem Erzgebirge

fließen durch Sachsen, und gehen vereinigt unweit Dessau in die Elbe.

d. Die Saale kommt vom Fichtelberge, nimmt links die Unstrut, rechts die weiße Elster, mit der Pleiße, auf, und geht unweit Barby in die Elbe.

2. Die Weser. Sie entsteht aus dem Zusammenfluß der Werra und Fulda bei Münden, im südlichsten Winkel des Königreichs Hannover. Die Werra, welche rechts fließt, entspringt auf dem thüringer Walde; die Fulda, links, auf dem Rhöngebirge.

Links nimmt die Weser keinen bedeutenden Fluß auf;

rechts nur die Aller, welche im Magdeburgischen entspringt und links die Ocker und Leine mitbringt.

3. Der Rhein entspringt aus drei Bächen, dem Vorder-, Mittel- und Hinterrhein, an dem St. Gotthards-Berg in Helvetien, läuft durch den tiefen Bodensee, bildet unweit Schafhausen den schönen Wasserfall, wendet sich bei Basel nordwärts, bildet eine Strecke die Gränze zwischen Deutschland und Frankreich, geht durch das westliche Deutschland, und theilt sich gleich nach seinem Eintritt in die Niederlande in mehrere Arme. Nur ein kleiner Arm behält den Namen Rhein, und verliert sich zum Theil hinter Leiden im Sande. Die drei Hauptarme erhalten andere Namen. Der rechts nach der Süderfee gehende heißt Yssel (Eissel), der mittlere der Leck, der linke die Waal. Die beiden letzteren gehen durch mehrere Mündungen in die Nordsee. Seine Nebenflüsse in Deutschland sind:

Links: die von den Vogesen kommende Mosel bei Coblenz, welche rechts die Saar mitbringt.

Rechts: a. Der Neckar, entspringt auf dem Schwarzwalde, und mündet bei Mannheim.

b. Der Main bei Mainz, entspringt auf dem Fichtelgebirge.

c. Die Lahn unweit Coblenz.

d. Die Ruhr bei Duisburg.

e. Die Lippe bei Wesel.

Küstenflüsse.

A. In die Ostsee:

1. Die Trave bei Travemünde unweit Lübeck.
2. Die Warnow bei Warnemünde unweit Rostock.
3. Die Peene geht ins stettiner Haff.
4. Die Ucker ins stettiner Haff.
5. Die Persante bei Colberg in die Ostsee.

B. In die Nordsee:

1. Die Ems entspringt im Teutoburgerwalde, und fällt in den Meerbusen Dollart.

2. Die Eider entspringt in Holstein, und bildet die Gränze zwischen Holstein und Schleßwig.

Kanäle: Da die Kosten des Transportes zu Lande drei- und mehrmal größer sind als die zu Wasser, so hat man die schiffbaren Flüsse mit einander zu verbinden gesucht. Indeß ist dies mehr im nördlichen Deutschlande namentlich in den preußischen Ländern, der Fall, vielleicht weil die häufigeren und höheren Gebirge des südlichen Deutschlands der Anlegung von Kanälen mehr Hindernisse in den Weg legen. Noch ist es nicht gelungen, die Weser mit der Elbe oder dem Rhein, und den Rhein mit der Donau zu verbinden; wohl aber steht die Oder links mit der Elbe, und rechts mit der Weichsel in Verbindung. Die Kanäle sind nun folgende:

1. Der Finow-Kanal. Er ist in der Mark Brandenburg, und verbindet die Oder mit der Havel bei Neustadt-Eberswalde. Er ist besonders bequem für den Handel zwischen Pommern, und den an der Elbe gelegenen Ländern; denn da die Havel in die Elbe geht, so können nun Schiffe aus der Oder nach der Elbe kommen *).

2. Der Friedrichs-Wilhelms-Graben oder Mülrofer-Kanal, weil er bei Mülrose in der Mark-Brandenburg die Oder mit der Spree verbindet. Er ist südlich vom vorigen. Da nun die Spree in die Havel, und die Havel in die Elbe geht, so ist dadurch abermals die Oder mit der Elbe verbunden. „Aber," wird man fragen, „wozu war dieser Kanal nöthig, da ja schon der Finow-Kanal beide Flüsse verbindet?" Die Antwort giebt die Karte. Man nehme z. B. an, daß kein Mülroser-Kanal da wäre, und lasse eine Sendung von Breslau nach Halle abgehen. Welchen großen Umweg müßte nicht das Schiff nehmen? — Derselbe Fall wäre, wenn kein Finow-Kanal da wäre und ein Schiff von Stettin nach Hamburg geschickt würde. Es müßte dann viel südlicher fahren, als es jetzt nöthig ist **).

3. Der Plauensche-Kanal. Die Havel geht zwar in die Elbe; aber sie macht einen großen Bogen, und geht in der Richtung von Süden nach Norden in die Elbe. Will ein Schiff nun nach einer nördlichen Stadt, so ist der Lauf der Havel der Fahrt nicht unbequem; will es aber nach einer südlicher gelegenen Stadt, so muß es einen großen Umweg machen; z. B. von Stettin nach Magdeburg, oder von Magdeburg nach Breslau. Daher ist ein Kanal aus der Havel nach der Elbe gegraben

---

*) Um den Schülerinnen dies deutlich zu machen, zeige man ihnen auf der Wandkarte die Communication zwischen Städten an der Oder und Elbe. Man lasse z. B. auf der Karte ein Schiff von Stettin nach Hamburg fahren; oder von Stettin nach Dresden, nach Halle u. s. w.

**) Auch hier lasse man auf der Wandkarte Versuche machen; z. B. lasse man ein Schiff von Glogau nach Magdeburg, von Wittenberg nach Breslau, von Lauenburg nach Crossen u. s. w. fahren.

worden, der die Fahrt abkürzt. Er fängt unweit Brandenburg bei dem Flecken Plaue an.

4. Der Schleßwoig-Holsteinsche Kanal. Die Eider geht in die Nordsee. Nun hat man aus diesem Flusse einen Kanal nach der Ostsee gegraben, so daß Schiffe aus einem Meere in das andere fahren können, ohne erst nöthig zu haben, den großen Umweg um ganz Dänemark zu machen. Zugleich ist Dänemark dadurch eine Insel geworden.

Klima kann als bekannt vorausgesetzt werden. Die Gebirge, welche die Mitte von Deutschland durchziehen, von denen das Fichtelgebirge den Mittelpunkt ausmacht, bilden eine Theilungslinie. Was nördlich davon liegt, hat ein rauheres Klima, die südlicher gelegenen Länder sind milder. Doch ist in den bergigen Gegenden die Milde des südlicheren Himmels nicht zu bemerken; das mildeste Klima hat das südwestliche Deutschland, Würtemberg und Baden, wo Wein und Obst vorzüglich gedeihen.

Die Producte können lieber bei den einzelnen Ländern erwähnt werden.

Einwohner. Die 35 Millionen, welche in Deutschland wohnen, zerfallen in zwei Hauptstämme, Deutsche und Slaven; doch sind sie in manchen Provinzen schon mit einander vermischt, z. B. in Pommern, der Mark, Schlesien.

1. Die Deutschen bewohnen den westlichen, größten Theil von Deutschland. Man rechnet ihrer 28 Millionen. Die deutsche Sprache wird in jeder Provinz beinahe mit etwas abweichendem Dialekte gesprochen, so daß man leicht an der Aussprache eines Jeden die Provinz erkennen kann, in welcher er lebt. Sie ist eine der bildsamsten und kräftigsten, wenn sie auch an Wohllaut und Weichheit der italienischen und französischen nachstehen sollte. Man theilt sie in das Ober- und Niederdeutsche. Oberdeutsch spricht man überall im südlichen Deutschland. Das Nieder- oder Plattdeutsche wird im ganzen nördlichen Deutschland von den niedrigeren Ständen, selten von den höheren geredet, und ähnelt der holländischen Sprache sehr. Ueber beiden steht die Hochdeutsche, welche das Eigenthum der Gebildeten in ganz Deutschland ist, und auch allein die ist, deren sich Schriftsteller bedienen dürfen.

2. Die Slaven wohnen nur im östlichen Deutschlande, und zwar die Kassuben im nördlichsten Pommern, die Wenden in der Mark und Lausitz, die Polen in Schlesien auf der rechten Seite der Oder, die Tschechen in Böhmen und die Hanaken, Slawaken und andere Stämme in Mähren. Sie unterscheiden sich durch schwarzes Haar und dunkle Augen, obgleich beide kein untrügliches und allgemeines Kennzeichen sind, haben ihre eigene Sprache, die in mehrere Dialekte zerfällt, ihre Sitten

und Kleidertrachten beibehalten, und stehen im Ganzen gegen die Deutschen auf einer niedrigeren Stufe der Bildung. Hier und da sind sie mit den Deutschen so vermischt, daß die Abkunft nicht mehr zu erkennen ist. Zuweilen verräth der Familienname die slavische Abkunft.

Außer diesen beiden Hauptnationen findet man in allen Theilen Deutschlands Juden (über 300,000) verbreitet. In den meisten deutschen Ländern sind die bisher auf ihnen lastenden Gesetze aufgehoben, und sie den christlichen Einwohnern gleich gesetzt. Zugleich hat man fast überall nicht nur für bessere jüdische Schulen gesorgt, sondern ihnen auch erlaubt, die christlichen Schulen zu besuchen. Die guten Folgen davon sind jetzt schon sichtbar. Die meisten Wohlhabenden unter ihnen haben bereits eine höhere Bildung, als man sonst unter ihnen fand; viele sind schon zum Christenthume über getreten, oder haben sich wenigstens von denjenigen Gebräuchen, die sich mit einer ausgebildeten Vernunft nicht vertragen, losgemacht, so daß man voraussehen kann, die jüdische Nation werde in geistiger und moralischer Ausbildung den Christen zuletzt gleich kommen. Es haben sich daher auch schon in einigen Hauptstädten Deutschlands die gebildeteren Juden dahin vereinigt, Gott auf eine edlere Weise zu verehren und ihre Gottesverehrungen den christlichen ähnlich einzurichten. Sie haben die Orgel, die deutsche Predigt und erbauliche deutsche Gesänge bei sich eingeführt. Eins von den vielen erfreulichen Zeichen unsrer Zeit!

Die Religion der Deutschen ist, mit Ausnahme der Juden, überall die christliche. Die katholische Kirche hat mehr Anhänger im südöstlichen Deutschlande und am Rheine. Norddeutschland dagegen bekennt sich fast ganz zur evangelischen Lehre. In den meisten Ländern leben die Lutheraner und Reformirten noch in kirchlicher Trennung; hier und da haben sie sich zu Einer Kirche, der evangelischen, vereinigt. In einigen Gegenden findet man auch noch Bekenner anderer christlichen Secten, die, wie billig, wenn sie keine die Ruhe störende Meinungen haben, geduldet werden. Namentlich hat die evangelische Brüdergemeinde viele Colonien *).

---

*) Im J. 1722 kam eine Anzahl mährischer Brüder (Nachkommen der Hussiten), die in ihrem Vaterlande verfolgt waren, aus Böhmen und Mähren nach der Oberlausitz (im Königreich Sachsen), und wurde von dem menschenfreundlichen Grafen von Zinzendorf hülfreich aufgenommen. Er wies ihnen auf dem Grunde seines Gutes Bärthelsdorf, zwischen Zittau und Löbau, eine Stelle an, wo sie sich anbauen könnten, und da bald mehrere ihrer Glaubensbrüder nachkamen, so stand nicht lange darauf eine freundliche Stadt da, die Herrnhut genannt wurde. Als nun die Gemeinde größer wurde, hielt es der Graf für nöthig, gewisse Regeln des Glaubens und Han-

Der Charakter des deutschen Volks zeichnet sich im Allgemeinen durch Rechtlichkeit aus. Der Deutsche ist im Ganzen

---

delns festzusetzen, nach denen sich Alle zu richten hätten. Schon früher hatte sich der edle Graf mit dem Wunsche getragen, eine rein-evangelische Kirche zu stiften, und er freute sich, jetzt seinen Lieblingsplan ausführen zu können. Er setzte die Hauptwahrheiten des Christenthums auf, wozu sich Alle bekannten, und führte eine solche Verfassung und Kirchenzucht ein, wie sie schon früher bei der mährischen Brüderkirche gewesen war. Bei ihnen ist die Religion mehr Sache des Gefühls als des Verstandes, und sie gefallen sich daher besonders im Gebrauche von religiösen Bildern. Sie hängen vorzüglich an dem Glauben, daß Jesus noch jetzt fortfahre, seine Kirche zu regieren, und zwar in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Sie verehren Gott nur in dem Heilande; der Heiland habe alle Werke der sichtbaren und unsichtbaren Welt hervorgebracht, und leite noch jetzt ihr ganzes Thun. Daher nehmen sie auch alles im Namen des Heilandes vor, und zu allen ihren Entschlüssen geben sie als Grund an: „der Heiland will es.“ Von ihm glauben sie auch, daß er bei zweifelhaften Fällen den Ausgang des Looses bestimme. Sie pflegen daher wohl das Loos über ihre Schicksale entscheiden zu lassen, z. B. bei Verheirathungen, Amtsbesetzungen. Doch nur der, welcher looft, ist daran gebunden, nicht aber der, für den durch einen andern gelooft wird, so daß der Mann die ihm durchs Loos zuerkannte Braut ausschlagen kann, was aber nur in seltenen Fällen geschehen soll. Den Heiland denken sie sich am liebsten unter dem Bilde eines Opferlammes, und meinen, daß die christliche Gesinnung besonders in dem lebhaften Gefühle der Sündhaftigkeit bestehe; aber dieses Gefühl erscheint ihnen nicht als ein qualvolles, sondern als ein süßes, weil das Lamm die Sünden der Welt trage. Uebrigens sind es stille, friedfertige Leute, die Keinen unter sich dulden, der einem Laster sich hingiebt. Täglich werden Abends und Morgens 3 Mal gottesdienstliche Versammlungen gehalten in einem freundlichen, geräumigen, schmucklosen Saale, in welchem beide Geschlechter getrennt sitzen, und sehr langsam und feierlich einige Verse gesungen werden. Die Vorträge des Geistlichen werden nicht von einer Kanzel, sondern hinter einem grünbehängten Tische gehalten. Vorzüglich rührend und feierlich ist die Abendmahlsfeier, welche alle vier Wochen von allen Erwachsenen begangen wird. Eine Stunde vorher kommen sie zum Liebesmahl zusammen, wo sie unter religiösen Gesprächen, Gesängen und Vorlesungen, Thee, Milch und Backwerk mit einander genießen. Recht schön ist die Art, wie sie den Tod eines Mitgliedes der Gemeine feiern. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied mit Posaunen vom Thurme geblasen. Niemand trauert um den Todten, sondern man sagt: er sey heimgegangen. Die Leiche wird dann in einem hellangestrichenen Sarge in ein freundliches, dazu besonders bestimmtes Zimmer gesetzt, und mit Blumen bekränzt. Die Beerdigung geht unter Posaunenschall vor sich. Man preist die Heimgegangenen glücklich, daß sie nun zu der himmlischen Gemeinde gehören. Der Kirchhof ist wie ein Garten mit schönen Bäumen bepflanzt. Die Gräber sind in Reihen; jedes enthält einen einfachen Stein mit Angabe des Namens, des Geburts- und Sterbetages. Unter einander betrachten sie sich als Brüder. Ihre Tracht ist einfach und einförmig. Die Männer kleiden sich in braun und grau, die Weiber weiß und auf dem Kopfe ein weißes, glatt-anliegendes Häubchen, an dem die Farbe des Bandes bezeichnet, ob die, welche es trägt, zu den jungen Mädchen, ledigen Schwestern, Frauen oder Wittwen gehört. Karten, Würfel, Tanz werden nicht geduldet. Junge Leute beiderlei Geschlechts kommen fast nie zusammen; daher pflegen sich junge Leute, die sich heirathen sollen, erst kurz vor der Hochzeit unter Aufsicht der Aeltesten zum

genommen wahrheitsliebend, fleißig, ordentlich, umsichtig; Eigenschaften, welche mehr als hinreichend ersetzen, was ihm vielleicht an Gewandheit abgeht. Das Laster der Trunkenheit, welches sonst den Deutschen nicht mit Unrecht Schuld gegeben wurde, verschwindet aus den gebildeten Kreisen immer mehr, und wird fast nur noch beim Pöbel gefunden. Für den Unterricht ist fast in allen deutschen Ländern rühmlichst gesorgt, und zwar für alle Stände. Daher ist auch kein Volk im Ganzen so wohl unterrichtet, wie das Deutsche.

Da die Deutschen ein sehr betriebsames Volk sind, so giebt es wenige Arten von Kunst-Erzeugnissen, die nicht in Deutschland ihre Bearbeiter fänden. Oben an stehen die Leinewandwebereien, die am vorzüglichsten im schlesischen, laufitzer und böhmischen Gebirge, und in Westphalen gefunden werden. In letzterem Lande ist die Leinwand theurer, aber dauerhafter als die in den Sudeten verfertigte. Die Bleichen sind in Schlesien ganz vorzüglich, und werden nur vielleicht von den holländischen übertroffen. Die Tuch- und Wollenzeuchmanufacturen sind fast überall verbreitet; am meisten werden sie in Schlesien, im laufitzer Gebirge, in einigen Städten der Mark, und besonders in Aachen und der Umgegend gefunden. Die Deutschen liefern eben so schöne Tuche als die Niederländer, Franzosen und Engländer. Die Baumwollenzeuche erhalten wir zwar zum Theil noch aus England, weil die dort eingeführten Maschinen bisher eine größere Wohlfeilheit möglich machten, doch liefern die sächsischen Fabriken eben so schöne, vielleicht noch bessere, und jetzt auch wohl schon eben so wohlfeile Waaren. Die feinen Stahlwaaren lieferten sonst die Engländer von größerer Nettigkeit; auch sind die Eisenwaaren in England wohlfeiler als bei uns. Allein jetzt ist man bei uns eben so weit gekommen, und man hält die deutschen für dauerhafter. Selbst England vermag nicht so schöne eiserne Gußwaaren hervorzubringen, als es in den schlesischen Eisengießereien geschieht. Fast in allen deutschen Gebirgsgegenden wird die Verarbeitung des Eisens zu den verschiedensten Arbeiten mit großem Eifer getrieben, und deutsche Gewehre werden selbst im Auslande wegen ihrer Sorgfalt und Dauerhaftigkeit geschätzt. Gold- und Sil-

---

ersten Male zu sehen und zu sprechen. Sie sind mäßig und arbeitsam, daher meist wohlhabend. Ihre Arbeiten sind theuer, aber man kann sich auf die Güte derselben verlassen. Abdingen lassen sie sich nichts. Um die Erziehung haben sie in so fern große Verdienste, als sie die Kinder zu beständiger Beschäftigung anhalten, und dem kindlichen Gemüthe früh religiösen Sinn einprägen. Nicht allein in Deutschland haben sie mehrere Colonien, von denen Herrnhut die Hauptstadt ist, sondern deren selbst in andern Erdtheilen, um die Wilden zum Christenthum zu bekehren.

berarbeiten werden in allen großen Städten, vorzüglich in Augsburg, mit ungemeiner Nettigkeit verfertigt. Porzellan wird in Berlin, Meißen und Wien von vorzüglicher Schönheit gearbeitet, und die Malerei wird von der auf dem französischen Porzellan nicht übertroffen. Glaswaaren liefert am schönsten Böhmen und Schlesien; sowohl die Masse ist vortrefflich (in Böhmen am besten), als auch die Schleiferei geschmack- und kunstvoll. Unter den unzähligen andern Waaren, die Deutschland hervorbringt, und die hier nicht alle aufgeführt werden können, dürfen auch die vielseitigsten Spielwaaren nicht vergessen werden. Die geschmackvollsten und kunstreichsten liefert Nürnberg, die wohlfeilsten verfertigen die fleißigen Bewohner des Erzgebirges und des Thüringer-Waldes.

Mit allen diesen Waaren und seinen Producten treibt Deutschland einen ausgebreiteten Handel, und tauscht dafür die Erzeugnisse des Auslandes ein. In den letzteren Jahren hat der Verkehr sehr zugenommen, theils durch Anlegung neuer Kunststraßen und durch die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Rheine, theils durch die Aufhebung der lästigen Zölle für die Flußschifffahrt, und besonders der bisherigen Sperren zwischen einzelnen deutschen Ländern. Die vorzüglichsten Handelsstädte des Inlandes, wo zum Theil Messen den Handel begünstigen, sind: Leipzig, Frankfurt am Mayn, Frankfurt an der Oder, Breslau, Braunschweig, Magdeburg, Naumburg an der Saale, Botzen, und alle andere große Städte, die schon wegen der vielen Bedürfnisse ihrer Einwohner und wegen der Erzeugnisse ihrer Fabriken einen lebhaften Handel treiben müssen. Die bedeutendsten Seestädte sind für die Ostsee: Stettin, Rostock, Wismar und Lübeck; für die Nordsee: Hamburg, Bremen und Emden; für das adriatische Meer: Triest.

Verfassung: Deutschland gehört vielen größeren und kleineren Fürsten. Sie haben sich 1815 durch einen allgemeinen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung verbunden. Diese Verbindung heißt der deutsche Bund. Jedes Bundesglied ist von den andern völlig unabhängig, und kann in seinem Lande Einrichtungen machen, welche es will, so lange dieselben nicht dem Wohle der übrigen nachtheilig sind. Streitigkeiten unter ihnen werden nicht durch Kriege geschlichtet, sondern durch die Entscheidungen des Bundestags. Dieser besteht aus den Abgeordneten der Fürsten und freien Städte, und hat seinen Sitz in Frankfurt am Mayn. Dieser Bundestag berathschlagt auch über alle übrige, das ganze Deutschland betreffende Angelegenheiten. Bei wichtigen Fällen holen die Bundestagsgesandten erst die Befehle ihrer Regierungen ein. Die allgemeine Versammlung besteht aus 70 Stimmen, und zwar so, daß die 6

größten Staaten jeder 4 Stimmen, die darauf folgenden 3, die kleinern 2, und die kleinsten 1 Stimme haben. Versammeln sich aber die Gesandten im engern Kreise, so haben die 11 größten jeder nur eine Stimme, und von den kleineren zwei oder mehrere zusammen genommen, auch nur eine, so daß 16 Stimmen herauskommen. — Nur noch in wenigen ist der Fürst ganz unabhängig, und in den andern ist er mehr oder weniger durch eine Verfassung eingeschränkt.

Oestreichisch-deutsche Länder.

In Deutschland besitzt der östreichische Kaiser folgende Länder:

1. Das Erzherzogthum Oestreich.
2. Das Herzogthum Steiermark.
3. Das Königreich Illyrien.
4. Die gefürstete Grafschaft Tyrol, mit Vorarlberg.
5. Das Königreich Böhmen.
6. Die Markgrafschaft Mähren mit Oestreichisch-Schlesien.

Außer Deutschland.

1. Das Königreich Gallizien und Lodomerien mit der Bukowina.
2. Das Königreich Ungarn mit Croatien und Slavonien.
3. Das Großfürstenthum Siebenbürgen.
4. Das Königreich Dalmatien.
5. Das lombardisch-venetianische Königreich.

Die Gebirge der erstgenannten 6 Länder sind bereits bei Deutschland erwähnt, und können hier noch ein Mal auf der Landkarte wiederholt werden.

Die Flüsse sind ebendaselbst nachzusehen und hier zu wiederholen.

Klima. Im Ganzen genommen ist die östreichische Monarchie ein sehr gesegnetes Land, obgleich das Klima nach der Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden ist. In Böhmen ist die Luft so gemäßigt, daß die edle Kastanie und der Weinbau gedeiht; in dem Donauthale ist die Luft noch milder, und südlich von den julischen Alpen spürt man schon das milde italienische Klima. Anders ist es freilich auf den Gebirgen, wo die Luft scharf, aber gesund ist.

Die Producte, Einwohner, Fabriken und Manufacturen werden bei den einzelnen Ländern angegeben werden.

Die Regierung des Kaisers (seit 1792 Franz I.) ist unumschränkt. Er giebt allein Gesetze und schreibt Abgaben aus. Die in jeder Provinz vorhandenen Landstände haben nichts wei-

ter zu bestimmen, als wie die verlangten Abgaben vertheilt und herbeigeschafft werden sollen.

I. Das Erzherzogthum Oestreich.

Die Gränzen sind hier, wie bei allen folgenden Ländern, auf der Karte aufzusuchen. Von Baiern wird es durch den Inn begränzt, von Ungarn, nördlich von der Donau, durch die March, und im Süden sind die nördlichen und Theile der norischen Alpen (s. Gebirge von Deutschland № 1, a. und c.)

Boden. An der Nordgränze sind die südlichen Berge des Böhmerwaldes, die zum Theil bis gegen die Donau streichen. Im Süden ist nichts als Alpenland. Die Berge hier erheben sich zum Theil weit über die Schneelinie. Schneefelder und Gletscher, die man hier Tauern nennt, sind häufig, überall wilde, romantische Gebirgsgegenden, enge, tiefe Thäler, schroffe Felsen und bewachsene Berge, in denen sich zahlreiches Wild, darunter selbst Gemsen, aufhält, während unten in den schönen Thälern Heerden von Rindvieh und Ziegen weiden. Der höchste aller Berge in dieser Provinz ist der Groß-Glockner, auf dem Punkte, wo die Gränzen von Tyrol, Kärnthen und dem Erzherzogthum Oestreich zusammenstoßen. Er ist an 12,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Im westlichen Theile des Landes haben sich in den Bergkesseln größere und kleinere Seen gebildet, die alle überaus romantisch liegen. Die größten sind: der Traun-, der Atter- und der Aber-See, in geringer Entfernung von einander. Gleich über dem klaren Wasserspiegel dieser Seen erheben sich zum Theil bis über die Wolken herrliche Berge, und bilden reizende Gegenden. Im Osten, nach Ungarn zu, ist der Boden zwar auch bergig und waldig, aber weniger wild und rauh, dagegen sehr fruchtbar und herrlich angebaut. Nördlich von der Donau breitet sich längs der March eine weite, mit Getreidefeldern reichbedeckte, Ebene aus, das Marchfeld, wo schon 3 Mal blutige Schlachten geliefert wurden *). Mitten durch das Land strömt die Donau. Da die nördlichen und südlichen Gebirge bis an diesen Fluß streichen, so muß er sich zum Theil durch enge Felsenthäler hindurchwinden. Brausend drängt sich die Donau in unzähligen Windungen von Passau bis hinter

*) Die erste Schlacht war 1278 bei Cistersdorf, wo Rudolph von Habsburg Ottokarn von Böhmen schlug. Die beiden andern waren 1809, ein paar Riesenschlachten; in der ersten siegte Erzherzog Karl über Napoleon bei Aspern, in der zweiten wurde Karl von Napoleon bei Deutsch-Wagram besiegt. S. mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, 2te Aufl. Th. 2. S. 143., Th. 3. S. 405. und meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1. S. 381. und Th. 2. S. 578 und 579.

Wien durch, und hat einen so reißenden Strom, daß die Schiffe nicht selten Gefahr laufen, an den Felswänden zu zerschellen, und nur abwärts, nie aufwärts fahren können. Wenige Ströme bilden so reizende Gegenden als hier die Donau. Erst bei Wien werden die Ufer flacher.

Producte: Vorzüglich Getreide überall, wo der Boden es erlaubt. Obst in Menge. Wein; der östreichische Wein ist nicht vorzüglich, aber sehr wohlfeil. Salz in dem Gebirge des westlichen Theiles in Ueberfluß. An Rindvieh, Schafen, Ziegen, Schweinen ist kein Mangel, aber doch nicht hinreichend, um das ganze Land und besonders Wien, bei dessen ungeheurem Verbrauche, zu versehen. Es muß daher noch Vieh aus Ungarn, der Moldau und Rußland eingeführt werden.

Die Einwohner sind meist Deutsche, fast durchgängig katholischer Religion, ein fleißiges, thätiges, aber auch zugleich dem Lebensgenusse sehr hingegebenes Volk. Die Oestreicher zeichnen sich durch Liebe für ihren Kaiser, Gutmüthigkeit und unschuldigen Frohsinn aus. Ihre Schulanstalten stehen dagegen weit hinter denen des preußischen Staats zurück, und da überdies durch Censurstrenge und Bücherverbote der freie Gebrauch aller Bücher des Auslandes erschwert wird, so sind sie im Ganzen an gelehrter und wissenschaftlicher Bildung nicht so weit als die Bewohner des nördlichen Deutschlands, die keine Beschränkungen der Art kennen.

Das Land wird eingetheilt in das Land unter der Ens, und ob der Ens. Daß der Fluß Ens die Gränze mache, versteht sich von selbst, aber nur südlich von der Donau. Nördlich von derselben geht die Gränze ungefähr in derselben Richtung bis an die Gränze von Böhmen fort.

1. Das Land unter der Ens.

Wien, die Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaats und die Residenz des kaiserlichen Hofes, liegt in einer höchst lieblichen Gegend, am rechten Ufer des breiten, hier in mehreren Armen getheilten Donaustroms. Die nahen Berge des Wienerwaldes, die hier bis an die Donau reichen, der nahe breite Strom, die bewaldeten Donauinseln, die stromabwärts fahrenden Schiffe, die reizenden Dörfer und Landhäuser geben der Gegend eine große Abwechselung und einen eigenthümlichen Reiz. Wien ist die größte Stadt Deutschlands mit 325,000 Einw., der Zusammenfluß der reichsten Familien des Landes, und daher der Sitz einer belebenden Pracht und eines großen Luxus. Sie besteht aus der eigentlichen innern Stadt und den weitläuftigen 34 Vorstädten. Wenn sich meine Leserinnen, die ich nun umherführen will, nicht ganz zurecht finden werden, und kein deutliches Bild von Wien als Stadt fassen können, so liegt die Schuld in der großen Unregelmäßigkeit der Stadt; denn weder in dem eigentlichen Wien noch in den Vorstädten giebt

es viel gerade Gassen und selbst die Hauptstraßen laufen entweder krumm, oder sind von ungleicher Breite.

Die innere Stadt ist von den ehemaligen Festungswällen, die zum Theil geschleift sind und zu Spatziergängen dienen, und von einem trockenen Graben umgeben, in welchem sich Baumgänge und Grasplätze finden. Außerhalb der Thore dieser innern Stadt befindet sich die Esplanade; so heißt ein 600 Schritte breiter Raum, der die Stadt von den Vorstädten trennt, und sonst mit Festungswerken bedeckt war, jetzt aber mit Gras bewachsen und mit vielen Fahr- und Fußwegen und Baumgängen durchschnitten ist, und zum Theil Spatziergänge bildet. Nur an der Nordseite ist die Esplanade nicht, weil hier ein schmaler Arm der Donau die Gränze der Stadt macht. Dieses eigentliche Wien ist nicht groß, und kann in einer Stunde umgangen werden. Die Straßen und Gassen laufen bunt durch einander; nicht einmal die Plätze, deren hier viele sind, hängen durch gerade Straßen zusammen. Will man von einem Thore zum andern, so muß man sich durch viele Gassen und Gäßchen winden, und ein Fremder braucht geraume Zeit, ehe er sich zurecht finden lernt. Dabei sind die Straßen eng, die Häuser hoch, meist groß, zum Theil prachtvoll. Mehrere gehen von einer Straße zur andern durch, und enthalten mehr Bewohner als manche kleine Stadt; z. B. das sogenannte Bürgerspital, das größte Privathaus, das 220 Wohnungen enthält, einen Miethzins von fast 120,000 Thlr. abwirft und 7000 Bewohner fassen soll. Das Straßenpflaster ist sehr schön und besteht aus kleinen Granitquadern, und da in der Mitte eine schwache Vertiefung ist, in welcher das Regenwasser zu den unterirdischen Rinnen abläuft, so ist es immer trocken und reinlich. Auch die Straßenerleuchtung ist in Stadt und Vorstädten ausgezeichnet gut. Das Menschengewühl ist sehr groß; dabei rollen unaufhörlich unzählige Wagen durch die Straßen, und nöthigen die Fußgehenden oft sich an die Häuser anzudrücken, da hier keine Bürgersteige sind, und nur die berühmte Geschicklichkeit der wiener Kutscher verhindert, daß nicht die Wagen in einander fahren. Gehst du durch die Straßen, so kann es dir nie an Unterhaltung fehlen; denn hast du dich an dem mannigfaltigen Menschengewühle satt gesehen, so trittst du vor die Kaufmannsgewölbe, die sich in einigen Straßen, namentlich auf dem Graben und auf dem Kohlmarkt, an einander reihen, und betrachtest da die zierlich ausgelegten Waaren. Nur mußt du dich freilich vorsehen, daß du den Vorübergehenden nicht den schmalen Weg vertrittst, oder von den vorbeirasselnden Wagen nicht umgerissen wirst. Oder du setzest dich unter eins der beiden auf dem Graben stehenden Zelte, wo du mit köstlichem Gefrornen dich erquicken, und die Vorübergehenden — zierliche Damen, elegante Herren, eilige Geschäftsmänner, gravitätische Türken, stolze Ungern, zum Theil in den buntesten Nationaltrachten, u. s. w. — gemächlich betrachten kannst. Sehr angenehm fällt es in Wien auf, daß nicht, wie in den meisten großen Städten, neben großem Reichthume die drückendste Armuth und das bettelnde Unglück sich darbietet. Ganz Wien scheint aus wohlhabenden, wenigstens sich wohlbefindenden Menschen zu bestehen;

Alles hat das Ansehen von Heiterkeit, Reinlichkeit und Schönheit. Selbst der kaiserliche Dünkel auf Titel, Uniformen und Ordensdecorationen, oder gar auf den Adel wird hier nicht bemerkt, weil die kaiserliche Familie das Beispiel stiller Anspruchslosigkeit giebt. Man besucht einen öffentlichen Spatziergang; es setzt sich ein Mann in einem Oberrocke an unsern Tisch, und knüpft ein Gespräch an. Endlich steht er auf; wir fragen den Kellner, wer es gewesen sey, und erfahren, daß wir mit einem der Erzherzoge gesprochen haben. *) Jetzt besuchen wir die vornehmsten Gebäude der Stadt. Zuerst die kaiserliche Burg. Sie liegt an der Südseite der innern Stadt, und besteht aus mehreren, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Gebäuden und Höfen. Im Schweizerhofe wohnt Kaiser Franz und die Kaiserin. Ein großes Spiegelfenster, immer mit frischen Blumen besetzt, bezeichnet von außen das Arbeitscabinet des Kaisers, jedem Wiener eine heilige Stätte. Die Zimmer der Kaiserin sind nicht zahlreich, aber äußerst geschmackvoll, mit einfacher Pracht. Wenn wir den herrlichen Rittersaal betreten, vom jetzigen Kaiser erbaut, erinnern wir uns der glänzenden Feste, welche hier im Winter 181⅘ zur Zeit des wiener Congresses den hier versammelten Fürsten gegeben wurden. Die Zimmerreihe, welche Maria Theresia mit ihrem Manne, Kaiser Franz I., bewohnte, steht jetzt unbewohnt da; noch siehst du alles so stehen und liegen, wie es zu der Zeit war, als sie nach seinem Tode die für sie öden Zimmer verließ, und eine andere Wohnung bezog. Ferner finden wir in der Burg zwei herrliche Sammlungen: die Schatzkammer und das Antikencabinet. Die erstere enthält nicht nur große Schätze, sondern auch viele Kunstsachen und historische Merkwürdigkeiten, z. B. Karls des Großen Kaiserornat, die alten Insignien der deutschen Kaiser, die verschiedenen Kronen und Scepter des östreich. Hauses, den großen Diamant, den Karl der Kühne bei Granson verlor, u. s. w. Das Antikencabinet ist weniger reich an alten Bildsäulen, als an alten Münzen, Vasen, Inschriften, Sarkophagen, geschnittenen Edelsteinen und Schmucksachen. Auf einem der Höfe der Kaiserburg steht die Ritterbildsäule Josephs II.; daher der Josephsplatz Hier ist das kaiserliche Bibliothekgebäude. Die meisten Bücher befinden sich in einem herrlichen Saale mit Gallerien über einander, alles voll Bücher, daneben ein Lesezimmer mit 40 bequemen Plätzen, alle mit Schreibzeugen versehen, und für jeden zugänglich. Neben dem Josephsplatze ist die Augustinerkirche, wo einst Abraham a Sancta Clara mit großem Beifalle predigte **); da bewundern wir

*) Vor Josephs II. Zeit war der lächerliche Dünkel des Adels auch in Oestreich gar arg; aber er wußte sie davon zu heilen. Als der Adel sich ärgerte, daß Joseph den Augarten jedem öffnete, weil sie nun nicht mehr da allein mit Ihres Gleichen seyn konnten, rief er: »die Narren! wollte ich immer unter meines Gleichen seyn, so müßte ich in der Kapuzinergruft bleiben!« — Einmal fragte er eine gräfliche Dame: wie viel Kinder haben Sie?« — Antwort: »zwei Grafen und zwei Comtessen.« — »So?« sagte der Kaiser; »ich hatte auch ein Mädchen.« Solche Worte wirkten, und die Thoren fingen an, sich zu schämen.

**) S. meine Literatur für das weibliche Geschlecht. Th. 4, S. 74.

das herrliche Grabmal der Erzherzogin Christina, Frau Herzogs Albert von Sachsen-Teschen; es ist aus weißem Marmor von Canova gearbeitet. Neben der Kirche noch weiter südlich, ist der Pallast des Erzherzogs Karl, mit einer äußerst prächtigen und geschmackvollen inneren Einrichtung. Unmittelbar vor der Kaiserburg, nach außen zu, ist der Paradeplatz, ein großer, mit vier Rasenstücken bepflanzter Platz, und vor diesem das neue prachtvolle Burgthor, dem Eingange in die Burg gerade gegenüber. Wenn wir zwischen diesem und der Kaiserburg, also auf dem Paradeplatze, stehen, mit dem Gesicht nach der Burg gewendet, so haben wir links den Volksgarten, und rechts den kaiserlichen Hofburggarten. Der letztere ist nur zum Gebrauch der kaiserlichen Familie, und enthält herrliche und seltene Gewächse. Der Volksgarten befindet sich an und auf einem Theile des Festungswalles. Nachdem du durch ein mächtiges Thor eingetreten bist, befindest du dich in einem Garten, der aus vielen breiten Gängen, Grasplätzen, Blumenbeeten, Baumgängen und Buschwerken besteht. In der Mitte steigt ein Springbrunnen in die Höhe. Links vom Eingange siehst du ein halbzirkelförmiges Glashaus stehen; davor in zierlicher Ordnung unzählige Tische und Stühle. Es ist ein Kaffeehaus, wo du mit Getränken und Gefrornem erquickt wirst. In einem weiten Saale sind die Eßwaaren wohl geordnet auf einem langen Büffet ausgestellt, in dessen Mitte ein Springbrunnen von Spiegel und Krystallglas steht, aus dessen Röhren sich Wassersäulen erheben, die eine angenehme Kühlung verbreiten, und den im untern Bassin plätschernden Goldfischchen Nahrung geben. Im hintern Theile des Gartens ist ein Tempel im griechischen Style, in welchem ein Meisterwerk Canova's steht, Theseus, wie er einen Kentauren mit der Keule erschlägt, in colossaler Form von weißem Marmor. Unter diesem Tempel ziehen sich Katakomben hin, in denen altrömische Grabmäler, Altäre, Bildsäulen und andere Antiken aufgestellt sind. Bist du aus den düsteren Gängen wieder zu Tage gestiegen, so gehst du in den finstersten Theil des Volksgartens, der sich auf der Löwenbastei befindet. Du steigst durch schattige Baumgänge hinan, und befindest dich im sogenannten Lustgärtchen. Der weite Platz ist mit einer Unzahl von Tischen und Stühlen besetzt, und aus dem dabei stehenden Kaffeehause werden die Gäste, die sich an schönen Abenden hier besonders zahlreich einfinden, mit Speisen und Getränken bedient. Von hier hat man eine unvergleichliche Aussicht auf die kaiserliche Burg, den Bergplatz, das Burgthor, besonders aber auf die vorliegende breite Esplanade und jenseits derselben auf die herrlichen Vorstädte. Ueberall erblickst du das regeste Gewühl, überall fröhliche Menschen, überall Wohlstand und großstädtische Pracht. — Jetzt begeben wir uns durch die Kaiserburg in das Innere der Stadt zurück, ins Kloster der Kapuziner, auf dem neuen Markt, unfern des Pallastes des Erzherzogs Karl, und besuchen hier die weiten unterirdischen Gänge, in denen die kupfernen Särge der Kaiser und ihrer Familien stehen. Seit Matthias, der in Wien seine Residenz aufschlug, werden sie hier beigesetzt. Hier siehst du den strengen, aber gutdenkenden Ferdinand II., den schwa-

chen Leopold und Karl VI., die große Maria Theresia und den wackern Joseph II., in zum Theil prachtvollen Särgen. Erst Joseph befahl, seine Leiche in einen ganz einfachen Sarg zu legn und seinem Beispiel sind seitdem auch die anderen gefolgt. Fast in der Mitte der Stadt siehst du auf dem Stephansplatze die hohe Stephanskirche, ein alter, ehrwürdiger Dom aus dem 12ten Jahrhundert, im altdeutschen Style erbaut, inwendig etwas düster, aber welche weite Hallen! welche Menge von Bildsäulen und Gräbern! welche hohe, schlanke Pfeiler! welche Gluth der Farben in den gemalten Fenstern. Unter den vielen Gräbern ist uns das merkwürdigste das des großen Feldherrn, des Prinzen Eugen v. Savoyen. Besonders bewundernswerth ist der hohe Stephansthurm, das Wahrzeichen von Wien, einer der höchsten in Deutschland (420 Fuß), ein gewaltiger Bau, und oben mit einem solchen Ueberflusse von steinernen Knospen und Blättern und Pyramiden umgeben, daß man von unten kaum den Kranz erblickt, von wo man eine herrliche Aussicht auf Wien uud seine Umgebung hat. Auf diesem Kranze ist noch das hölzerne Bänkchen, auf welchem der tapfere Commandant von Wien, Rüdiger von Stahremberg, während der Belagerung von Wien durch die Türken saß, und jede ihrer Bewegungen beobachtete *). Die höchste Spitze hat sich etwas auf die Seite geneigt, ist aber vor Einsturz bewahrt. Eine andere merkwürdige Kirche ist die zu Maria Stiegen, im nordwestlichen Theile der Stadt, ganz alterthümlich gebaut, mit herrlicher Glasmalerei. Sie liegt auf einer Anhöhe und hat einen sonderbar gestalteten Thurm, der sich oben in einen Blumenkelch endigt, aus welchem ein Kranz hervorragt. Nicht weit vom St. Stephan, im nördlichen Stadtheile, steht das große Gebäude der Universität, eine Stiftung der großen Maria Theresia. Hier werden alle Vorlesungen gehalten; auch enthält es die zur Universität gehörenden Sammlungen. Den Mittelpunkt bildet der große schöne Saal, der zu den Universitätsfeierlichkeiten bestimmt ist. Oben, über dem Dache des Gebäudes, befindet sich die trefflich eingerichtete Sternwarte mit zwei Thürmen, die bewegliche Drehdächer haben. — Außer den erwähnten Sammlungen besuchen wir in der innern Stadt noch folgende: das kaiserliche Naturaliencabinet. Es ist auf dem Josephsplatze, neben der kaiserlichen Bibliothek, und besteht aus einem sehr reichen zoologischen Museum und aus einer kostbaren Naturaliensammlung. Die letztere befindet sich in einem andern Nebengebäude der Burg. In einer Nebengasse unweit des neuen Marktes, wo das Kapuzinerkloster ist, finden wir zwei andere schöne Sammlungen: das brasilianische Museum und die ägyptischen Alterthümer. Das erstere ist aus den Naturalien entstanden, welche die Gelehrten, die Kaiser Franz 1817 nach Brasilien geschickt hatte, mitgebracht haben. Außerdem sind hier Waffen, Geräthe, Schlafnetze und d. gl. der wilden Stämme Brasiliens zu sehen. In der ägyptischen Sammlung finden wir eine Menge Mumien, sowohl

*) S. mein Lehrb. d. Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg. Th. 3 S. 257.

im ursprünglichen Zustande, als entwickelt, Grabmäler, Götzenbilder, Denksteine mit Hieroglyphen und mit anderen Ueberresten aus dem alten Aegypten, Dinge, vor denen zum Theil Jahrtausende vorüber gegangen sind. Ungefähr in der Mitte der Stadt ist das (der Stadt gehörige) bürgerliche Zeughaus. Gleich im vordern Saale sehen wir, je zwei in fechtender Stellung, hölzerne Figuren in Lebensgröße, angethan mit den Waffen des Alterthums und des Mittelalters: Deutsche, Gallier, Normannen, Britten, Ungarn und viele andere; weiterhin eine Menge eroberter Waffen und Fahnen, besonders viel türkische; auch Waffen berühmter Feldherren, z. B. Laudons; auch die blutrothe Fahne, welche die Türken 1683 vor Wien führten, und den Kopf des Kara Mustapha *) Im nordwestlichen Theile der Stadt ist das kaiserliche Zeughaus. Welcher Reichthum an Waffen aller Art, und wie schön geordnet! Säulen, Doppel-Adler, Waffen, Festungswerke aus lauter Flinten, Bajonetten, Säbeln, Pistolen und anderen Waffen gebildet. Auch hier treffen wir manches durch seinen ehemaligen Besitzer wichtige Stück, z. B. das Reitergoller Gustav Adolphs aus Elendshaut, das er bei Lützen trug, Hut, Degen und Orden des Fürsten Schwarzenberg. — Ehe wir die innere Stadt verlassen, müssen wir ein den Wienern wichtiges Wahrzeichen besehen: den Stock am Eisen. Auf einem eben so benannten Platze, einer Fortsetzung des Stephansplatzes, steht ganz unscheinbar an einem Hause ein uralter, verdorrter Baumstamm, von dessen Holz du aber nichts sehen kannst, weil er ganz und gar mit Nägeln bedeckt ist, deren sonst jeder wandernde Schlösser-geselle einen einschlug. Er ist durch ein nur vom Teufel zu öffnendes Schloß ans Gemäuer befestigt. Der Stamm ist aus der Zeit, als hier noch ein Wald stand, übrig geblieben.

Jetzt begeben wir uns in die Vorstädte. Auf der freundlichen Esplanade fallen uns zuerst die hier und da befindlichen Kaffeehäuser auf, die nach der Straße zu mit einem Zelte versehen sind, unter dem die Gäste im Sommer zu sitzen pflegen. In denen für das gemeine Volk siehst du Arbeiter und Handwerker beim Glase Wein sitzen; in denen für die vornehmere Welt erblickst du auch wohl Damen, die sich mit Gefrornem bewirthen lassen. Am interessantesten sind die an der Ferdinandsbrücke. So heißt die Brücke gleich nördlich von der innern Stadt, welche über den oben erwähnten Donauarm nach der Leopoldstadt führt. Ueber diese Brücke nämlich müssen alle Wagen, Reiter und Fußgänger, welche den Prater oder Augarten besuchen. Daher ist ein Platz vor einem der hier gelegenen Kaffeehäuser vorzüglich für die Fremden höchst interessant. Hier pflegt man gewöhnlich auch Morgenländer in ihrer orientalischen Kleidung anzutreffen. Die Leopoldstadt ist diejenige Vorstadt, welche zwischen zwei Donauarmen nördlich von der innern Stadt liegt, und ist für den Wiener wegen des Praters und Augartens ein sehr wichtiger Stadttheil. Um nach dem Prater zu gelangen, fahren wir die lange, breite, und mit fast lauter herrlichen Gebäuden besetzte Jägerzeil hinunter. Auf einem zirkelrunden Platze angelangt, &

*) S. ebendas. S. 257.

sehen wir drei lange Alleen in den Prater in östlicher, süd- uud nordöstlicher Richtung auseinander gehend, hineinlaufen. Die Hauptallee ist die südöstliche (rechter Hand), der gewöhnliche Tummelplatz der vornehmen Welt. Am hintersten Ende steht ein Jagdhaus; in der Mitte fahren die Wagen, rechts ist der Weg für die Reiter, links für die Fußgänger. Nicht selten bilden hier die Wagen eine ununterbrochene Reihe, oder vielmehr zwei, von denen die eine hin, die andere zurückfährt. Diese Reihe darf kein Wagen verlassen, um Unordnung zu verhüten; selbst der Kaiser fügt sich darin. Von Fußgängern sind hier nicht selten 8,000 beisammen. Auf der rechten Seite sehn wir ein rundes Amphitheater, in welchem Kunstreiter ihre Geschicklichkeit zeigen, und links sind am Wege mehrere Kaffeehäuser. Die Mittelallee führt zu dem Feuerwerksplatze, auch von Wirthshäusern umgeben, auf welchem jährlich 4mal glänzende Feuerwerke abgebrannt werden. Das glänzendste ist am Annerl-Tage im Julius, wo viele Tausende im Prater versammelt sind. Den ganzen Prater denke man sich als einen von vielen großen und kleinen Baumgängen durchschnittenen Wald, der mit anmuthigen Wiesenplätzen abwechselt. Will man das eigentliche Volksleben kennen, so besuche man den Wurstlprater. So heißen die zahllosen Gasthäuser, Schenken, Ringelspiele, Schaukeln, Marionetten-Theater, Taschenspielerhäuschen u. s. w., die sich zwischen jenen beiden großen Baumgängen befinden, eine kleine Stadt, von wo jeden Abend, zumal Sonntags, lauter Jubel ertönt. „Es giebt nur anen Prater!“ sagen die Wiener, und sie haben recht, nicht wegen der Reize des Orts, sondern wegen des hier herrschenden frohen Volkslebens, und weiß der Wiener nichts anders anzufangen, so gehts halt in den Prater. Im Wurstlprater bewegt sich Alles froh durcheinander, Vornehm und Gering; da wird gegessen, getrunken, gelacht, gesungen und gejubelt, und höchst spaßhaft ist's für den Fremden einen dortigen Küchenzettel zu lesen. Da giebts: Stoffat in der eigenen Sauce, englischen Wind, Nockerl, Urbis, Beuschl, Koch, Mehlspeiß, gesattelte Zuspeiß, Kohl mit Kästen, Lungenbratel, Roßbratel, Carminatel, Kaserflasch, Lämmernes, kälbernes Schnizzel, Geschnattel, Polackerl, Hanerle, Antel, Gansel und wer weiß was Alles. Kaum hat man sich gesetzt, so ist ein Kellner da: „was schoffens, Ihr Gnoden?“ Und in wenig Augenblicken ist das Bestellte gebracht. Zugleich gehen hier sogenannte Salamimänner umher, welche in ihren Körben Würstl und Kahs (Käse) feil bieten. Auch sitzen die durch ihre Grobheit berüchtigten Fratschlerweiber (Hökerinnen), hie und da, und bieten ihre Waaren aus. Am 2ten Ostertage ist der Prater in seiner größten Pracht; denn es ist Mode, an diesem Tage im Prater zu seyn, und was irgend einen Wagen erhalten kann, fährt hinaus. — So wie der Prater die östliche Seite der Leopoldstadt einnahm, so ist der Augarten auf der westlichen. Von jenem runden Platze vor dem Prater führt ein breiter Baumgang in westlicher Richtung nach dem Augarten, eine ähnliche Anlage wie jener, doch gartenmäßiger, mit schönen Blumenparthien, aber weniger besucht als der Prater. Nur am 1. Mai ist es Ton, daß Alles, was zur eleganten Welt gehört, die Vormit-

tagsstunden hier zubringt. Dann hört man hier überall Musik erschallen, und die Damen wandeln in den nettesten Morgenanzügen umher. Hinter dem Augarten ist die Brigittenau, eine anmuthige, weit ausgedehnte Wiese. Hier wird im Juli am Brigittentage ein Volksfest begangen, welches zwei Tage dauert. Dann scheint der Prater hierher versetzt zu sein, nur daß das Treiben noch bunter, toller und ungezwungener ist, die Menge noch größer erscheint, weil man sie mehr übersehen kann, und doch wogt diese Masse von 40,—80,000 Menschen, ohne Unordnung, ohne ärgerliche Auftritte. Ueberall sind Buden aller Art, Schenk- und Tanzlauben u. s. w. aufgeschlagen. — Kehren wir aus der Leopoldstadt zurück, und gehen wir an der Ostseite der Stadt auf der Esplanade, so treffen wir hier die Mineralwasser-Trinkanstalt. Sie besteht aus einer hübschen Gartenanlage mitten auf der Esplanade. In dem hier stehenden Kaffeehause werden in den Morgenstunden in- und ausländische Mineralwasser ausgeschenkt, und Abends findet man hier Musik und zahlreiche Spatziergänger. — Unweit der Esplanade an der Südseite der Stadt fallen uns zwei großartige Gebäude in die Augen, die nicht weit von einander stehen. Das eine ist das polytechnische Institut, erst 1816 vom Kaiser Franz gestiftet, ein herrliches und großes Gebäude. Hier werden junge Leute für den Handel, die Gewerbe und das Bauwesen ausgebildet, und der ertheilte Unterricht wird durch die herrlichen Sammlungen, welche die Anstalt besitzt, unterstützt. Nicht weit davon jenes andre große Gebäude: der fürstlich-schwarzenbergsche Sommerpallast. Die Anhöhe, auf welcher er liegt, erhöht noch sein schönes Ansehen. Hinter ihm befindet sich ein lieblicher Park, in welchen der Eintritt Jedem erlaubt ist, und wo französische und englische Partien, Bassins, Blumenanlagen u. s. w. mit einander abwechseln. Daneben in einer Straße der Vorstadt, besuchen wir das Belvedere, bei dem wir uns länger aufzuhalten haben. Es ist ein kaiserliches Lustschloß, und hat einst dem großen Prinzen Eugen gehört. Es sind eigentlich zwei verschiedene Schlösser, das obere und das untere Belvedere. Von diesem nämlich zieht sich ein schöner, in großartigem Styl angelegter Garten eine Anhöhe hinan, auf welcher das obere liegt, und von wo man zugleich eine köstliche Aussicht über ganz Wien und seine Umgebung hat. Wir besuchen zuerst das untere Belvedere. Hier ist die berühmte ambraser Sammlung. Sie hat den Namen vom Schlosse Ambras in Tyrol, wo sie sonst sich befand. Sie besteht aus vielerlei Sachen, zuvörderst aus den Rüstungen berühmter Männer des Mittelalters, z. B. der Fürsten des östreichischen Hauses, des Sebastian Schärtlin, des Georg Frundsberg, u. m. a.; dann aus einer Menge Portraits von berühmten Personen aus dem 15. und 16. Jahrhundert: Maximilian I. und seine Frau Maria von Burgund, Karl der Kühne, Franz I., Heinrich VIII., Maria Stuart u. s. w.; und aus einer Menge anderer Raritäten. In einem besondern Zimmer befindet sich das große Mosaik-Gemälde nach dem Abendmahle des Leonardo da Vinci in Mailand (s. im 2. Theile bei Mailand), die Figuren in Lebensgröße, mit unverwüstlicher Far-

benpracht. Wir schreiten durch den langen Garten, steigen mehrere Terrassen hinauf, und gelangen zu dem obern Belvedere, wo die kaiserliche Bildergallerie aufbewahrt wird, eine ausgezeichnete Sammlung, mit der alle Zimmer und Säle des weiten Schlosses angefüllt sind. Außer dieser Gemäldesammlung giebt es in Wien noch mehrere, deren Besitzer dieselben noch an verschiedenen Tagen der Woche jedem Besuchenden öffnen. Wir zeichnen darunter die des Fürsten Esterhazy und des Fürsten Lichtenstein aus, beide sehr reich, in prachtvollen Sälen aufgestellt. Die östreichischen Großen machen es sich zum Vergnügen, ihre Kunstschätze Jedem zu zeigen, und es ist nichts Seltenes, daß der Besitzer den Fremden selbst herumführt, und die Gemälde, die er ihm zeigt, ins beste Licht stellt.

Daß es in Wien viele treffliche Fabriken gebe, braucht kaum erst gesagt zu werden. Wir nennen als eine der vorzüglichsten die kaiserliche Porzellanfabrik, die herrliche Arbeit liefert, und kein Fremder sollte diese prachtvollen Niederlagen der Porzellanwaaren auf dem Josephsplatze unbesehen lassen. Ferner werden treffliche Kutschen, musikalische Instrumente, Putzwaaren, Seidenzeuge und Shawls hier verfertigt. Unter den vielen Wohlthätigkeitsanstalten heben wir nur das kaiserliche allgemeine Krankenhaus heraus, ein ungeheures Gebäude in einer westlichen Vorstadt mit 111 Krankenzimmern und mehr als 2,200 Betten. Nahe dabei ist der Narrenthurm für Wahnsinnige. In einem weiten, runden Thurm befinden sich 140 Zimmer, in denen die Irren zu 2—3 vertheilt sind.

Für jede Art des Unterrichts ist gut gesorgt, doch am wenigsten für die des weiblichen Geschlechts. Die weiblichen Bildungsanstalten stehen im Oestreichischen denen im nördlichen Deutschlande sehr nach. Sowohl in den kaiserlichen Mädchenschulen als in dem Kloster der Ursulinerinnen sind die Klassen überfüllt, und der Unterricht, der freilich fast nur im Französischen und weiblichen Handarbeiten ertheilt wird, ist nur Lehrerinnen übergeben, so daß also an wissenschaftliche Gründlichkeit nicht zu denken ist.

Wien hat 5 Theater, deren zwei vom Kaiser unterhalten werden, das eine für Opern, das andere für das höhere Schau- und Trauerspiel. Die wiener Volksstücke werden im Leopoldstädter Theater gegeben; hier kann man die Volkssprache hören und sich an den Volkswitzen ergötzen. Im Theater an der Wien führt man große Spectakelstücke auf, oft mit 500 Menschen und 50 Pferden, und wirklich ist das Maschinenwesen der Decorationen bewunderungswürdig.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Wiener ein lebensfrohes Volk sind, und Jeder, der in Wien gewesen ist, wird sich dieses harmlosen Lebensgenusses gefreut haben. Aber man thut ihnen sehr Unrecht, wenn man sie für ungebildete Genußmenschen hält. Wissenschaften und Künste werden bei ihnen gepflegt; ihre Anstalten zur Beförderung derselben sind zum Theil trefflich, und der Unterschied zwischen ihnen und den Norddeutschen liegt hauptsächlich nur darin, daß sich bei uns der Geist noch freier und vielseitiger entwickeln kann, während eine strenge Bücherzensur in Oestreich der vielseitigen Ausbildung manche Schwierigkeiten in den Weg legt.

Um in die schönen Umgebungen der Stadt zu fahren, giebt es schöne und bequeme Gesellschaftswagen, die täglich mehrere Male nach allen besuchtesten Orten abgehen. Oder wir setzen uns auf einen der vielen Zeiselwagen, die in großer Menge vor allen Linien Wiens halten, und dahin fahren, wohin wir verlangen. Wegen der Wohlfeilheit dieser Fuhren werden alle nahe und ferne gelegene Ortschaften im Sommer fleißig besucht, und da jede elegante Dame sich für unglücklich halten würde, wenn sie den Sommer in der Stadt zubringen müßte, so stellt jeder der besuchtesten Oerter umher ein Wien im Kleinen dar. Dadurch ist über die ganze Gegend ein eigener Reiz des bewegtesten Lebens verbreitet. Unser erster Weg geht nach

Schönbrunn, einem reizenden Lustschlosse des Kaisers, ½ Stunde von der südlichen Linie Wiens. Ein Weg mit alten Bäumen bepflanzt führt uns hin. Wir treten in den majestätischen Hof vor dem Schlosse, das Maria Theresia in seiner jetzigen Pracht erbaute. Jenseits des Schlosses ist der berühmte Garten. So breit wie das Schloß zieht sich hinter demselben ein weiter Platz lang hin und endlich an einer Höhe aufwärts, auf welcher ein Schlößchen mit schöner Aussicht, die Gloriette, steht. Der weite Platz ist durchzogen von breiten Gängen und bedeckt mit Blumenbeeten. Rechts und links sind Waldparthien. Ueberraschend herrlich sind die weiten und düsteren Baumgänge, die zur rechten Hand ein weites Garten- und Waldrevier bilden. Majestätische Bäume wölben sich oben so dicht, daß man selbst in der Sommerhitze hier in kühlendem Schatten geht. Bist du mehrere dieser Schattengänge durchwandert, so kommst du auf einen runden Platz, in dessen Mitte ein Lusthaus steht, und der von einzelnen Höfen umgeben ist. In diesen Höfen, die mit starken Drahtgittern verwahrt sind, befindet sich die kaiserliche Menagerie. Manche der Thiere, wie ein Elephant, Kameele, Känguruhs, gehen auf ihren Höfen frei umher, während die wilderen an Ketten liegen. Abends werden sie in die dahinter liegenden Ställe gebracht. Schönbrunn ist der Aufenthalt des kaiserlichen Hofes während des Frühjahrs.

Laxenburg, auch ein kaiserliches Lustschloß, liegt 2 Meilen von Wien, auch südlich. Das Schloß ist weniger sehenswerth als der herrliche, weite Garten, in dem sich mitten in einem kleinen See ein zwar neues, aber ganz nach dem Geschmack des Mittelalters gebautes Schloß die Franzensburg, befindet. Auch die innere Einrichtung ist ganz nach der Sitte jener Zeit; hier sieht man nichts als alterthümlichen Hausrath, und so ist das Schloß zugleich als eine reiche Sammlung von deutschen Alterthümern zu betrachten. Vier Meilen von Wien, auch in südlicher Richtung, liegt der Badeort

Baden, am Fuße einer Kette des Wienerwaldes. Der Ort ist nicht groß, aber freundlich gebaut, und im Sommer durch die vielen Badegäste, deren 7—8,000 herkommen, sehr belebt. Der Kaiser und seine Familie bringen hier die Sommermonate zu. Er bewohnt ein einfaches Haus und lebt hier ganz als Privatmann. Ohne alle Abzeichen seiner Würde sieht man ihn täglich umhergehen, und kann

sich ihm ohne Umstände nähern. Das heiße Badewasser quillt aus einer tiefen Felsenritze hervor, und wird in mehreren Bassins gesammelt, in denen sich Herren und Damen zugleich baden, doch so, daß jedes Geschlecht sein eigenes Zimmer zum Aus- und Ankleiden hat. Was uns unschicklich scheinen würde, erscheint den Oestreichern nicht so, und vielleicht herrscht dort größere Sittenreinheit als bei uns. Sonntags, wo unzählige Wiener herauskommen, ist Baden überfüllt, und doch sieht man nirgends Rohheit und Unsittlichkeit. Leute aus allen Ständen bewegen sich froh unter und durch einander, ohne daß einer dem Andern durch Hochmuth oder Gemeinheit lästig fällt. Eine Viertelstunde von der Stadt fängt das reizende Helenenthal an. An dessen Eingange steht Schloß Weilburg, der anmuthige Sommeraufenthalt des Erzherzogs Karl. Im vordern Theile des Thales erheben sich auf drei verschiedenen Felsen die Ruinen der Ritterburgen: Rauhenstein, Rauheneck und Scharfeneck. Hier bildet das Thal eine angenehme Wiese, die Sonntag Abends mit Tausenden froher Menschen aus allen Ständen bedeckt ist, die theils umherwandeln, und sich an dem Anblick ihres lieben Kaisers, der dann nicht leicht fehlt, und seiner Familie erfreuen, oder aber an den vielen umherstehenden Tischen sitzen, und sich aus den Zelten und Buden mit Speise und Trank versehen.

2. Das Land ob der Ens.

Städte: Linz, am rechten Donau-Ufer, die Hauptstadt des Landes ob der Ens, mit einer sehr bedeutenden kaiserl. Tuch- und Teppichfabrik, die sonst an 30,000, jetzt nur noch gegen 4,000 Arbeiter beschäftigt. Die Stadt hat 24,000 Einwohner.

Steyer, dessen Einwohner überaus fleißig sind, und besonders eine Menge von Eisen- und Stahlwaaren: Messer, Scheeren, Nadeln, Feilen, Angeln, Gewehre, Säbel, Ackerwerkzeuge u. s. w. verfertigen. Sie ist auch der Geburtsort des Dichters Blnmauer (gest. 1798 als Buchhändler). *)

Ischl uud Hallstadt, zwei Flecken, die ganz im hohen Gebirge, in tiefen Thälern liegen, und zwar Hallstadt an einem kleinen See, der fast den ganzen Bergkessel ausfüllt. Bei beiden ist ein überaus reichhaltiger Salzberg. Das Steinsalz wird in süßem Wasser aufgelöst, und aus der dadurch gewonnenen Salzsohle Salz gesotten.

Salzburg in einem weiten Thale, welches rings von hohen Felsen eingeschlossen ist, an der Salza. Auf einem Hügel liegt die Stadt, auf einem Berge das Felsenschloß Hohensalzburg. Von hier hat man eine wahrhaft romantische Aussicht über das ganze weite Thal, welches der ziemlich breite Fluß durchströmt. Die Stadt ist zwar enge und zum Theil abschüssig, hat aber schöne, selbst prächtige Gebäude, unter denen sich die herrliche Domkirche besonders auszeichnet auf einem mit Säulengängen umgebenen Platze, auch andere große Plätze. An Kirchen und Klöstern ist in dieser ganz katholischen Stadt ein Ueberfluß. Merkw. ist das neue Thor. So heißt

*) S. mein Lehrb. der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht. Th. 4. S. 219.

ein 210 Schritte langer durch einen Felsen, der die Stadt auf der einen Seite begränzt, gehauener Weg. Eine Stunde von der Stadt ist das anmuthige Lustschloß Hellbrunn mit schönen Gartenanlagen, wo besonders die Wasserspiele merkwürdig sind. Durch verborgene Druckwerke, die jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden können, ist das Wasser durch den ganzen Garten vertheilt, und überrascht die Besuchenden durch sein plötzliches Erscheinen. Man sitzt z. B. in einer Grotte; plötzlich stürzt von allen Seiten aus dem Felsen Wasser hervor; man flieht hinaus; allein vor der Grotte liegen steinerne Hirsche, aus deren Geweihen Wasserstrahlen emporspringen, und den Fliehenden benetzen. Man geht weiter, und läßt sich auf eine Bank nieder; plötzlich steigen hier und dort vor uns hinter der Bank Wassersäulen hervor und benetzen den Erschrockenen abermals; u. s. w.

Die ganze Gegend um Salzburg ist reizend, ein wahres Alpenland, bedeckt mit hohen Bergen und Felsen, die sich zum Theil über die Schneelinie erheben, reich an Naturschönheiten aller Art. In den Thälern und an den grasreichen Abhängen der Berge weiden Tausende von Rindern und Ziegen, und in den höhern Regionen halten sich Gemsen und anderes Wild auf.

Höher an der Salza hinauf liegt

Hallein mit einem sehr bedeutenden Salzwerke. Auch hier werden in dem großen Salzlager ganze Kammern ausgehauen, mit süßem Wasser angefüllt, dann dieses abgelassen und gesotten. Auch werden hier von den fleißigen Bergbewohnern Millionen von Stecknadeln gemacht, und allerhand baumwollene Zeuche gewebt.

Wild-Gastein. Ganz hoch im Gebirge, in einer furchtbar wilden, einsamen Gegend, nicht weit vom Fuße des Groß-Glockners liegt dieser Badeort, ein aus zerstreut liegenden Häusern bestehender Flecken. Vier warme Quellen kommen hier aus der Erde hervor; jede hat ein schönes Badehaus; das nur für fürstliche Personen bestimmte besteht aus Serpentin.

II. Das Herzogthum Steiermark.

Boden: Das ganze Land, nur etwa die Gegend an der ungarischen Gränze abgerechnet, ist mit Bergen bedeckt. Die norischen Alpen streichen mitten durch das Land, und durch die weitesten Thäler fließen die Drau und die Muhr, an der südlichen Gränze auch die Sau. Die hohen, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge machen die Luft rauher, als man nach der südlichen Lage des Landes annehmen sollte; aber sie ist gesund, und wird durch häufige und heftige Stürme gereinigt.

Producte: Getreide wird natürlich nur wenig gebaut; der Wein gedeiht schön in den tiefen, der Mittagssonne ausgesetzten Thälern. Auf den Bergabhängen wachsen gewürzhafte Kräuter, besonders eine Art Spike, die getrocknet in Fässern nach dem Morgenlande verführt wird, wo sie zum Räuchern und beim Baden gebraucht wird. Fettes Vieh weidet in Menge auf den

Alpen und in den Thälern, und an Wild ist kein Mangel; selbst Bären, Wölfe und Luchse kommen vor. Besonders reich ist aber das Land an Eisen, welches zum Theil zu Stahl verarbeitet wird.

Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Wenden. Jene sind groß, schön, stark, gutmüthig und fleißig; diese weniger wohlgebildet und nicht so arbeitsam. Kröpfe kommen bei beiden oft vor. Die meisten beschäftigen sich entweder mit Alpenwirthschaft, oder mit Förderung und Bearbeitung der Metalle. Fast in allen Thälern findet man eine Menge von Hohenöfen, Frischfeuern, Eisen-, Stahl- und Blechhämmern, Sensen-, Ketten-, Sichelfabriken und Drahtziehereien. Die Fabrication von Eisenwaaren ist hier so stark, daß allein an Sensen jährlich ungefähr 1 Mill. verfertigt werden.

An Städten ist das Land zwar reich (in der Regel ein Beweis von Fleiß und Wohlstand); aber sie sind meist nur klein, wie gewöhnlich in Bergländern.

Grätz an der Muhr, die große und schöne Hauptstadt, in einer höchst reizenden Berggegend, mit 40,000 Einwohnern. Hier ist das Johanneum, eine vom Erzherzoge Johann erst kürzlich gestiftete Anstalt, welche bereits mehrere treffliche Sammlungen enthält, besonders von vaterländischen Gegenständen. Da eine der beiden Hauptstraßen von Wien nach Italien hier durchführt, so ist Grätz eine sehr lebhafte, vielen Verkehr treibende Stadt.

Mariazell, nahe an der Gränze des Erzherzogthums, in einer abgeschiedenen Berggegend, aber täglich, zum Theil sehr zahlreich besucht von Wallfahrern, die zu dem hier befindlichen wunderthätigen Marienbilde beten. An manchen Festtagen ist hier die Menschenmenge so groß, daß die Häuser des kleinen Ortes sie nicht bergen können. Mit frommen Gesängen ziehen die Processionen den Kirchberg hinan, und gruppenweis sieht man sie vor dem Bilde auf den Knieen liegen. Die Kirche ist alt, aber schön, voll Votivtafeln, und durch die vielen dargebrachten Geschenke sehr reich. Der Ort brannte vor einigen Jahren ab; es ist uns nicht bekannt, ob die Kirche mit verbrannt ist.

III. Das Königreich Illyrien

besteht aus den Gubernien Laibach und Triest.

1. Das Gubernium Laibach.

Hiezu gehören die beiden Herzogthümer Kärnthen und Krain.

a. Das Herzogthum Kärnthen.

Boden: der westliche Theil (Oberkärnthen) ist bloßes Alpenland, und höchst romantisch und wild. Nördlich streichen die norischen Alpen auf der Gränze; die karnischen Alpen bilden die Südgränze nach Italien zu. An der Nordwestspitze ist der Groß-Glockner. Hier ist das Land rauh, der Winter streng, auf den Bergen liegt der Schnee zum Theil bis tief in den

Sommer hinein; auf mehreren Bergen thaut er nie auf. Im östlichen Theile (Unterkärnthen) sind die Berge nicht so hoch, die Thäler weiter, und die Luft ist milder; doch selbst im Sommer sind die Nächte oft empfindlich kalt, während die Mittage glühend heiß sind. Wenn in Unterkärnthen schon alle Bäume in der Blüthe stehen, ist Oberkärnthen noch mit Schnee bedeckt, und alle Knospen sind geschlossen. Die Drau fließt mitten durch das Land.

Producte: Auch hier gedeiht nicht hinlänglich Getreide; aber Buchweizen, der mehr Kälte verträgt, wird in Menge angebaut. Spike wächst auch hier viel auf den Bergen, und wird in Menge ausgeführt. Treffliches Rindvieh, große Ziegen und anderes Vieh ist im Ueberfluß vorhanden; auch Maulesel werden gezogen. Wild, selbst Bären und Wölfe, werden häufig gefunden. Eisen, Stahl, Blei und andere Metalle sind der Hauptreichthum auch dieser Provinz.

Die Einwohner sind auch hier theils Deutsche, theils Wenden. Viele beschäftigen sich mit Viehzucht, besonders in Oberkärnthen. Im Sommer treiben sie das Vieh auf die Berge, wo sie ihre Sommerhütten haben; im Winter kehren sie nach ihren Wohnungen in den Thälern zurück. In Unterkärnthen treiben die Menschen mehr Fabrikarbeit. Besonders werden viele durch die Verarbeitung des Eisens beschäftigt. In allen Thälern, an allen Flüssen und Bächen sieht man aus den Hohenöfen, und Drathziehereien Rauchsäulen aufsteigen, und hört weithin das dumpfe Pochen der Eisen- und Stahlhämmer. Wie in Steiermark, werden hier mannigfaltige Waaren aus Eisen verfertigt.

Städte: Klagenfurt, die Hauptstadt, liegt in Untersteiermark, nahe bei einem See. Sie ist recht hübsch gebaut, ziemlich groß (fast 20,000 Einw.); die Straßen sind breit, die Häuser hoch und zum Theil prächtig, aber aus Mangel an Ziegeln nur mit Schindeln gedeckt. Die zweite Hauptstraße, welche von Wien nach Italien führt, geht durch die Stadt; daher viel Verkehr. Auf einem Platze steht eine Bildsäule der Kaiserin Maria Theresia, im Reifrocke dargestellt, von Blei.

b. Das Herzogthum Krain.

Boden: Das Land ist durchaus bergig. Die julischen Alpen streichen mitten durch in südöstlicher Richtung; an der nördlichen Gränze ziehen sich hohe Bergketten hin. Ueber dieselben geht, zwischen Laibach und Klagenfurt, eine treffliche Straße über den Loibl, — so heißt der auf der Gränze liegende über 4000 Fuß hohe Berg. Sie ist zum Theil in Felsen gehauen. Die das Land bedeckenden Berge sind zum Theil kahl, zum Theil waldig; manche erreichen die Schneelinie; andere sind wieder mit Steinfeldern bedeckt, und also jedes Anbaues unfähig. Da

die Gebirge hier aus Kalk bestehen, so sind sie sehr reich an zum Theil sehr merkwürdigen Höhlen. Die berühmteste ist die Adelsberger Höhle, 6 Meilen von Triest. Sie besteht aus vielen einzelnen theils engen, theils weiten Höhlen. In ihrer ganzen Länge strömt ein Bach, über welchen sich zwei natürliche Tropfsteinbrücken gebildet haben. Die Höhle geht so weit in den Berg hinein (über $\frac{1}{2}$ Meile), daß beide Brücken fast 1 Meile von einander entfernt sind. Die hinterste wölbt sich 80—100 Klaftern hoch über einen tiefen schauerlichen Schlund, in welchen sich der Bach stürzt. Nur bis hierher hat man bisher zu dringen gewagt, weil die Höhle viele tiefe Abgründe und gefährliche Irrgänge enthält. Drei Viertelstunden davon ist die Maria-Magdalenen-Höhle, weit schöner als jene, aber weniger schauerlich und gefährlich, auch aus vielen Abtheilungen bestehend. Beide sind überaus reich an Tropfsteingebilden. Unter den Seen des Landes ist der Cirknitzer höchst merkwürdig. Eigentlich bildet der Boden hier ein tiefes Thal, welches von 8 Bächen durchflossen wird, die sich alle an der tiefsten Stelle vereinigen, sich hier in zwei Felsenklüften verlieren, und eine Strecke davon als ein Fluß vereinigt wieder ans Tageslicht kommen. In diesem Thale sind mehrere Löcher, aus denen jährlich 2 oder 3 Mal das Wasser so mächtig emporquillt, daß das Thal binnen 18—24 Stunden einen See darstellt, der 1 Meile lang, über eine halbe breit, und 15 Fuß tief ist. Sogleich findet sich eine Menge von wilden Enten und andern Wasservögeln ein. Nach einiger Zeit verliert sich der See bei anhaltend trocknem Wetter wieder, aber langsamer; denn der Abfluß dauert etwa 25 Tage. Der Boden trocknet bald aus, und die Umwohner säen dann Hirse darauf, oder mähen Heu. Im Herbste sammelt sich hier das Regenwasser an, und friert. Da aber das Wasser bald unterwärts abläuft, so bricht das Eis. Vielleicht liegt unter dem See eine große Höhle, welche das Wasser desselben aufnimmt und dann und wann wieder von sich giebt. Das Thal des Sees ist sehr reizend. In der Mitte desselben erheben sich aus dem Wasserspiegel 5 Inseln, von denen die eine ein Dörfchen trägt. Die zum Theil hohen Berge, die das Thal bilden, sind mit 9 Dörfern, 20 Kirchen und 2 Schlössern geziert, und gewähren einen lieblichen Anblick. — Die Luft ist warm in den Thälern, aber rauh auf den Bergen.

Producte: Außer Eisen und Stahl ist das Land reich an Queckfilber. Obst und Wein gedeiht in den Thälern sehr gut, und in den Gebirgen weiden zahlreiche Heerden von Rindern, Pferden und Schafen.

Die Einwohner sind sehr gemischt, theils Deutsche, theils Wenden, theils Italiener. Sie beschäftigen sich, außer mit Berg-

bau, Metallfabrikation und Viehzucht, besonders mit Verfertigung von Leinwand, Strohhüten, Haarsieben. Eine große Menge von Nägeln, Draht, Sensen und andern Eisenwaaren geht jährlich aus dem Lande.

Städte: Laibach, nahe bei der Sau, die Hauptstadt des Königr. Illyrien, mit 12,000 Einw. Da die große Landstraße zwischen Wien und Italien durchgeht, so ist hier viel Verkehr und Handel.

Idria ist ein offner Ort, dessen Häuser zerstreut auf und zwischen mehreren Hügeln gebaut sind. Höchst wichtig sind hier die reichhaltigen Queckſilbergruben, die reichsten in Europa.

2. Das Gubernium von Triest.

Boden: Es bildet den Theil von Oestreich, der an das adriatische Meer stößt, und sich zum Theil hineinstreckt. Es ist höchst gebirgig, besonders im Innern. An der Küste ist die Luft sehr mild und angenehm.

Producte: Bei dem milden Klima gedeihen hier schon Südfrüchte: Feigen, Citronen, Limonen, Mandeln, sehr guter Wein u. s. w.

Einwohner sind theils Deutsche, theils Italiener, theils Croaten.

Wenn wir die schöne Gebirgsstraße von Wien nach der Stadt Triest fahren, so sehen wir, indem wir um eine Felsen-Ecke biegen, plötzlich diese Stadt zu unsern Füßen liegen, und dahinter das weite adriatische Meer, ein unbeschreiblich köstlicher Anblick. Triest ist eine sehr schön gebaute Stadt von wohl 50,000 Einwohnern, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt, da sich der Handel seit dem Verfall von Venedig immer mehr hierher zieht, und wirklich ist sie die bedeutendste Handelsstadt des östreichischen Kaiserstaats, und hat einen Freihafen. Auf einem Berge liegt das Castell, und an diesen Berg lagert sich die Altstadt mit ihren engen, verworrenen und unsaubern Gassen. Desto schöner ist die Neustadt an dem Hafen; die Straßen sind hier breit, regelmäßig, die meisten sich in rechten Winkeln durchschneidend, und fast überall sieht man durch sie hindurch auf die See. Die Häuser sind hoch und pallastartig, meist aus Quadern gebaut; überall thut sich der täglich wachsende Wohlstand kund. Die Erdgeschosse fast aller Häuser sind Kaufmannsladen. Die Einwohner sind theils Deutsche theils Italiener, und selbst Griechen, Türken, und Armenier sieht man sich durch das Handelsgewühl drängen. Alles erinnert hier an Italien: die milde Luft, die Wagen voll Orangen und Limonen, das ganze Leben und selbst die Sprache. Am Hafen herrscht die regste Thätigkeit; hier liegen zahllose Schiffe, die meist von Griechenland, aus der Türkei, Aegypten und Klein-Asien oder Nordafrika kommen. Außer vielen andern Waaren wird hier besonders Maraskin, eine angenehme Art Liqueur, verfertigt. In dem größten Gasthause ist noch das Zimmer zu sehen, in welchem der große Alter

thumsforscher Winkelmann 1768 ermordet wurde*). Auf beiden Seiten der schön gelegenen Stadt ziehen sich reizende Landhäuser hin, unter denen sich die schöne Villa Campo-Marzo, ganz nahe bei der Stadt, auszeichnet. Hier lebt die Wittwe Murats, einst Königin von Neapel, eine Schwester Napoleons, in glücklicher Zurückgezogenheit.

IV. Die gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg.

Die vorarlbergischen Herrschaften, sind das Ländchen, welches unmittelbar östlich neben dem Bodensee liegt.

Boden: Das Land ist durchaus gebirgig, voll der wildesten und romantischsten Berge, Felsen und Thäler. Viele Berge ragen hoch über die Wolken empor, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Hier und da findet man in den höchsten Gegenden Schneefelder, die nie aufthauen. Zwischen den Bergen sind mit herrlichem Gras und Alpenkräutern bedeckte Thäler, in denen und auf den niederen Abhängen fette Heerden weiden. Das Land ist von drei Gebirgsketten durchzogen. Die nördlichste Kette gehört zu den nördlichen Alpen (s. oben S. 99), und zieht sich nördlich vom Inn. Zu ihr gehört der Arlberg, südöstlich vom Bodensee. Sie schließt sich südwestlich an die Alpen in Graubündten an.

Die mittlere Kette ist die höchste und bedeutendste. Sie hängt bei der Ortelsspitze, die eine Höhe von 14,400′ hat, mit den Alpen in Graubündten zusammen, setzt auf das linke Etsch-Ufer über, geht mitten durch Tyrol, bildet hier die wildesten Gletscher-Gegenden, bis zum Brenner, welcher (6360′ hoch) als ihr Mittelpunkt betrachtet werden kann, macht die Gränze zwischen Salzburg und Tyrol, und geht am Groß-Glockner zu den salzburger Alpen über.

Die südlichste Kette wird die trientinischen Alpen genannt. Sie fangen bei Trient an, streichen nordöstlich auf dem rechten Ufer der Drau hin, und schließen sich an die karnischen Alpen an.

Die Gletscher werden hier Ferner genannt. Schneelauwinen sind hier nicht selten, sie heißen hier Schneelähnen. Oft stürzen sie, mit Steinen und Erde vermischt, donnernd in die Thäler hinab, verstopfen Flüsse und Bäche, und richten großes Unheil an. Zuweilen brechen auch wohl ganze Eismassen los, und stürzen in die Thäler hinunter, wodurch oft großer Schaden entsteht. Dennoch bauen sich die Menschen an denselben Oertern sorglos wieder an.

---

*) S. mein Lehrb. der deutschen Litteratur, für das weibl. Geschlecht, Th. 2. S. 298.

Ueberall ist die Luft rein und gesund. Nördlich vom Brenner ist das Klima in den Thälern gemäßigt, im Winter streng. Südlich vom Brenner ist die Luft im Sommer sehr mild, so daß selbst Weinbau gedeiht. Auf den Bergen ist sie überall scharf und rauh.

Flüsse: Von Graubündten her kommt der Inn, fließt mitten durch das Land und geht nach Baiern über, wo er bei Passau in die Donau fällt. Der Lech und die Isar entspringen hier, und zwar auf der nördlichsten Kette. Auf der mittleren Kette entspringen: die Etsch, in der wildesten Berggegend, unweit der Ortelsspitze, geht nach Italien, zuletzt ins adriatische Meer; die Drau fast in der Mitte des Landes, fließt östlich nach Kärnthen ab.

Producte: An Metallen fehlt es nicht; besonders Eisen. Salz in Menge bei Hall. Schöner Marmor, auch weißer, zu Bildhauerarbeiten zu gebrauchen. Der untere Theil der Berge ist meist mit Wald bewachsen. Reiche Viehzucht, besonders schönes Rindvieh, welches auch viel ausgeführt wird, auch Ziegen. Auf den Bergen häufiges Wild: Hirsche, Rehe, besonders Gemsen, Bären, Wölfe, Füchse.

Einwohner: Die Tyroler sind starke, kräftige, gewandte Menschen, heiter, gutmüthig, voll Muth, warmer Anhänglichkeit an ihren Kaiser und ihr Alpenland, Freunde des Gesangs und der Musik. Von Jugend auf lernen sie mit dem Stutzen (Büchse) umgehen, und sind daher treffliche Schützen. Ihre vaterländische Tracht (grüner, runder Hut, Jacke, breiter lederner, mit Messing beschlagener Gürtel, kurze schwarzlederne Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe) behalten sie überall bei; doch ist die Tracht fast in jedem Thale abweichend.

In den größeren, weiteren Thälern (z. B. im Pusterthale, welches die Drau durchfließt), wird Getreide gebaut. Die Hauptbeschäftigung der Tyroler besteht aber in Viehzucht. Im Sommer wird das Vieh auf die Berge so weit hinauf getrieben, als Alpenpflanzen wachsen. Dort haben die Hirten ihre Sennhütten. Erst mit Eintritt der kalten Jahreszeit ziehen sie hinunter in die Thäler. Butter und Käse wird viel bereitet und ausgeführt. Andere leben von der Jagd, und sind kühne Gemsenjäger. Mancher verliert dabei das Leben, indem er ausgeleitet und in den Abgrund stürzt. Noch Andere verfertigen bunte Teppiche und lederne Handschuhe, oder schnitzeln aus dem Holz des Zirbelnußbaums (einer Art von Fichte) allerhand Thiere oder anderes Spielzeug, während wieder Andere Jahre lang im Auslande umherziehen, und entweder Rindvieh, oder Teppiche, Handschuhe, hölzerne Waaren, musicalische Instrumente und Anderes verkaufen. Viele beschäftigen sich auch mit der Zucht von Kanarien-

vögeln und verführen sie weit und breit bis Rußland und Constantinopel.

Städte: Innspruck am Inn, die nicht große Hauptstadt des Landes, in einer recht hübschen Berggegend, mit guten Häusern und reinlichen Straßen. Da die große Straße, die von Baiern nach Italien führt, durchgeht, so ist hier ein steter Verkehr von Reisenden, und Hunderte von Saumrossen ziehen des Weges. In der Kirche finden wir das prachtvolle Grabmal Kaiser Maximilians I. Nahe bei die Martinswand; wo sich Maximilian I. verkletterte *).

Hall, gleich über Innspruck, auch am Inn, mit reichen Salzgruben. Ein großer Berg bei der Stadt besteht inwendig fast aus lauter Salz. Die Salzsteinstücke werden in süßem Wasser aufgelöst, das Salzwasser dann in Röhren nach der Stadt geleitet, und hier zu Salz gesotten.

Steigt man von Innspruck südlich, den Brenner hinauf, so führt uns die Straße jenseits dieses Berges nach

Botzen. Hier, wie im ganzen südlichen Tyrol, wird schon viel Italienisch gesprochen. Die Stadt ist sehr lebhaft durch Handel, besonders zur Zeit der 4 Messen, die von Baiern, Tyrol, Oestreich und besonders Italien stark besucht werden. Noch südlicher liegt

Trient oder Trident an der Etsch. In der Marienkirche wurde von 1545 — 63 das große Concil von Trident, durch welches die Glaubensartikel der römisch-katholischen Kirche unwiderruflich festgesetzt wurden, gehalten **). Endlich

Roveredo; wo starker Seidenbau getrieben, und viel Seidenzeuch gewebt wird, auch an der Etsch.

In Vorarlberg liegt

Bregenz am südlichen Ende des Bodensee's, der davon auch wohl der bregenzer See genannt wird. Eine kleine Stadt in einer herrlichen Lage, auf einer Seite mit hohen Bergen umgeben, auf der andern vom See begränzt, über welchen die Einwohner einen lebhaften Handel mit Holz und hölzernen Geräthschaften, Obst und Wein treiben.

V. Das Königreich Böhmen.

Boden: Das Land ist theils eben, theils hügelig, ringsum aber von Gebirgen umgeben. Nordwestlich zieht sich das Erzgebirge hin und das lausitzer Gebirge; sie werden beide durch die Elbe getrennt. Nordöstlich sind die Sudeten, und zwar das Riesengebirge mit der Schneekoppe und das glätzer Gebirge. Südöstlich ist das mährische Gebirge, südwestlich der Böhmerwald, der sich nebst dem Erzgebirge an das Fichtelgebirge in Baiern anschließt. Meist ist das Land

*) S. mein Lehrbuch der Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 270. Auch meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. 1., S. 480.

**) S. meine Gesch. der Deutschen, Th. 2., S. 75, 99 und 137.

fruchtbar und gut bebaut. Die Luft ist gemäßigt, mehr warm als rauh, weil die Berge die kalten Nordwinde aufhalten.

Flüsse: Die Elbe entspringt aus zwei Hauptquellen, der weißen und der schwarzen. Die weiße entsteht aus einigen Sümpfen an der Schneekoppe, die schwarze aus zwei Brunnen auf der Elbwiese des Riesengebirges. Beide vereinigen sich in dem romantischen engen Thale der Siebengründe. Dann bildet die Elbe einen großen halben Bogen, und geht, nachdem sie rechts die Iser und links die Moldau und die Eger aufgenommen hat, zwischen dem Erz- und Lausitzergebirge nach Sachsen. Sie nimmt in Böhmen

rechts auf: die Iser (von der Isar in Baiern wohl zu unterscheiden). Sie entspringt auf dem Iserkamm, einem kahlen hohen Bergrücken des Riesengebirges;

links: die Moldau bei Melnik. Sie entspringt auf dem Böhmerwalde, und durchfließt fast ganz Böhmen in der Mitte von Süden nach Norden. — Die Eger. Sie kommt vom Fichtelgebirge, fließt von Westen nach Osten, und geht bei Theresienstadt in die Elbe.

Producte: Die Gebirge, sonderlich das Riesen- und Erzgebirge, sind reich an schönen Mineralien. Unter den vielen edeln Steinen zeichnen sich die Granaten aus, die nirgends so schön als hier gefunden werden. Vorzüglich reich ist Böhmen auch an Mineralwassern und Bädern. — Getreide ist in Ueberfluß, ebenso Flachs und schöner Hopfen. Treffliches Obst in Menge, welches frisch und gebacken ausgeführt wird; selbst edle Kastanien kommen sehr gut fort. — An Rindvieh, Ziegen, Schafen ist kein Mangel. Am Riesengebirge kommt selbst Alpenwirthschaft vor, indem das Vieh im Sommer auf das Gebirge getrieben wird, wo die Hirten in Sennhütten, die hier Bauden genannt werden, wohnen, im Winter aber in den Thälern gehalten wird, wo die Eigenthümer ihre eigentlichen Wohnungen haben. Auch Fasanen, Truthühner und anderes Federvieh sind reichlich vorhanden.

Einwohner: Sie bestehen theils aus Deutschen, die an den Gränzen wohnen, und die deutsche Sprache beibehalten haben, aber meist sehr häßlich und unreinlich sind; theils aus Slaven, die sich Czechen oder Böhmaken nennen, und im Innern wohnen. Diese sind starke, wohlgewachsene Menschen, das weibliche Geschlecht besonders schön, die Männer besondere Freunde der Musik. Fast alle sind selbst musicalisch, und oft ziehen sie in kleinen Gesellschaften mit Blasinstrumenten selbst in benachbarten Ländern als Musicanten umher. Die meisten Einwohner sind eifrige Katholiken, obgleich Böhmen das Vaterland Hussens ist. In den nördlichen und nordöstlichen Gegenden findet man besonders sehr fleißige Leinweber und Tuchmacher; selbst die Kin-

der werden schon zu diesen Arbeiten benutzt. Das böhmische Glas ist seiner Reinheit und Wohlfeilheit wegen berühmt. Das Krystallglas ist besonders schön, weil die Böhmen dazu zu Staub gepochten Quarzkrystall nehmen, und ihre Glasschleifer und Steinschneider zeichnen sich durch große Geschicklichkeit aus. Auch das böhmische Papier ist im Ruf. Ueberhaupt ist Böhmen ein überaus reiches Land, und wenn auch die Einwohner, wegen der Wohlfeilheit ihrer Waaren, im Ganzen nicht reich sind, so ist doch Wohlhabenheit allgemein verbreitet, weil sie sehr genügsam und thätig sind.

Städte: Prag ist die Hauptstadt. Sie liegt ziemlich in der Mitte des Landes, an der breiten Moldau, in einem reizenden Thale. Sie hat 120,000 Einwohner. In den meist engen und krummen Gassen herrscht eine ungeheure Lebendigkeit. Unaufhörlich strömen die Menschen ab und zu. Wenn sie auch nicht eigentlich schön gebaut zu nennen ist, so ist sie doch eine der interessantesten Städte; sie hat etwas Großartiges, das den Fremden besonders wunderbar ergreift, und ihn daran erinnert, daß sie Jahrhunderte lang eine Kaiserstadt war. Wenn du dich Prag näherst, so siehst du dich vergebens nach den Thürmen der Stadt um. Da sie tief liegt, so erblickst du sie erst, wenn du von den Höhen, die sie umgeben, herabkommst. Aber hier empfängt dich ein herrliches Schauspiel. Kommst du besonders von der Ostseite her, und gelingt es dir, an einem schönen Morgen anzukommen, so siehst du plötzlich die herrliche Kaiserstadt im Glanze der Morgensonne vor dir liegen. Aus dem Häusermeere siehst du eine Menge, zum Theil alter, sonderbar gebauter Thürme herausragen. Am meisten aber fesselt deinen Blick der sich jenseits der Stadt hinziehende Hradschin und Lorenzoberg. Beide liegen neben einander, dieser links, jener rechts. Der Hradschin oder Schloßberg ist mit dem kaiserlichen Schloß, der alten, herrlich gebauten Metropolitankirche, und vielen Palästen bebaut, der Lorenzoberg dagegen mit Gärten und Baumanlagen bedeckt, aus denen nur einige Häuser hervorragen. Ehe du die schöngebaute Vorstadt erreichst, kommst du bei dem Ziskaberge (sprich Gsischkaberg) vorbei, dessen Name dich daran erinnert, daß Prag einst der Mittelpunkt der hussitischen Unruhen war, und daß auf diesem Berge der wilde Hussitenanführer Ziska gegen die Prager eine Schlacht gewann. Ein weitläuftiges Prachtgebäude, das Invalidenhaus, liegt am Fuße des Berges. Bist du durch die Vorstadt gekommen, so stehst du vor der mit Wällen umgebenen Stadt. Die Wälle sind seit einigen Jahren mit Baumanlagen versehen, und gewähren einen angenehmen Spatziergang. Vor dir liegt nun die weitläuftige Alt- und Neustadt. So heißt der Theil auf der Ostseite der Moldau; rechts liegt die Altstadt, links (südlich) die Neustadt. Hast du dich durch das Menschen- und Wagengewühl auf den zum Theil schönen und breiten, zum Theil engen Gassen, hindurchgearbeitet, und dich an den herrlich ausgeputzten Kaufmannsgewölben, besonders in der Jesuitengasse, ergötzt, so kommst du endlich an einen sehr alten, mit vielen Bildwerken versehenen Thor-

thurm. Du gehst hindurch, und hast nun einen überraschenden, herrlichen Anblick. Vor dir liegt die alterthümliche, an 800 Schritte, lange, steinerne Moldaubrücke, und jenseits derselben, dicht dahinter, rechts der pallastbekränzte Hradschin, links der baumreiche Lorenzoberg, und dazwischen und längs dem Flusse der vierte, schöngebaute Stadttheil, die kleine Seite. Von der schönen Aussicht ergriffen bleibst du auf der Brücke stehen, und lässest die Menschen- und Wagenfluth bei dir vorbeiströmen. Auf den Pfeilern der Brücke betrachtest du die steinernen Bildsäulen und Gruppen; nur ein Pfeiler ist leer geblieben, und enthält nichts als ein Postament mit dem Namen des Kaisers Joseph II. Die Prager nämlich wollten hier ihm eine Ehrensäule errichten; aber er verbot es, mit dem Zusatze: er habe es noch nicht verdient. Welche schönere Ehrensäule hätte er sich setzen können als dies Denkmal seiner Bescheidenheit? Mit Verwunderung siehst du, daß jeder Vorübergehende vor der einen Gruppe den Hut abzieht. Du erfährst, daß es der heilige Nepomuck sey, der auf Befehl des Kaisers Wenzeslav 1393 von dieser Brücke in den Strom gestürzt wurde, und seitdem von den Katholiken, besonders den Böhmen, als ein wunderthätiger Heiliger verehrt wird. Von der Brücke zeigt sich dir auf beiden Ufern, die mit Häusern und Kirchen bedeckt sind, eine herrliche Aussicht. Links, nach Süden hin, siehst du zwischen der Neustadt und kleinen Seite im Strome zwei Inseln liegen, die Färber- und die Schützeninsel. Beide sind mit Bäumen und Gartenanlagen bedeckt, und enthalten Kaffeehäuser, in denen sich die Prager belustigen. Unter den Bäumen stehen unzählige Tische mit Stühlen, die an schönen Abenden alle besetzt sind. Hier findest du Vornehme und Bürger, Männer und Frauen, traulich bei einander sitzen; jeder hat einen thönernen Krug mit Bier vor sich, und freut sich seines Lebens. Kommst du jenseits der Brücke nach der kleinen Seite, so steigst du zwischen schönen Gebäuden rechts nach dem Hradschin hinauf. Hier haben die meisten Großen Böhmens ihre Paläste. Bist du oben vor dem durch Maria Theresia erneuerten kaiserlichen Schlosse, das ein ungeheures Viereck mit mehreren Höfen bildet, angelangt, und schaust nun zurück, so hast du einen Anblick, den du wohl in keiner Stadt Deutschlands finden wirst. Zu deinen Füßen liegt die große Stadt mit ihren Thürmen, Kirchen und Palästen ausgebreitet; vorn die kleine Seite, dann die Moldaubrücke mit ihrem Menschengewühl, der durch Fahrzeuge belebte Strom, die Färber- und Schützeninsel, jenseits desselben die Alt- und Neustadt, und am südlichsten Ende der letzteren, hart an der Moldau, steigt der graue Fels Wischerad empor, einst der Wohnplatz der ersten Herzoge und Könige Böhmens, jetzt die Citadelle von Prag. Jenseits der Stadt erblickst du weithin die Berge, die das Moldauthal einschließen; unter denen der Ziskaberg mit seinen Baum- und Weingärten besonders hervortritt, und über ihn hinweg siehst du das weite Schlachtfeld, auf dem Friedrich der Große 1757 die Oestreicher schlug, und wo Schwerin den Heldentod starb. Wendest du dich ein wenig rechts, so hast du den Lorenzoberg vor dir. Hinter dir aber, längs dem Rücken des Hradschin, vor der Kaiserburg, reiht sich

ein Haus an das andere, ein Palast an den anderen an, und hohe Kirchen ragen über alle diese hinweg. Gehst du nun durch die Höfe des Kaiserschlosses, so gelangst du hinter demselben auf den Platz, auf welchem die hohe Metropolitankirche steht. Mit Staunen betrachtest du dies alterthümliche Gebäude mit seinen hohen Thüren und Fenstern, seinen kühnen Bogen und Spitzsäulen, eines der herrlichsten Denkmäler altdeutscher Baukunst. Willst du die vorher genossene Aussicht noch einmal und herrlicher genießen, so besteigst du den hohen Thurm dieser Kirche, und siehst nun auch die andere Seite der Umgegend Prags, die dir vorher durch das Schloß verdeckt wurde. Auf dieser Seite überblickst du nahe am Schloße den Schloßgarten, und in ihm zeigt sich deinen Blicken ein sonderbar gestaltetes Gebäude, die Sternwarte des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, der 1603 in Prag starb, und dessen Grabmal du in einer der Kirchen der Altstadt sehen kannst. Kaiser Rudolf II. hatte ihn nach Prag berufen, und jene Sternwarte für ihn errichten lassen. Auch siehst du, eine Stunde von der Stadt, den berühmten weißen Berg, eigentlich nur eine sanfte Anhöhe, wo Maximilian von Baiern 1620 den unglücklichen Friedrich von der Pfalz schlug, und die Hoffnungen der Böhmen vernichtete. Hast du dich von der köstlichen Aussicht losgerissen, und bist du den Thurm hinabgestiegen, so betrittst du die Kirche selbst. Des Merkwürdigen ist hier so viel zu sehen, daß du stundenlang damit dich beschäftigen kannst, ohne ganz fertig zu werden. Vor allen wirst du in die Wenzelscapelle treten, deren Wände mit Halb-Edelsteinen, Achaten, Karneolen, Chrysoprasen, Amethysten u. a. bedeckt sind. Sie ist dem heiligen Wenzel geweiht, den im 10ten Jahrhundert sein Bruder, Boleslaus der Böse, Herzog von Böhmen, erschlug. Du siehst hier den marmornen Sarg, den Helm und das Panzerhemde des Ermordeten. Auch zeigt man dir hier in einer goldenen, mit kostbaren Edelsteinen besetzten Kapsel die angebliche Zunge des heiligen Nepomuck. Sie ist, wie man dir sagt, noch unverwest, weil er sich standhaft weigerte, dem Kaiser Wenzeslav das zu verrathen, was ihm die Kaiserin in der Beichte anvertraut hatte. In der Kirche führt man dich zu dem Grabe des heiligen Nepomuck selbst. Es ist ein Sarg von massiven Silber, getragen von silbernen Engeln; vier andere, die in der Luft schweben, halten den roth seidenen Thronhimmel, und das Ganze ist von einem Marmorgeländer eingeschlossen, auf dessen Stufen zu jeder Tagesstunde Andächtige betend knien. Hinter dem Hochaltare siehst du in den neben einander gereiheten Capellen die Gräber der uralten Könige von Böhmen. Auf jedem Grabe steht ein steinerner Sarg, und auf diesem liegt das steinerne Bild des Begrabenen. Vor allen verweilst du am Grabe des einst mächtigen Ottokar II., der sich in seinem Stolze weigerte, den Kaiser Rudolf von Habsburg anzuerkennen, und dafür in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 erschlagen wurde *). — Ehe du den Hradschin verlässest, lás-

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 182. Auch meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 379.

fest du dir im Schlosse die beiden Fenster zeigen, aus denen Slawata, Martinitz und Fabricius 1618 gestürzt wurden. Das Zimmer ist unversehrt gelassen worden. Noch jetzt steht der Tisch da, an dem die Statthalter saßen, als die böhmischen Stände, den Grafen Thurn an ihrer Spitze, eintraten, jene drei von ihren Sitzen rissen, und hinabstürzten *). — Bist du am Fuße des Hradschins wieder angelangt, so steht dir ein neuer Genuß bevor, wenn du an dem Lorenzoberg hinaufsteigst. Ein steiler Baumgang führt dich durch einen Garten nach der Hasenburg. So heißt, bald unter dem Rücken des Berges, ein Lustort der Prager. Nach dem du dich unter schönen Bäumen vor dem Hause erholt und mit Speise und Trank gestärkt hast, steigst du in die oberen Zimmer desselben, und hast nun, was die Bäume dir bis dahin verbargen, wieder eine entzückende Aussicht. Aufs Neue liegt ganz Prag vor dir, links der Hradschin, unten die Moldau mit ihren häuserreichen Ufern. — Bist du eine Freundin von Künsten und Wissenschaften, so wirst du wenigstens von Außen das Universitätsgebäude in der Altstadt betrachten, und die unvergleichliche Bibliothek besuchen. Kannst du auch die reichen Schätze der Literatur hier nicht benutzen, so wird dich doch der Anblick der herrlichen Säle erfreuen, und mit Ehrfurcht wirst du einige alte Bücher betrachten, in welchen man dir die Handschrift des ehrwürdigen Johann Huß zeigt. Das kleine Haus, das der unglückliche Mann bewohnte, ist erst vor einigen Jahren niedergerissen worden. Tausende von Menschen lasen sich dabei Steine, Stückchen Holz und dergleichen Ueberreste auf, um ein Andenken von dem berühmten Manne zu haben. An Gemäldesammlungen ist Prag besonders reich. In den Schlössern mehrerer Großen findest du dergleichen; besonders aber haben die böhmischen Stände seit einigen Jahren eine Sammlung auf dem Hradschin angelegt.

Längs dem Erzgebirge liegen folgende 6 Bade- und Brunnen-Oerter, von der Elbe westwärts:

Töplitz, ein kleiner, freundlicher Ort. Das hiesige Bad ist lau und wird stark besucht. Um die Stadt herum sind die angenehmen Thäler und Hügel zu hübschen Spaziergängen für die Badegäste benutzt. Eine Meile davon, hart an der nach Dresden führenden Straße, liegt das Dorf Culm, wo am 30sten August 1813 die Verbündeten ein französisches Heer besiegten, und den General Vandamme gefangen nahmen.

Bilin, 2 Stunden südlich von Töplitz, so groß als dieses, mit einem angenehm schmeckenden Gesundbrunnen, den man in Böhmen mit Wein vermischt zum Wohlgeschmack und zur Kühlung zu trinken pflegt.

Sedlitz und

Seidschütz, zwei angenehm liegende Dörfer mit Mineralwasser, aus denen viel Bittersalz für die Apotheken gewonnen wird.

Carlsbad, ein kleiner, netter Ort, mit zum Theil schönen, zur

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 3., S. 179. Auch meine Geschichte der Deutschen f. Töchterschulen, Th. 2., S. 179.

Aufnahme der jeden Sommer zahlreich herbeiströmenden Badegäste eingerichteten Häusern, in einem tiefen Thale, ringsum von Bergen umgeben. Die Hauptquelle ist der Sprudel, der hoch und kochend aus der Erde herausspringt. Hier trinken die Badegäste aus porzelanenen Bechern das Wasser, welches fast wie Hühnerfleischbrühe schmeckt. Das Wasser des Strudels ist so heiß, daß es, nachdem es abgeflossen ist, noch von einer Menge von Köchinnen und Fleischern gebraucht wird, um Hühner, Tauben und Schweine darin abzubrühen. Hier liefern viele geschickte Stahlarbeiter die bekannten carlsbader Stahlwaaren. Auch verfertigen die Tischler treffliche Reisetoiletten.

Eger, im westlichen Theile von Böhmen, eine ganz in einem Thalkessel gelegene Stadt. Hier wurde 1634 Wallenstein ermordet *) Das Haus, wo dies geschah, zeigt man noch. Eine Stunde davon liegt der berühmte Franzensbrunnen. Einige Meilen davon der Brunnenort Marienbad. In einer morastigen Gegend, welche viel Mineralwasser enthält, sind mitten in einem Walde die für die Gäste nöthigen Wohnungen errichtet. Außer mehreren sehr stärkenden Brunnen ist hier auch ein Schlammbad eingerichtet. Der Kranke setzt sich in eine Badewanne, welche in den dichten Morast gestellt wird. Oben deckt man sie so weit zu, daß nur der Kopf frei bleibt. Der Boden der Wanne hat viele Löcher. Durch diese dringen die Ausdünstungen des Schlammes in die Wanne, so daß der Körper des Kranken von denselben umgeben ist, was zur Heilung mancher Uebel zu besonderem Nutzen gereicht.

Joachimsthal, 2 Stunden nördlich von Carlsbad, auf dem Erzgebirge, ganz bergmäßig, d. i. weitläuftig unregelmäßig und abschüssig gebaut. Die ganze Gegend enthält eine Menge von Bergwerken. Von der Stadt haben die Thaler den Namen, weil sie hier zuerst geschlagen wurden.

Pilsen, ein kleiner Ort, aber in der Geschichte des 30jährigen Krieges merkwürdig.

Alle diese Städte liegen auf der Westseite der Moldau. Folgende aber liegen ostwärts und zwar von Norden nach Süden in folgender Ordnung:

Rumburg, am Fuße der lausitzer Berge, eine kleine aber sehr fleißige Stadt. Die Einwohner sind meist Leineweber und Kunstdrechsler. Die Leinewand ist hier vorzüglich.

Reichenberg, auch am Fuße jenes Gebirges, ziemlich groß, oder vielmehr sehr lang gebaut, längs der in der Nähe entspringenden lausitzer Neiße. Es herrscht hier eine außerordentliche Thätigkeit. Die Einwohner verfertigen eine bedeutende Menge Tuch und andere wollene Zeuge, auch Strümpfe, Leinewand, und treiben damit einen großen Verkehr. Sie ist eine der größten Fabrikstädte des östreichischen Reichs.

Einige Meilen über Reichenberg liegt das Schloß Friedland, eine unbedeutende, auf einem niedrigen Felsen ge-

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 3., S. 216. Meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 235.

legene Feste, aber berühmt, weil sie einst Wallenstein gehörte, der von ihr Herzog von Friedland hieß. Von ihm selbst ist hier nur wenig zu sehen; auch hat er sich nur selten hier aufgehalten. Zwei Stunden davon liegt der freundliche Badeort

Liebwerda mit sehr wenigen Badegästen, aber sehr angenehmen Umgebungen.

Adersbach, ein elendes Dorf dicht an der schlesischen Gränze, in einer ziemlich flachen und öden Gegend, aber höchst merkwürdig wegen der nahe dabei befindlichen Felsenmassen. Ein Labyrinth von 80 bis 90 Fuß hohen Sandsteinsäulen erstreckt sich weiter als eine Meile. Zwischen den höchsten derselben führt ein meist enger Gang von 900 Schritten, dessen Eingang von dem Förster, welcher die Reisenden herumführt, verschlossen gehalten wird. Von allen Seiten erheben sich die Sandsteinfelsen senkrecht in die Höhe. Mehrere von ihnen führen von zufälligen Aehnlichkeiten besondere Namen; z. B. der Zuckerhut, ein Felsen, der unten spitz und oben breit ist, und noch dazu im Wasser steht, die Kanzel, der Mops, der hamburger Rathsherr u. s. w. Vorzüglich schön ist der Wasserfall: eine durch Hemmung vermehrte Wassermasse stürzt sich mit donnerähnlichem Gebrause in eine dunkle Grotte. An einer andern Stelle überrascht den Reisenden ein siebenfaches Echo. Hornisten, die sich hier immer einfinden, blasen einzelne Töne, die sich dann 7mal in unterbrochenen Absätzen immer schwächer und schwächer wieder hören lassen.

Kollin, östlich von Prag, ein kleines unbedeutendes Städtchen, aber berühmt durch die Schlacht 1757, die erste, in welcher Friedrich der Große von den Oestreichern geschlagen wurde.

VI. Die Markgrafschaft Mähren mit Oestreich.-Schlesien.

Boden: Auch Mähren ist wie Böhmen, wenigstens meist, von Gebirgen umgeben. Im Nordosten ist der Theil der Sudeten, den man die mährischen Sudeten nennt, deren höchste Spitze der Altvater ist. Nordwestlich streicht das mährische Gebirge, und südöstlich Fortsetzungen des karpathischen Gebirges. Nur gegen Südwesten ist das Land offen und eben. Auch im Innern ist es hügelig und waldig, fast überall aber der Boden fruchtbar und meist recht gut angebaut. Die Luft ist gesund und gemäßigt. Wir erinnern hier an den in der physischen Geographie erwähnten merkwürdigen Erdschlund Macocha.

Flüsse: Zwei Hauptflüsse entspringen hier, die Oder und die Weichsel. Beide gehen aber gleich nach ihrem Ursprunge über die Gränze. Der größte Fluß des Landes ist die Marowa oder March. Sie entspringt am glätzer Schneeberge, fließt mitten durch das Land, wendet sich dann nach der Gränze zwischen Mähren und Ungarn, und fällt auf der östreichisch-ungarischen Gränze in die Donau.

Producte: Der Hauptreichthum des Landes besteht in Getreide, Obst, Wein und Vieh.

Einwohner: Sie sind meist slavischen Ursprungs; wenige sind Deutsche. Die slavischen Einwohner haben ihre eigene Sprache, eine Mundart der böhmischen, und ihre eigene nationale Kleidung; auch ihre Sitten sind von denen andrer Nationen abweichend. Die meisten beschäftigen sich mit Landbau oder Viehzucht.

Städte: Brünn, die Hauptstadt des Landes, groß und schön gebaut, in einer angenehmen Gegend mitten im Lande, mit 40,000 Einwohnern. Auf einer Anhöhe auf einem Ende der Stadt ist eine schöne Anlage gemacht: der Engelsberg. Es ist dies ein angenehmer Spatzierort: Baumgänge, Blumenparthien, Strauchwerk, Lauben und Bänke, und dabei eine schöne Aussicht auf die ganze Umgegend. Auf einer andern Seite der Stadt, vor derselben, ist der Spielberg, 800′ hoch, einst eine Citadelle, jetzt ein Gefängniß für Verbrecher, deren zwischen 4—500 hier aufbewahrt werden! Ein schrecklicher Anblick, diese zum Theil höchst wild aussehenden Menschen, mit Ketten belastet, umhergehen oder arbeiten zu sehen! Unter ihnen sind Mörder und Räuber, zum Theil mit den abschreckendsten Gesichtszügen. Einige derselben sind mit schweren Ketten belastet, in engen Klausen auf Lebenszeit eingesperrt.

Austerlitz, eine kleine Landstadt, in deren Nähe am 2. und 3. Dec. 1805 die entscheidende Schlacht vorfiel.

Olmütz, nach Brünn die größte Stadt des Landes, eine starke Festung. Sie ist sehr hübsch und freundlich gebaut, breite Straßen, hohe, stattliche Häuser, aber — sehr todt.

In Oestreichisch-Schlesien sind die Städte:

Troppau, hart an der preußischen Gränze, die Hauptstadt, sehr schön gebaut, mit zum Theil pallastähnlichen Häusern.

Jägerndorf und Teschen.

Preußisch-deutsche Länder.

In Deutschland besitzt der König von Preußen folgende Provinzen:

1. Die Provinz Brandenburg.
2. — — Pommern.
3. — — Schlesien.
4. — — Sachsen.
5. — — Westphalen.
6. — — Jülich, Cleve, Berg.
7. — — Großherzogthum Niederrhein.

Außer Deutschland:

1. Die Provinz Ostpreußen.
2. — — Westpreußen.
3. — — Posen.

legene Feste, aber berühmt, weil sie einst Wallenstein gehörte, der von ihr Herzog von Friedland hieß. Von ihm selbst ist hier nur wenig zu sehen; auch hat er sich nur selten hier aufgehalten. Zwei Stunden davon liegt der freundliche Badeort

Liebwerda mit sehr wenigen Badegästen, aber sehr angenehmen Umgebungen.

Adersbach, ein elendes Dorf dicht an der schlesischen Gränze, in einer ziemlich flachen und öden Gegend, aber höchst merkwürdig wegen der nahe dabei befindlichen Felsenmassen. Ein Labyrinth von 80 bis 90 Fuß hohen Sandsteinsäulen erstreckt sich weiter als eine Meile. Zwischen den höchsten derselben führt ein meist enger Gang von 900 Schritten, dessen Eingang von dem Förster, welcher die Reisenden herumführt, verschlossen gehalten wird. Von allen Seiten erheben sich die Sandsteinfelsen senkrecht in die Höhe. Mehrere von ihnen führen von zufälligen Aehnlichkeiten besondere Namen; z. B. der Zuckerhut, ein Felsen, der unten spitz und oben breit ist, und noch dazu im Wasser steht, die Kanzel, der Mops, der hamburger Rathsherr u. s. w. Vorzüglich schön ist der Wasserfall: eine durch Hemmung vermehrte Wassermasse stürzt sich mit donnerähnlichem Gebrause in eine dunkle Grotte. An einer andern Stelle überrascht den Reisenden ein siebenfaches Echo. Hornisten, die sich hier immer einfinden, blasen einzelne Töne, die sich dann 7mal in unterbrochenen Absätzen immer schwächer und schwächer wieder hören lassen.

Kollin, östlich von Prag, ein kleines unbedeutendes Städtchen, aber berühmt durch die Schlacht 1757, die erste, in welcher Friedrich der Große von den Oestreichern geschlagen wurde.

VI. Die Markgrafschaft Mähren mit Oestreich.-Schlesien.

Boden: Auch Mähren ist wie Böhmen, wenigstens meist, von Gebirgen umgeben. Im Nordosten ist der Theil der Sudeten, den man die mährischen Sudeten nennt, deren höchste Spitze der Altvater ist. Nordwestlich streicht das mährische Gebirge, und südöstlich Fortsetzungen des karpathischen Gebirges. Nur gegen Südwesten ist das Land offen und eben. Auch im Innern ist es hügelig und waldig, fast überall aber der Boden fruchtbar und meist recht gut angebaut. Die Luft ist gesund und gemäßigt. Wir erinnern hier an den in der physischen Geographie erwähnten merkwürdigen Erdschlund Macocha.

Flüsse: Zwei Hauptflüsse entspringen hier, die Oder und die Weichsel. Beide gehen aber gleich nach ihrem Ursprunge über die Gränze. Der größte Fluß des Landes ist die Marowa oder March. Sie entspringt am glätzer Schneeberge, fließt mitten durch das Land, wendet sich dann nach der Gränze zwischen Mähren und Ungarn, und fällt auf der östreichisch-ungarischen Gränze in die Donau.

Producte: Der Hauptreichthum des Landes besteht in Getreide, Obst, Wein und Vieh.

Einwohner: Sie sind meist slavischen Ursprungs; wenige sind Deutsche. Die slavischen Einwohner haben ihre eigene Sprache, eine Mundart der böhmischen, und ihre eigene nationale Kleidung; auch ihre Sitten sind von denen andrer Nationen abweichend. Die meisten beschäftigen sich mit Landbau oder Viehzucht.

Städte: Brünn, die Hauptstadt des Landes, groß und schön gebaut, in einer angenehmen Gegend mitten im Lande, mit 40,000 Einwohnern. Auf einer Anhöhe auf einem Ende der Stadt ist eine schöne Anlage gemacht: der Engelsberg. Es ist dies ein angenehmer Spatzierort: Baumgänge, Blumenparthien, Strauchwerk, Lauben und Bänke, und dabei eine schöne Aussicht auf die ganze Umgegend. Auf einer andern Seite der Stadt, vor derselben, ist der Spielberg, 800′ hoch, einst eine Citadelle, jetzt ein Gefängniß für Verbrecher, deren zwischen 4—500 hier aufbewahrt werden! Ein schrecklicher Anblick, diese zum Theil höchst wild aussehenden Menschen, mit Ketten belastet, umhergehen oder arbeiten zu sehen! Unter ihnen sind Mörder und Räuber, zum Theil mit den abschreckendsten Gesichtszügen. Einige derselben sind mit schweren Ketten belastet, in engen Klausen auf Lebenszeit eingesperrt.

Austerlitz, eine kleine Landstadt, in deren Nähe am 2. und 3. Dec. 1805 die entscheidende Schlacht vorfiel.

Olmütz, nach Brünn die größte Stadt des Landes, eine starke Festung. Sie ist sehr hübsch und freundlich gebaut, breite Straßen, hohe, stattliche Häuser, aber — sehr todt.

In Oestreichisch-Schlesien sind die Städte:

Troppau, hart an der preußischen Gränze, die Hauptstadt, sehr schön gebaut, mit zum Theil pallastähnlichen Häusern.

Jägerndorf und Teschen.

Preußisch-deutsche Länder.

In Deutschland besitzt der König von Preußen folgende Provinzen:

1. Die Provinz Brandenburg.
2. — — Pommern.
3. — — Schlesien.
4. — — Sachsen.
5. — — Westphalen.
6. — — Jülich, Cleve, Berg.
7. — — Großherzogthum Niederrhein.

Außer Deutschland:

1. Die Provinz Ostpreußen.
2. — — Westpreußen.
3. — — Posen.

Alle diese 10 Provinzen bilden zwei große Ländermassen, eine östliche und eine westliche, welche größtentheils durch hannöversches und hessisches Gebiet getrennt werden. Der preußische Staat hat demnach eine sehr große Ausdehnung. Er reicht von den Gränzen Rußlands bis an die Frankreichs.

Hier ist nur von den deutschen Provinzen die Rede.

Die Gebirge sind schon bei der Beschreibung Deutschlands erwähnt worden, und können hier wieder auf der Karte aufgesucht werden. Es sind: die Sudeten, und zwar alle drei Theile derselben; der Harz; das Wesergebirge; der Teutoburgerwald; das Rothlagergebirge; das Siebengebirge; der Hunsrück; die Eyfel.

Die Flüsse, die auch schon bei Deutschland genannt worden sind, mögen gleichfalls auf der Karte aufgesucht werden; nämlich die Oder mit ihren Nebenflüssen, die Elbe mit der Mulde, Saale, Havel; die Weser, der Rhein mit der Mosel, Lahn, Ruhr und Lippe. Von Küstenflüssen: die Peene, Ucker, Persante, Ems.

Die Regierung des Königs (seit 1797 Friedrich Wilhelm III.) ist ganz unbeschränkt. Von ihm hängt sowohl die Gesetzgebung als die Art, wie die Abgaben erhoben werden, ab. Zwar sind in jeder Provinz Landstände; aber sie haben sich nur über die ihnen vom Könige mitgetheilten Gegenstände zu berathen und Vorschläge zu thun. Die Entscheidung kommt dem Könige allein zu.

Jede Provinz ist in mehrere Regierungsbezirke getheilt, und ein Oberpräsident ist über die ganze Provinz gesetzt.

I. Die Provinz Brandenburg,

wird auch die Mark Brandenburg genannt. Die Gränzen sind auf der Karte aufzusuchen.

Boden: Ueberall ganz eben. Erheben sich hier und da einige Sandhügel, so werden sie mit dem Namen Berge beehrt. Der größte Theil des Landes ist mit Sand bedeckt, der von dem Meere, welches vermuthlich vor undenklichen Zeiten das nördliche Deutschland bedeckte, zurückgelassen ist. Daher ist die Fruchtbarkeit nur gering. Man sieht lange Strecken, wo im Sommer nur sparsame Halme auf den Aeckern stehen, oder wo nichts als mageres Gras oder dürres Haidekraut wächst. Auch ist ein großer Theil des Landes mit Waldungen, meist Kiefern, bedeckt. Dagegen sind einige Theile ganz vorzüglich fruchtbar, namentlich der Oder- und Warthebruch, eine sonst ganz morastige Gegend längs beider Flüsse, die jährlich durch Ueberschwemmungen unter Wasser gesetzt wurde, aber durch Friedrich den Großen urbar ge-

macht worden ist. Hier ist der Boden schwarz und schwer, und überaus fruchtbar zum Ackerbau.

Flüsse: Hauptfluß ist die Oder, die hier links den Bober unweit Crossen, und die lausitzer Neiße, und rechts die Wartha bei Küstrin aufnimmt. Die Wartha bringt die Netze mit. Die Elbe fließt nur an der westlichen Gränze. Sie nimmt hier rechts die Havel unweit Havelberg auf. Die Havel kommt aus Meklenburg, und nimmt links die von den lausitzer Bergen kommende Spree bei Spandau, rechts aber die Dosse nahe bei ihrer Mündung auf. Auch fließt hier die Ucker durch den Uckersee. Die bei Deutschland erwähnten Kanäle: der Finow-Kanal, der Friedrich-Wilhelms-Graben und der plauensche Kanal sind hier nachzusehen. Landseen hat das Land mehrere, keinen aber von großer Bedeutung.

Producte: Holz in Menge. Gemüse, besonders solches, welches im Sande besser als im fetten Boden gedeihet, darunter die märkischen Rübchen; Senf bei Frankfurt, Schwaden (Grashirse). Von Thieren sind die Schafe besonders zu erwähnen. Auch Fische, darunter der Zander, große Krebse bei Sonnenburg unweit Küstrin.

Die Einwohner: Der bei weitem größte Theil besteht aus Deutschen. Nur wenige Wenden wohnen im Lande. In Berlin sind auch Franzosen, welche unter Ludwig XIV. ausgewandert, und vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm aufgenommen sind. Die Einwohner sind im Allgemeinen recht gebildet; denn an Unterrichtsanstalten fehlt es nicht. Hohe Aufklärung ist überall verbreitet. Auch ist die Betriebsamkeit überall sichtbar, und viele Fabrikwaaren werden ausgeführt. Die Märker sind ein Beweis, daß der Fleiß auch ein unfruchtbares Land zum angenehmen Wohnplatz umschaffen, und auch auf einer Sandscholle Wohlhabenheit errungen werden kann. Sitze der Regierungen sind: Potsdam und Frankfurt.

Städte: Berlin, Hauptstadt des ganzen Reichs und Residenz des Königs. Wir mögen uns dieser schönsten Stadt Deutschlands nähern, von welcher Seite wir wollen, so sehen wir zwar überall nur weites flaches Land, aber zugleich sehr fleißigen Anbau, wohlgebaute Dörfer, und freundliche Landhäuser reicher Berliner, die, je näher wir der Stadt kommen, desto dichter stehen. Wir treten durch ein einfaches Thor in die Stadt, die durch die Breite und Reinlichkeit ihrer Straßen, durch die Regelmäßigkeit der Bauart, und durch die Neuheit und Eleganz ihrer Häuser und Abends durch die prachtvolle Gasbeleuchtung einen höchst angenehmen Eindruck auf den Fremden macht. Sie liegt an der hier schon ziemlich breiten Spree, welche sie in mehreren schmalen Armen durchfließt und besteht aus 5 Städten: Berlin, Cöln an der Spree, Friedrichswerder, Friedrichsstadt und Neu- oder Dorotheenstadt, und

4 Vorstädten: der Königs-, Stralauer-, Spandauer- und Luisenvorstadt. Doch sind diese 9 Theile von einer gemeinschaftlichen Mauer umschlossen, und hängen so unmittelbar an einander, daß sie nur ein ungetrenntes Ganzes ausmachen. Berlin hat über 250,000 Einw., und ist fast durchgängig regelmäßig und schön, zum Theil prächtig gebaut. Doch giebt es in einigen entfernten Gegenden noch ganz unbebaute Strecken, welche mit Gartenfrüchten und Getreide bestellt sind. Jene Stadtmauer ist nämlich von der Spitze jeder Vorstadt zu der Spitze der nächsten gezogen, und dadurch sind viele Gärten und Aecker mit in den Umkreis der Stadt gekommen, die erst nach und nach mit Gebäuden besetzt werden. Am regelmäßigsten sind die Friedrichs- und Dorotheenstadt gebaut; hier durchschneiden sich fast alle Straßen rechtwinklig, und sind breit und schnurgerade. Der schönste und prachtvollste Theil ist die Gegend vom königl. Schloß bis zum Brandenburgerthor, ein Weg von fast einer Viertelmeile. Du stehst auf dem Schloßplatze, und betrachtest das großartige Gebäude, welches nicht vom Könige, sondern von mehreren Prinzen bewohnt wird. Es steht auf 3 Seiten frei, und stößt mit der vierten Seite an einen Arm der Spree. Zu deiner Rechten siehst du die sogenannte lange Brücke, welche nach der belebten Königsstraße führt. Lang ist zwar die Brücke keineswegs, und könnte eher die kurze heißen; aber auf ihr steht ein Meisterwerk: die Reiterbildsäule des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, von Erz, zu dessen Füßen vier gefesselte Sclaven sitzen. Jetzt gehst du auf die entgegengesetzte (nördliche) Seite des Schlosses, und befindest dich auf einem noch herrlicheren Platz, an dessen Ende, dem Schlosse gegenüber sich das neuerbaute Museum befindet. In der Mitte des Platzes erhebt sich aus einem weiten Becken ein Springbrunnen, der von vier großen eingezäunten Grasparthien umgeben ist. Vor dem Museum steht auf einem gemauerten Fuße eine hellpolirte colossale Granitschale. Nun steigst Du die breite, grandiöse Marmortreppe hinauf, und trittst durch eine Vorhalle von 19 ionischen Säulen in das Innere des Museums. Unten findest Du die Sammlung von antiken Bildsäulen, und oben die Gemäldegallerie. Von hier wendest Du Dich nach Westen, und siehst schon von hier in weiter Ferne das Brandenburger Thor. Du gehst nämlich vom Platz am Museum über eine schöngearbeitete Brücke nach dem Platz am Zeughause und dem Opernplatz. Beide hängen zusammen, und bilden jetzt nur Einen großen Platz, der rechts und links mit Prachtgebäuden umgeben ist. Rechts steht zuerst das große Zeughaus, in welchem Du Waffen aller Art auf die künstlichste und geschmackvollste Weise zu allerhand Figuren: Adlern, Kronen, Säulen u. s. w. geordnet siehst. Dann folgt eine Riesenkanone mit zwei großen Mörsern, die in Frankreich erobert sind, und nun hier auf einer umzäunten Erhöhung stehen. Hierauf die neue Hauptwache, wo täglich die Parade gehalten wird. Vor derselben stehen die Marmorbildsäulen der aus dem Freiheitskriege berühmten Generale Scharnhorst und Bülow. Zuletzt das Universitätsgebäude. Alle diese sind durch Zwischenräume von einander getrennt. Auf der linken Seite siehst Du das

Palais des Königs, ein einstöckiges, einfaches Haus, dessen Zimmer du täglich, wenn der menschenfreundliche König abwesend ist, besehen kannst. Daneben das Palais der Fürstin von Liegnitz. Dann folgt das Opernhaus; daneben ein Seitenplatz, vor dem die eherne Bildsäule des Fürsten Blücher, und zuletzt das Bibliothekgebäude. Mit diesem und der gegenüberstehenden Universität beginnt die Straße der Linden. Diese Straße hat dieselbe Breite jenes Platzes, und geht in schnurgerader Richtung zum Brandenburger-Thor. Sie enthält nur schöne Gebäude, und eine vierfache Lindenallee. Die beiden mittelsten Reihen schließen einen breiten Gang für die Fußgänger ein, mit festem Kieß bestreut und an den Seiten mit Bänken versehen und eisernen Geländern eingefaßt. Diese ausgezeichnet schöne Straße endigt sich in den viereckigen Pariser-Platz, an dessen andrer Seite das schöne Brandenburger-Thor sich befindet. Es hat 5 Durchfahrten, und besteht aus 12 großen und 18 kleineren Säulen, welche eine Platteform tragen, auf welcher ein Triumphwagen mit 4 Pferden von Erz steht, und darauf eine Siegesgöttin. Dies Denkmal stand von 1807—14 auf dem Carousselplatz in Paris. Sobald man zum Thore hinaustritt, befindet man sich im Thiergarten, dem Hauptspatzierort der Berliner; doch ehe wir ihn betreten, wollen wir die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt besehen. Die Hauptstraßen, durch welche wir wandern, sind meist sehr lebhaft, und fast alle Häuser haben hier Kaufmannsgewölbe, die zum Theil herrlich ausgeschmückt sind; denn Handel und Verkehr sind in Berlin sehr lebhaft. Von den Linden überschauen wir die lange Friedrichsstraße, welche die Linden im rechten Winkel durchschneidet, und von einem Thore bis zum andern reicht; sie hat eine Länge von 4250 Schritt, also von mehr als $\frac{1}{3}$ Meile, und steht man in der Mitte, so sieht man die äußersten Gebäude nur in dämmernder Ferne. Im Süden endigt sie in einen zirkelrunden Platz, den Platz von Belle-Alliance. Nicht ganz so lang, aber noch schöner, ist die Leipzigerstraße, welche mit den Linden parallel läuft, und in einen achteckigen Platz, den Leipziger-Platz, ausgeht. In ihr befindet sich die königliche Porzellanfabrik, deren Waaren sich durch geschmackvolle Formen und schöne Malerei auszeichnen. An ihrem Ostende ist der Dönhofische-Platz, mit Bäumen bepflanzt. Auf dem großen, ein längliches Viereck bildenden Gensd'armes-Platz steht in der Mitte das königliche Schauspielhaus, in welchem sich auch ein großer Concertsaal befindet, und demselben zur Seite zwei Kirchen mit kuppelförmigen Thürmen. Auf dem Wilhelmsplatz, der auch mit Bäumen bepflanzt ist, stehen die Marmorbildsäulen von 6 berühmten Feldherren Friedrichs des Großen: Keith's, Winterfeld's, Schwerin's, Seidlitz's, Zieten's und des alten Dessauers. Unter den Schlössern in der Stadt zeichnen sich aus: Monbijou, mit einem Garten, in welchem sich der Saal befindet, welcher das höchst merkwürdige ägyptische Cabinet enthält, und das Palais des Prinzen Albrecht in der Wilhelmsstraße. Im Universitätsgebäude besuchen wir das sehr reiche zoologische Museum und das anatomische Cabinet. Auch die Mine-

ralienſammlung gehört zu den reichſten, die es giebt. Unter den Kirchen, deren keine durch ehrwürdiges Alter ſich auszeichnet, nennen wir nur die Domkirche auf dem Platz des Muſeums, die zugleich Hofkirche iſt, und die Grabgewölbe der alten Kurfürſten enthält, und die katholiſche Kirche. Sie ſteht hinter dem Opernhauſe und iſt rund nach dem Muſter des Pantheons in Rom gebaut, nur daß das Licht nicht wie bei dieſem durch die Kuppel, ſondern durch Seitenfenſter hineinfällt. Im Schloſſe beſuchen wir noch die Kunſtkammer, welche an ausgezeichneten Bernſteingefäßen vorzüglich reich iſt. Unter den Linden ſteht das Gebäude der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, in deſſen Sälen die jährliche Kunſtausſtellung gehalten wird. Auf dem Hintergebäude derſelben befindet ſich die Sternwarte und der Telegraph. Berlin iſt reich an Bildungsanſtalten jeder Art. Wir nennen darunter außer der Univerſität nur noch: das Gewerbeinſtitut in der Kloſterſtraße, in welchem junge Leute, welche ſich irgend einem Kunſtfach widmen, ihre Ausbildung erhalten, die Thierarzneiſchule in der Friedrichsſtraße, wo künftige Thierärzte gebildet werden, mehrere treffliche Gelehrten- und Bürgerſchulen, und für die Ausbildung des weiblichen Geſchlechts die Eliſabethſchule. Eben ſo fehlt es nicht an Wohlthätigkeitsanſtalten. Obenan ſteht die große Knaben- und Irranſtalt, die Charité, ein weitläuftiges Gebäude. Hier werden zugleich junge Aerzte in Behandlung der Kranken geübt. Ferner eine Blinden-, eine Taubſtummenanſtalt, ein Bürgerrettungsinſtitut, welches ohne Schuld verarmte Bürger wieder aufhilft, mehrere Waiſenhäuſer und Hospitäler. Für Ausbildung junger Offiziere iſt hier die Kadettenanſtalt, in welche vorzugsweiſe die Söhne verſtorbener oder verarmter Offiziere aufgenommen werden. Zur höheren wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Offiziere iſt die Kriegs-, Artillerie- und Ingenieurſchule beſtimmt. Vor der Stadt iſt ein Invalidenhaus. Die Gewerbſamkeit iſt in Berlin ſehr groß; es wird nicht nur ein großer Verkehr getrieben, der in jeder anſehnlichen Stadt, die zugleich die Reſidenz eines mächtigen Fürſtenhauſes und der Wohnort vieler reicher Familien iſt, ſtatt findet, ſondern es ſind hier auch wichtige Fabriken. Wir erwähnen davon nur folgende: die königl. Eiſengießerei, welche eben ſo große, als ſehr geſchmackvolle kleine Waaren liefert; Steingutfabriken; Seidenwebereien und Färbereien. Außerdem werden vorzüglich ſchöne lakirte Waaren, Galanterieſachen, Gold- und Silberarbeiten, Tapeten und Teppiche, Papiere von jeder beliebigen Länge, mechaniſche und aſtronomiſche Inſtrumente u. m. a. verfertigt.

An Vergnügungsörtern fehlt es nicht, obgleich die Natur faſt nichts dazu beigetragen hat. Der gewöhnliche Spatziergang, das Ein und Alles der Berliner, iſt der Thiergarten. Kommt man durch das Brandenburgerthor, ſo befindet man ſich darin. Mitten durch geht die Kunſtſtraße auf Charlottenburg, die ihn in zwei Theile theilt. Er beſteht aus anmuthigen Laubgängen, und iſt alſo nichts als ein von Fahrſtraßen und Fußwegen mannigfach durchſchnittenes Gehölz, das ſich etwa 1 Stunde weit hinzieht. Auf der lin-

ken Seite wird er von einer langen Reihe Häuser begränzt, in welchen Wohlhabende im Sommer zu wohnen pflegen. Auf der rechten Seite kommt man nach den sogenannten Zelten, drei Kaffehäuser, die ¼ Stunde von der Stadt liegen, und besonders stark besucht zu werden pflegen. Gleich dahinter ist das Schloß Bellevue, Wohnsitz des Prinzen August, mit einem Garten. Neben dem Brandenburger Thore, rechts und links, stehen täglich, Sonntags am meisten, Hunderte von sogenannten Stellwagen, mit denen man für wenige Groschen nach Charlottenburg fährt. Vor dem Potsdammerthor, in der Mitte jener Häuserreihe, welche den Thiergarten begränzt, liegt das Elysium, ein Kaffehaus mit einem Garten, in welchem sich allerhand Schaukeln, Carousselsu. d. gl. befinden. Vor dem hallischen Thor ist der Kreuzberg, ein Sandhügel, auf welchem ein schön gearbeitetes eisernes Denkmal, zum Andenken des Befreiungkrieges, steht. Zugleich ist der Hügel zu einem Lustorte, Tivoli, benutzt. Oben steht das geräumige Kaffeehaus mit Balcons, von denen man ganz Berlin übersehen kann, und weiten Orangeriesälen, und ein Garten zieht sich am Bergabhange hinab. Hier ist auch eine Rutschbahn, auf welcher man, zwei und zwei auf einem Schlitten sitzend, pfeilschnell in einem Bogen hinabfährt. Oder man besucht das Dorf Schönhausen, wo ein Schloß und Garten ist, einst der Aufenthalt der Frau Friedrichs des Großen, oder das Fischerdorf Stralau an der Spree, wo jetzt im August ein Volksfest, der Stralauer Fischzug, gehalten wird. Von Fischen sieht man zwar dabei nichts, wohl aber von Menschen, die sich hier zu Tausenden durch einander treiben und sich an Speisen und Getränken gütlich thun. Vor dem potsdammer Thore ist ½ Stunde von der Stadt der große botanische Garten, einer der vorzüglichsten Deutschlands.

Charlottenburg, eine sich weit hinziehende, dorfmäßig gebaute Stadt, 1 Stunde von Berlin, mit einem königl. Schloß und Garten, in welchem das geschmackvolle Denkmal und die Gruft der Königin Luise von Preußen (gest. 1810) ist. Die Häuser sind neu, nett und zum Theil groß, und werden im Sommer von vielen Berliner Familien bewohnt.

Spandau, eine finstere, unfreundliche Stadt und Festung am Zusammenfluß der Spree und Havel mit einer Gewehrfabrik und einer Straf- und Besserungsanstalt.

Potsdam, vier Meilen von Berlin, an der Havel, eine ziemlich große, sehr schön und regelmäßig gebaute Stadt, in einer hügeligen, recht angenehmen Gegend. Die Straßen sind meist gerade und breit, die Häuser groß und schön, aber — die Stadt ist sehr todt. Sie hat nur 32,000 Einwohner, und könnte doch nach ihrem Umfange vielleicht doppelt so viel haben. Von Gebäuden sind zu merken: das königl. Schloß, dessen Eckzimmer Friedrich der Große bewohnte, ein großes länglichtes Viereck mit Colonnaden von corinthischen Säulen, das Rathhaus, das nach dem Muster des amsterdammer gebaut ist, davor ein hoher marmorner Obelisk, das große Waisenhaus für Soldatenkinder, die Garnisonkirche mit einem Glockenspiel, und den Särgen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs

des Großen, das Exercierhaus, ein 330 Schritt langes Gebäude, in welchem bei schlechtem Wetter nicht nur die Fußsoldaten exerciren, sondern selbst Pferde zugeritten werden, die Gewehrfabrik. Mitten durch die Stadt geht ein Canal, der gemauerte Ufer (quais) hat, die mit Bäumen bepflanzt sind. Dadurch bekommt diese Hauptstraße ein überaus freundliches Ansehen. Vor der Stadt sind 3 königliche Lustschlösser: 1. Sanssouci, dicht vor dem Thore, ein einfaches, nur aus einem Erdgeschoß bestehendes Schloß, der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, wo er, wie der Name anzeigt, möglichst sich der Regierungssorgen entschlagen wollte. Vom Schlosse führen 6 breite Terrassen und eine hohe Treppe in den tieferliegenden Garten, der einige Gartenhäuser enthält, in deren einem Friedrich II. zu arbeiten pflegte. Noch jetzt ist hier alles erhalten, wie es bei seinem Tode lag und stand. 2. Das neue Schloß, am Ende des Gartens von Sanssouci, auch von Friedrich dem Großen erbaut, wird wenig benutzt, und verfällt daher nach und nach. 3. Das Marmorpalais, von Friedrich Wilhelm II. erbaut, ist nur zum Theil aus Marmor gebaut, und wird gleichfalls nicht benutzt. Dabei ist ein recht angenehmer Garten. Eine halbe Meile von Potsdam ist die Pfaueninsel in einem See, welchen die Havel bildet, mit einem einfachen Gartenschlosse, das eine verfallene römische Villa darstellt, der Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III. Man findet hier die seltensten Gewächse und herrlichsten Blumen, eine Menagerie ausländischer Thiere, u. a. m.

Teltow, 2 Meilen von Berlin. Von ihm haben die kleinen Rüben den Namen der teltower Rüben. Übrigens wachsen die wenigsten, die unter diesem Namen ins Ausland gehen, hier; denn in andern, eben so sandigen Gegenden der Mark wachsen sie wohl eben so gut. Nicht weit davon das Dorf Groß-Beeren durch die Schlacht am 23 August 1813 bekannt.

Brandenburg, an der Havel, die alte Hauptstadt der Mark, die auch von ihr den Namen führt. Der Fluß bildet hier eine Insel, auf welcher der alte Dom, den Kaiser Otto I. gründete und der viele Alterthümer enthält, und die Burg Brandenburg liegt. Auf dem einen jenseitigen Ufer liegt die Altstadt, auf dem andern die Neustadt.

Neustadt-Eberswalde liegt am Finow-Canal, und hat eine Forstlehranstalt. 1747 ließen sich mehrere Handwerker aus dem gothaischen Städtchen Ruhla hier nieder, und legten den Grund zu den hiesigen Eisen- und Stahlfabriken. Messer, Scheeren, Nägel, Sensen und andere dergleichen Waaren werden hier in Menge gemacht, auch elfenbeinerne Kämme.

Freienwalde, nicht weit davon, eine offene Stadt nahe an der Oder, in einer sehr angenehmen Gegend. Eine Viertelstunde davon ist ein Gesundbrunnen, in einem von waldigen Bergen eingeschlossenen Thale, mit hübschen Anlagen. Eine halbe Stunde entfernt befindet sich ein großes Alaunwerk *), welches über 300 Arbeiter beschäftigt.

---

*) Alaun ist eine Art Salz, welches einen süßlichen, zusammenziehenden

Neu- und Altruppin beide am ruppiner See, jenes eine freundliche, regelmäßig gebaute, dieses eine kleine, unbedeutende Stadt. In Neuruppin wird sehr viel Tuch und Wollenzeug gemacht. Nahe dabei das schöngebaute Städtchen

Rheinsberg mit einem königlichen Schlosse und Garten, berühmt durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen, als Kronprinzen.

Neustadt an der Dosse, eine unbedeutende Stadt. Dicht dabei auf dem Spiegelberge ist eine große Spiegelfabrik, die den ganzen preußischen Staat mit Spiegeln versieht. Die größten haben 100 Zoll Höhe und 60" Breite.

Rathenow an der Havel, mit einer steinernen Bildsäule des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der 1675 hier die Schweden überfiel.

Fehrbellin, ein kleines Städtchen, wo 1675 der große Kurfürst die Schweden schlug.

Havelberg nicht weit von der Mündung der Havel in die Elbe, auf einer Insel der Havel, mit einer alten Domkirche auf einem Hügel.

Prenzlau, eine gutgebaute Stadt, am Fluße Ucker und dem Uckersee.

Perleberg mit großen Flachsmärkten. Beide im nordwestlichen Theile der Mark (Priegnitz).

Wittstock an der Dosse, hat ein Landarmenhaus. Sieg Banners 1636. *)

Schwedt, ein freundliches, hübschgebautes, aber todtes Städtchen, an der Oder, mit einem königlichen Schlosse und Garten. Die beiden geraden Straßen sind mit Bäumen besetzt.

Guben eine freundliche Mittelstadt, an der Neiße, mit ansehnlichen Tuchfabriken und Wollspinnereien.

Cottbus an der Spree, eine betriebsame Stadt, mit lebhafter Tuchweberei nnd guter Bierbrauerei.

Sorau in dem südöstlichsten Winkel der Mark, mit Zucht- und Irren- und Armenhaus, einer großen Kattundruckerei, und berühmten Wachslichtern.

Lübben, eine freundliche Stadt, auf einer Insel der Spree, nicht zu verwechseln mit Lüben in Schlesien.

Luckau, ein Städtchen mit einem Zucht-, Irren-, und Waisenhause. Die Gegend, wo die fünf zuletzt genanten Städte liegen, hieß sonst die Niederlausitz.

Auf der rechten Oderseite, sonst die Neumark genannt, liegen:

Königsberg, zum Unterschied von Königsberg in Preußen, in der Neumark zubenannt.

Küstrin, eine kleine Stadt und Festung, am Zusammenfluße der Wartha und Oder. In den Sümpfen der Wartha werden in

---

Geschmack hat, und zur Färberei nöthig gebraucht wird. Ohne Alaun würden die Farben weder Glanz noch Dauer haben. Er bildet achteckige Crystalle, und sieht dem Zuckerkant sehr ähnlich. Man findet ihn zwar hier und da in der Erde (natürlicher oder gediegener Alaun); da dieser aber nicht hinreicht, so wird in den Alaunwerken künstlicher oder gesottener bereitet.

*) S. meine Gesch. d. Deutschen f. das weibl. Geschlecht, Th. 2, S. 242.

dieser Gegend treffliche Krebse gefangen, die von dem benachbarten Städtchen Sonnenburg sonnenburger Krebse genannt werden. Zwei Meilen von Küstrin das Dorf Zorndorf, wo die Schlacht 1758.

Frankfurt an der Oder, eine gutgebaute Stadt, am linken Ufer mit drei Messen und lebhafter Schifffahrt. Der Frankfurter Senf und die Hafergrütze sind berühmt. Auch ist hier der Sitz einer Regierung und eines Oberlandesgerichts. Am rechten Oderufer ist ein Denkmal auf den Prinzen Leopold von Braunschweig, der 1785 bei einer großen Ueberschwemmung hier ertrank, als er auf einem Kahne einige Menschen retten wollte. Denkmal des in der Schlacht bei dem benachbarten Cunersdorf (1759) gefallenen Dichters, Majors von Kleist. *)

Crossen an der Oder, nicht weit von der Mündung des Bober's, mit wichtiger Tuchweberei. Die Gegend ist hügelich und daher zum Weinbau benutzt.

Züllichau mit bedeutenden Tuchfabriken. Vor dem Thore steht ein von Steinbart nach dem Muster der frankeschen Stiftungen in Halle gestiftetes Waisenhaus und Pädagogium, deren Umfang indessen viel unbedeutender ist als derer in Halle.

Landsberg an der Wartha, mit einer Strafanstalt und einem Irrenhause.

II. Die Provinz Pommern.

Boden: Das Land ist ganz eben, zum Theil so sandig wie die Mark, doch hier und da ist der Boden schwärzer und überhaupt das Land fruchtbarer. Daß auch hier sonst Meer das Land bedeckte, scheint auch aus dem Umstande hervorzugehen, daß man nicht selten beim Graben Bernsteinstücke findet. Längs der langen Meeresküste sieht man Dünen (Sandhügel) vom Meere aufgeworfen. Ganz anders ist

die Insel Rügen

beschaffen.

Erscheine mir, mit goldnem Strahl beglänzt,
Im regen Schooß der ew'gen jungen Wogen,
Du hehres Rügen, hoch von Wald bekränzt,
Von Fels und Fluth in buntem Reiz umzogen!
Wie drohend ward von lautem Kampfgetöne
In grauer Zeit dein weißer Strand umrauscht!
Wie scholl die Schlacht, als deine rauhen Söhne
Des Kreutzes Heil für Götzendienst getauscht!

Das Meer hat hier große Meerbusen ausgespült, wodurch Halbinseln entstanden sind, namentlich Jasmund nordöstlich, und Wittow nördlich. Die Insel ist überaus fruchtbar und romantisch, gut angebaut, indem sich fast überall Dorf an Dorf schließt. Auf Jasmund zieht sich am Meere ein Kreidegebirge hin, in welches das Meer durch die unaufhörliche Brandung

*) S. meine Gesch. d. Deutschen. Th. 4, S. 114.

tiefe Höhlen ausgespült hat, die man Stubbenkammern nennt. Eine in den Felsen gehauene 600 Stufen hohe Treppe führt bis zum Meere hinab. Auf Wittow hat man von dem Vorgebirge Arcona, wo ein schöner, neuer Leuchtthurm steht, eine entzückende Aussicht bis über die Insel Bornholm hinaus *). —

Das Klima Pommerns ist etwas rauher als in der Mitte von Deutschland, aber durch Seeluft gemäßigt, die Luft meist feucht.

Gewässer: Die Ostsee, in welche sich hier die Oder ergießt. Diese bringt rechts die Ihna mit, und fällt zunächst in das stettiner Haff, welches durch drei Mündungen mit dem Meere zusammenhängt Die vorliegenden Inseln Usedom und Wollin bilden diese drei Abflüsse. Außer der Oder sind nur einige kleine Nebenflüsse und mehrere Küstenflüsse, von denen die Peene, die Ucker und die Persante die bedeutendsten sind. Die beiden ersteren gehen in das stettiner Haff. Auch enthält die Provinz mehrere sehr fischreiche Landseen, unter denen der größte, der Madüe-See, herrliche Muränen enthält.

Producte: Aus dem Pflanzenreiche die gewöhnlichen in Deutschland vorkommenden Erzeugnisse, besonders Getreide, welches zum Theil nach England ausgeführt wird. Bernstein ist ein Hauptproduct; die Erndte desselben pflegt am reichlichsten nach einem Sturme auszufallen. Die größern Stücke werden in Stolpe zu allerhand Waaren verarbeitet, die kleinsten aber und der Abfall zum Räuchern gebraucht; dies Räucherpulver wird weit hin, selbst bis China und Ostindien, geführt. An zahmem Viehe aller Art ist Pommern reich, besonders aber an Fischen und Gänsen. Von letzteren werden die Brüste sorgfältig in Papier geschlagen, geräuchert und dann verschickt. Auch anderwärts pflegt man wohl die Gänsebrüste zu räuchern, aber die pommersche Race ist größer, und man versteht sich dort besonders gut auf die Mästung dieser Thiere.

Einwohner: Theils Deutsche, theils Cassuben. Jene machen den größten Theil aus, diese wohnen nur im nordöstlichen Theile, an der preußischen Gränze. Die Deutschen reden plattdeutsch, die Cassuben haben ihre eigene Sprache, eigene Sitten nnd Kleidung. Sitze der Regierungen sind: Stettin, Cöslin, und Stralsund.

Die Oder theilt die Provinz in Vorpommern, auf dem linken Ufer, und Hinterpommern auf dem rechten. Der Theil von Vorpommern, welcher auf dem linken Ufer der Peene liegt, wird Neu-Pommern genannt.

---

*) Einige die herrliche Natur Rügens beschreibende Gedichte von Furchau s. in meiner Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 3, S. 263.

Städte: Stettin, an der Oder, die wohlgebaute und befestigte Hauptstadt mit 33000 Einwohnern. Sie ist sehr lebhaft durch See- und Flußhandel und überhaupt eine der wichtigsten Handelsplätze. Die Bauart ist alterthümlich! nur die Hauptstraßen sind hell und geräumig. Sie liegt auf der linken Oderseite, und wird durch zwei Brücken mit der Vorstadt Lastadie (3sylbig) verbunden. Das Schloß, sonst die Residenz der Herzöge, ist jetzt Sitz der Landescollegien. Die Flußschifffahrt geht die Oder aufwärts bis nach Breslau. Große Seeschiffe können nicht bis nach Stettin kommen, und legen daher bei Swinemünde, einem Seestädtchen auf Usedom, welches daher als der Hafen Stettins betrachtet werden kann, an. Hier ladet man die Waaren auf kleinere Schiffe, und führt sie so nach Stettin. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, die Einfuhr in Wein und Colonialwaaren. Die Bierbrauereien versenden das Bier weit und breit.

Swinemünde hat fast nur Fischer, Schiffbauer, Schiffer und Lootsen zu Einwohnern. Lootsen sind solche Schiffer, welche den ankommenden Schiffen entgegenfahren, und sie durch die um den Hafen befindlichen Klippen, Sandbänke und Untiefen hineinsteuern. Dergleichen giebt es in allen Seestädten. Die Häuser haben meist nur 1 Stockwerk, und die Straßen sind ungepflastert, aber es ist ein freundliches Städtchen.

Stargard, eine recht freundliche Stadt, unter den 3 Städten gleichen Namens die bedeutendste. Ein zweites Stargard liegt in Meklenburg, und ein drittes in Westpreußen.

Colberg, eine befestigte Seestadt mit einem Hafen, einem Seebade und einem Salzwerke, an der Persante, $\frac{1}{4}$ Stunde von der See entfernt.

Cöslin, Sitz einer Regierung, gutgebaut, besonders an dem sehr großen Markte, wo sich alle Häuser unter Einem Dache befinden, und die steinerne Bildsäule König Friedrich Wilhelms I. steht. Dabei der Gollenberg, mit einem den im Freiheitskrige gefallenen Kriegern geweiheten Denkmale.

Rügenwalde $\frac{1}{2}$ Stunde von der See entfernt. Von hier aus wird ein vorzüglich starker Handel mit geräucherten Gänsebrüsten getrieben.

Stolpe hat viele Bernsteindrechsler, und ist alterthümlich gebaut.

In Vorpommern liegen:

Stralsund, sonst eine starke Festung, aber jetzt ohne Befestigung, eine Mittelstadt mit lebhaftem Seehandel und Sitz einer Regierung. Sie ist alt gebaut, mit engen, krummen Straßen, an der Meerenge Gellen. Von hier besorgt ein Postschiff die Ueberfahrt nach Ystadt in Schweden.

Wolgast am Ausflusse der Peene.

Anklam an der Peene, treibt viel Schifffahrt.

Greifswald, eine Stadt mit einer unbedeutenden Universität, 1 Stunde von der See.

Auf Rügen merken wir das Schloß Puttbus, welches dem Fürsten von Puttbus gehört. Eine halbe Stunde davon liegt ein stark besuchtes Seebad, das Friedrich-Wilhelmsbad, mit einem geschmackvollen Badehause.

III. Die Provinz Schlesien.

Boden: Im Ganzen ist das Land mehr eben als bergig. Nur nach der böhmischen, mährischen und östreichischen Gränze hin sind Gebirge, welche den Namen Sudeten führen. Der Theil zwischen Böhmen und Schlesien bildet das Riesengebirge, dessen höchste Spitze, die Schneekoppe, 5000′ über der Meeresfläche erhaben ist. Dies Gebirge enthält höchst reizende Gegenden. An das Riesengebirge schließt sich das Glätzer-Gebirge an, mit dem Schneeberge und der romantischen Heuscheuer, und an dieses wieder zwischen Preußisch- und Oestreichisch-Schlesien die mährischen Sudeten mit dem Altvater. Außer diesen drei Gebirgsketten ist das Land auch durch die Vorberge der Karpathen im äußersten Südosten gebirgig. Desto flacher ist die Gegend nach der polnischen Gränze zu. Im Ganzen ist die Provinz sehr fruchtbar, besonders auf der linken Oderseite.

Flüsse: Hauptfluß die Oder, welche in Mähren unweit der schlesischen Gränze entspringt, und mitten durch das Land fließt. An ihrem linken Ufer ist das Land sehr wohl bewässert, weil die dort liegenden Gebirge viele Flüsse und Flüßchen erzeugen. Sie sind bei Deutschland nachzusehen. — Die Weichsel fließt nur auf der Gränze zwischen Schlesien und Gallizien.

Producte: An Getreide und Flachs ist Schlesien besonders reich, ebenso an Eisen; auch an andern Metallen fehlt es nicht. Mit Gesundbrunnen ist vielleicht kein Land so gesegnet als Schlesien, und doch werden sie zum Theil recht stark besucht. Viehzucht ist nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; aber die Schafzucht ist sehr bedeutend, und die Wolle wird von Jahr zu Jahr immer mehr veredelt. Der Wollmarkt in Breslau ist wohl jetzt der bedeutendste in Europa.

Einwohner: Meist Deutsche. Nur auf der rechten Oderseite wohnen viele Menschen von slavischem Stamme, die einen Dialekt der polnischen Sprache (Wasserpolnisch) reden, und in der Cultur weit hinter den Deutschen zurückstehen. Der deutsche Schlesier ist im Ganzen gutmüthig, dienstfertig und arbeitsam. Katholiken und Evangelische sind gemischt. Die Provinz ist eine der vorzüglichsten des preußischen Staats an Fabrication. Besonders wichtig waren die Leinwandwebereien im Gebirge. In den Dörfern desselben wohnten fast nichts als Weber, die aber in immer größere Armuth geriethen, da während des Krieges der

Absatz nach dem Auslande fast ganz darnieder lag. Auch in der neuesten Zeit hat dieser Gewerbszweig sich nur wenig gehoben, und die Gebirgsbewohner suchen daher zum Theil andere Gewerbszweige. Die Tuchwebereien sind bedeutend, besonders in Grünberg, Goldberg und Reinerz. Die Eisengußwaaren gehören zu den geschmackvollsten in ihrer Art. Es werden die gröbsten wie die feinsten Waaren gemacht: Leuchter, Teller, Schalen, Ringe, Arm- und Halsbänder, Medaillen u. dergl. Auch an andern Fabriken fehlt es nicht.

Man pflegt die Provinz in Ober- und Niederschlesien zu theilen. Oberschlesien ist der südöstliche, kleinere Theil. Die Gränze bildet ungefähr die Neiße und eine Linie, die von der Mündung der Neiße auf der rechten Oderseite bis an die polnische Gränze gezogen ist. Regierungen in: Breslau, Liegnitz und Oppeln.

1. Niederschlesien.

Städte: (Der Ordnung wegen mögen erst die Städte auf der linken Oderseite folgen.)

Breslau an der Oder, am Einfluß der Ohlau in dieselbe, eine große Stadt mit fast 90,000 Einwohnern. Die Bauart der eigentlichen Stadt und der damit zusammenhängenden Neustadt ist alterthümlich: die Straßen von geringer Breite, die Nebengassen sehr eng, beide selten ganz gerade und regelmäßig, die meisten Häuser hoch, schmal, aber tief, und daher im Innern nicht hell genug. Nur die neuen Gebäude sind nach einem bessern Geschmacke erbaut. Um jene beiden vereinigten Stadttheile lief sonst der Festungswall, der aber seit 1813 in eine so schöne Promenade verwandelt ist, wie wohl wenige Städte sie besitzen mögen. Es ist dies ein ziemlich breiter Baumgang mit Blumenparthien ausländischer Gewächse, hier und da mit Bänken besetzt und nach den Vorstädten zu mit einem breiten Stadtgraben umgeben, der die Stelle der Stadtmauer vertritt, und mit Schwänen besetzt ist. Zur vorzüglichsten Zierde dienen diesem Spatziergange 3 Hügel, welche man von den ehemaligen Bastionen stehen gelassen hat. Sie sind mit Lustgehölzen nnd Blumenbeeten bedeckt, und zweigewähren eine vorzüglich schöne Aussicht: die Taschenbastion nach dem mit fruchtbaren Gefilden, Gärten und Dörfern bedeckten Lande, dessen Hintergrund das Gebirge bildet, und die Ziegelbastion nach der mit Kähnen bedeckten und mit Spatziergängen und Dörfern umgebenen Oder. Außerhalb des Stadtgrabens liegen die meist sehr freundlichen Vorstädte, deren Hauptstraßen breit und mit schönen und neuen Häusern besetzt sind. Jenseits der Oder liegt nicht nur die weitläuftige Odervorstadt, sondern auch die ganz mit ansehnlichen Gebäuden bedeckte Sandinsel und der Dom, der außer der Domkirche die Residenzen der Domherren und viele andere Häuser und mehrere Straßen enthält. Demnach gehört Breslau zu den größten und zugleich lebhaftesten Städten der preußischen Monarchie. Unter den Plätzen sind die ansehnlichsten: der große Ring; so heißt der Markt-

platz in der Mitte der Stadt, der noch schöner wäre, wenn nicht in seiner Mitte das Rathhaus, ein altes ehrwürdiges Gebäude, und andere Häuser ständen. Daran stößt der Blücherplatz, in dessen Mitte die bronzene Bildsäule Blüchers steht. Hier befindet sich auch die Börse, ein neues großes Gebäude, in großartigem Style erbaut, mit einem höchst geschmackvollem Tanzsaale. Vor dem Thore der Tauentzien-Platz, meist mit Gärten umgeben, in dessen Mitte das marmorne Grabmal des Generals Tauentzien *). Die Kirchen sind meist alt und wenn sich auch keine mit der Stephans-kirche in Wien, der Metropolitankirche in Prag und andern Meisterwerken altdeutscher Baukunst messen kann, so sind doch unter ihnen einige recht merkwürdige. Unter den evangelischen zeichnen sich die Elisabethkirche mit dem höchsten Thurme der Stadt (364′ hoch) und die Magdalenenkirche aus; unter den katholischen: die Domkirche mit drei prachtvollen Kapellen, die Kreuz- und die Sandkirche. Das königliche Palais ist ein einfaches Gebäude. Weit ansehnlicher sind das Regierungs- und das Oberlandesgerichtsgebäude, die Universität mit der Sternwarte und dem zoologischen Museum, die neue Bürgerschule, das Palais des Grafen Henkel. Zur Universität gehören eine treffliche Bibliothek, eine Gemälde- und Antiken-Sammlung im ehemaligen Sandstifte, mehrere andere Sammlungen und ein botanischer Garten. Außer andern Bildungsanstalten hat Breslau auch eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt auf dem Dome, und vorzüglich gut eingerichtete Elementarschulen. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten zeichnen sich aus: ein großes Krankenhaus, die Klöster der Elisabethinerinnen und barmherzigen Brüder, welche Kranke unentgeltlich aufnehmen, mehrere Waisenhäuser und von Privatpersonen gegründete Stiftungen. Handel und Gewerbe sind sehr lebhaft. Jener wird theils auf der Oder, theils zu Lande betrieben. Unter den zahlreichen Fabriken sind einige ausgezeichnet. Wir nennen darunter nur die Cichorien-, die Kattun- und die Liqueurfabriken. Der Wollmarkt, der jährlich zweimal gehalten wird, ist der bedeutendste in Deutschland, und wird sogar von Engländern und Nordamerikanern besucht. Um diese Zeit ist nicht nur der Ring mit Haufen von Wollsäcken bedeckt, sondern auch auf dem Blücherplatz steht dann ein Zelt neben dem andern, und alle Häuser am Ringe sind in Hausfluren und Höfen mit Säcken angefüllt. Tausende von Fremden vermehren das Gewühl: Gutsbesitzer mit ihren Familien, Mäkler, Kaufleute, Schäfer, Tuchmacher, die sich im bunten Gewirre durch einander treiben. Unter den Straßen der Stadt ist keine ausgezeichnet, wohl aber die Friedrich-Wilhelmsstraße in der Vorstadt, sie ist sehr lang, und breit, fast gerade, und mit neuen, zum Theil ansehnlichen Häusern besetzt. Mit der Stadt ist sie durch eine sehr geschmackvolle, ganz aus Eisen bestehende Brücke verbunden.

In der Nähe von Breslau sind mehrere Dörfer zu merken: Schritnig, ein freundliches Dorf, im welchem mehrere Breslauer

*) S. mein Lehrb. d. Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3. S. 325.

Landhäuser haben, mit einem großen, schönen Park, ein Hauptvergnügungsort der Breslauer. Ebenso Oswitz; dabei die Schwedenschanze, ein Hügel mit Gartenanlagen und weiter Aussicht über das wohlangebaute Land. Entfernter sind der Marktflecken Lissa und das Dorf Leuthen, aus dem siebenjährigen Kriege bekannt.*) In Krieblowitz, 4 Meilen von Breslau, ist Blüchers Grabmal.

Brieg an der Oder, ein freundlicher Ort, mit einem Zucht- und einem Irrenhause für Unheilbare. In der Nähe das Dorf Molwitz (Schlacht 1741) **)

Strehlen, ein freundlich Städtchen, in dessen Vorstadt, Woiselwitz, Friedrich der Große 1761 in Gefahr war, durch die Verrätherei des Baron Warkotsch gefangen genommen zu werden.

Liegnitz, an der Katzbach, eine der größten Städte Schlesiens, ist der Sitz einer Regierung, und hat eine Ritterakademie. Dergleichen Anstalten waren sonst nur für junge Edelleute bestimmt, die hier nicht eigentlich für Gelehrsamkeit oder das Geschäftsleben vorbereitet werden, sondern nur das lernen sollten, was man von jedem gebildeten Manne verlangt. In neuerer Zeit aber hat die Anstalt eine zweckmäßigere Einrichtung erhalten; die Schüler brauchen nicht mehr von Adel zu seyn, und die Anstalt ist nach Art der übrigen Gelehrten-Schulen eingerichtet. Um die Stadt herum führt eine hübsche Promenade. Auch wird ein starker Gemüsebau getrieben. In der Nähe Kloster Wahlstatt, wo 1241 die Mongolenschlacht vorfiel ***).

Bunzlau am Bober. Man findet in dieser Gegend einen guten Thon, den die hiesigen Töpfer zu dem berühmten, braunen bunzlauer Töpfergeschirr verarbeiten. Auf dem Markte ein Denkmal des Fürsten Kutusow, der 1813 hier starb. Vor dem Thore steht ein sehr gut eingerichtetes Waisenhaus und ein Schullehrerseminar. In der Nähe Gnadenberg, eine Colonie der Brüdergemeinde, mit einer Mädchenerziehungsanstalt.

Görlitz an der lausitzer Neiße, eine sehr freundliche Stadt, mit lebhaftem Handel nach Sachsen, am Fuße der 1300 Fuß hohen Landeskrone, von der man eine herrliche und weite Aussicht auf das umherliegende Land hat. In der Stadt ist ein Zuchthaus.

Niesky, nicht weit davon, nördlich, eine Colonie der Brüdergemeinde. Der Ort ist, wie alle Niederlassungen dieser Gemeinde, offen, freundlich und nett, und zu merken als der Sitz eines für diese Secte bestimmten Pädagogiums und einer Art von Universität.

Glogau, zum Unterschiede von der kleinen Stadt Oberglogau in Oberschlesien, auch Groß-Glogau genannt, an der linken Seite der Oder, eine Festung, die ansehnlichste Stadt in Schlesien nach Breslau. Oberlandesgericht.

Sagan am Bober, nahe an der Mündung des Queiß in denselben, mit einem schönen Schlosse und englischem Garten, einst eine Besitzung Waldsteins.

---

*) S. meim Lehrb. d. Weltgesch. für Töchterschulen, S. 313—15.
**) S. ebenda S. 301.
***) S. ebenda, Th. 2, S. 153.

Grüneberg, die nördlichste Stadt in Schlesien. Die Stadt ist sehr klein und düster, hat aber weitläuftige Vorstädte, und ist sehr betriebsam für Tuchweberei und Färberei. Auf den Hügeln der Umgegend wird Wein gebaut, der aber sehr herbe ist. Seit einiger Zeit wird ein bedeutender Handel mit sogenanntem grüneberger Champagner getrieben, einem stark moussirenden, dem ächten Champagner ähnlich schmeckenden Weine.

Am Fuße des Riesengebirges liegen:

Greifenberg ein kleiner Ort, mit bedeutendem Leinwandhandel. Nahe bei der Stadt sieht man die Ruinen des Schloßes Greifenstein auf dem Berge.

Löwenberg, eine freundliche Stadt, am Bober.

Lähn am Bober, in einer reizenden Gegend, ein kleines Städtchen mit einem Taubenmarkt, zu dem weit und breit Tauben jeder Art herbeigebracht werden, eine gewiß in ihrer Art einzige Einrichtung. Dicht an der Stadt liegt auf einem Berge mit einer herrlichen Aussicht das alte Schloß Lähnhaus.

Goldberg an der Katzbach, hat nach Grünberg, die bedeutendste Tuchweberei Schlesiens.

Jauer mit einem Zucht- und Irrenhause, und einem wöchentlichen bedeutenden Getreidemarkt. Die hiesigen Bratwürste sind durch ganz Schlesien berühmt, und werden selbst bis nach Berlin ausgeführt. Wöchentlich ist hier ein großer Kornmarkt, der wohl Tausende von Wagen herbeiführt. In der Nähe war 26. Aug. 1813 die Schlacht an der Katzbach.

Schweidnitz, in der Nähe des ziemlich isolirt liegenden Zobtenbergs, auf welchem eine Kapelle liegt, eine befestigte Stadt, mit einem Correctionshaus, in welchem man solche Menschen, welche in Lasterhaftigkeit versunken sind, entweder von Staatswegen oder auf Antrieb ihrer Familien durch regelmäßige Arbeit zu einem ordentlichen Leben zu gewöhnen sucht. Der hiesige Pfefferkuchen und die ledernen Handschuhe sind berühmt, und mit Zwirn und anderem Leinengarn wird viel Handel getrieben.

Freiberg, ein kleines, freundliches Städtchen, mit einer großartigen Fabrikanlage des Kaufmanns Kramsta für Leinwand und Baumwollenzeuche.

In der Nähe das reizend gelegene Schloß Fürstenstein. Es liegt auf einer Höhe, ihm gegenüber in halbstündiger Ferne eine Ritterburg, zwischen beiden ein tiefes, enges Thal mit schönen Anlagen. Ferner das Schloß

Kynau im Schlesierthale, eine alte Burg auf einem Felsen, von wo eine herrliche Aussicht.

Reichenbach, die freundlichste, bestgebaute Stadt Schlesiens. Hier und in der Umgend wird sehr viel Schleier und Rasch gearbeitet, und damit ein starker Handel getrieben. In der Nähe liegt

Langenbielau, das größte Dorf Schlesiens, mit 8000 Einwohnern, die sich mit Leinen- und Baumwollweberei beschäftigen.

Frankenstein, eine der bestgebauten Städte Schlesiens, hat ein altes, verfallenes Schloß und einen schiefen Thurm, der freilich viel niedriger als der in Pisa in Italien ist, aber doch 3 Fuß überhängt.

Wartha in einer Bergschlucht an der Neiße, in romantischer Berggegend. Dabei der hohe Warthaberg, von welchem eine der schönsten Fernsichten. Oben steht eine Wallfahrtscapelle, die von den umwohnenden Katholiken fleißig besucht wird.

Silberberg, eine an einen hohen Berg hinangebaute Stadt, deren Straßen daher nur schwer befahren werden können. Auf der Höhe ist die Festung Silberberg, eine der stärksten Festungen, deren Werke meist in Felsen gehauen sind. Von oben zugleich eine der schönsten Fernsichten über Schlesien auf der einen Seite, und über die Grafschaft Glatz auf der andern. Dieser Bergzug heißt das Eulengebirge.

Gnadenfrei, unweit Reichenbach, eine Colonie der Brüdergemeinde, mit einer wohleingerichteten Erziehungsanstalt für Töchter.

Im Gebirge liegen:

Kupferberg, eine hochgelegene Bergstadt am Bober.

Waldenburg, mit starkem Leinwandshandel, und einer unterirdischen Schifffahrt.

Hirschberg, am Bober; sie hat den bedeutendsten Leinwandshandel Schlesiens, und ausgebreitete Bleichen. Die Gegend ist höchst anmuthig. Dicht bei der Stadt der Cavalierberg mit schönen Garten- und Waldanlagen. In der Nähe die Dörfer: Erdmannsdorf und Fischbach. Jenes ist eine Besitzung der Fürstin v. Liegnitz, dieses der reizende Landsitz des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, am Fuß der Falkenberge, steiler Klippen, deren eine mit Kunstanlagen versehen ist, und eine herrliche Aussicht über das weite hirschberger Thal gewährt.

Schmiedeberg, eine sehr lang gebaute Stadt, mit fast nur einer, aber meilenlanger Straße. Sie hatte sonst nach Hirschberg den ausgebreitetsten Leinwandhandel, ist aber in der neuesten Zeit sehr heruntergekommen. Ihre Lage am Fuße der Schneekoppe ist höchst angenehm.

Landshut mit Garn- und Leinwandhandel.

Glatz, eine kleine, stark befestigte Stadt an der Neiße, mit zwei Bergcitadellen: dem Schäferberge und dem Donjon. Einige Stunden davon der Wallfahrtsort Altendorf, zu dem jährlich Tausende herbeiströmen, die ein hier befindliches Marienbild anbeten. Nicht weit davon die Heuscheuer, ein breiter und hoher Felsen, der steil aus dem Thale emporsteigt, und mit aufrecht stehenden Felsensäulen, Höhlen, Schluchten u. s. w. bedeckt ist, und eine weite Aussicht über Böhmen gewährt.

Auf der rechten Oderseite:

Leubus an der Oder. In dem ehemaligen prächtigen Kloster, einem großen, viereckigen Gebäude, befindet sich eine Irrenanstalt.

Carolath, das Schloß des Fürsten von Carolath.

Trachenberg gehört dem Fürsten von Hatzfeld, eine kleine, offene Stadt.

Militsch, dem Grafen von Maltzan gehörig.

Polnisch-Wartenberg gehört dem Prinzen Biron.

Oels, eine Besitzung des Herzogs von Braunschweig, mit einem alten, weitläuftigen Schlosse, eine kleine, freundliche Stadt.

Trebnitz, eine offene Stadt, eine Stiftung des Herzogs Heinrich I. von Schlesien und seiner Frau, der heil. Hedwig. *) In der prächtigen Klosterkirche ist das schwarz marmorne Grab der Hedwig und der Hedwigsbrunnen. Im ehemaligen Klostergebäude befindet sich eine große Wollspinnerei.

2. Oberschlesien.

Oppeln am rechten Ufer der Oder, Hauptstadt von Oberschlesien, eine Mittelstadt, mit hohen, massiven Häusern am Markte, Sitz einer Regierung.

Malapane, ein Dorf mit meist einzeln stehenden Häusern, hat sehr bedeutende Eisenwerke, und eine treffliche Eisengießerei für die groben, wie für die feinsten Waaren, wovon eine Niederlage in Breslau ist.

Tarnowitz, eine offene Bergstadt, enthält große Eisen-, Silber- und Bleigruben.

Gleiwitz, hat sehr große Steinkohlengruben und eine ansehnliche Eisengießerei, und ist ein in einem freundlichen Thale gelegenes Städtchen.

Pleß, ein kleiner, aber sehr freundlicher Ort, und Residenz des Fürsten von Anhalt-Köthen-Pleß, zwischen Teichen gelegen.

Ratibor, ein schlechter Ort an dem linken Oderufer, da wo sie schiffbar wird.

Kosel, eine kleine, aber starke Festung an der linken Seite der Oder.

Neiße, an der Neiße, eine ziemlich große, recht hübsch gebaute Stadt, und sehr stark befestigt, hat eine Gewehrfabrik, und wöchentlich einen großen Kornmarkt.

Von Badeörtern sind besonders folgende zu merken:

Am und im Riesengebirge:

Flinsberg, ein Dorf am Fuße des Iserkammes. Es liegt in einem engen und tiefen Thale, zum Theil am Berge hingebaut, und ist, wie die meisten Gebirgsdörfer, sehr lang. Der dortige Sauerbrunnen liegt am Berge.

Warmbrunn, ein offener, dem Grafen Schafgotsch gehörender Ort, am Fuße des Kammes des Riesengebirges, also in einer reizenden Gegend. Das Bad ist warm, und stark besucht. Auch findet man hier recht geschickte Glas- und Steinschleifer, die sich überhaupt in allen schlesischen Bädern finden. Die Gegend um Warmbrunn und Schmiedeberg enthält die schönsten Punkte des Riesengebirges. Beide Oerter liegen in einer Entfernung von 2 Meilen in dem weiten Thale, welches von dem hohen Gebirgskamme, zu dem die Schneekoppe gehört, und einem Höhenzuge von geringerer Bedeutung gebildet wird. Es genüge, hier nur einige der interessantesten Punkte anzugeben: 1. Strosdorf, 1 Stunde von Warmbrunn, ein wegen seines Bieres bekanntes Dorf, am Fuße des mit vielen Anlagen versehenen Prudelberges. 2. Der Stangenberg, nicht weit davon, gleichfalls voll schöner Waldanlagen, mit einer herrli-

*) S. mein Lehrb. d. Weltgesch. für Töchterschulen Th. 2, S. 165.

chen Aussicht auf das gegenüberliegende Hochgebirge und das ganze, lange warmbrunner Thal. 3. Buchwald, ein Dorf, ½ Stunde von Schmiedeberg, mit einem reizenden Park. 4. Die Schneekoppe selbst, zu der man in Schmiedeberg in 6 Stunden aufsteigen kann, im Sommer ohne Schnee, aber nur in recht heitern Tagen ganz wolkenfrei. Oben steht eine ehemalige Kapelle, die jetzt zur Herberge eingerichtet ist. Von dieser höchsten Kuppe genießt man eine weite Aussicht über Böhmen und Mähren auf der einen, und Schlesien auf der andern Seite. 5. Der Kynast, eine alte Ritterburg in Ruinen auf einem bewaldeten Berge, ½ Stunde von Warmbrunn *) 6. Der Kochel- und der Zackenfall. Beide Wasserfälle befinden sich schon am Abhange des Riesenkammes, jener am Ende eines überaus reizenden, engen, von bewaldeten Felsen eingeschlossenen Thales, das von dem schäumenden Bergfluß durchtobt wird; der Zackenfall stürzt sich von einem Felsen in eine ganz enge, tiefe, schauerliche Schlucht hinab, in welche man nur mittelst Leitern gelangen kann, eine höchst wilde Naturscene.

Charlottenbrunn, ein offener Ort, in einer recht hübschen Gegend. Das Bad wird aber nur noch wenig besucht. Eine liebliche Parthie im Walde heißt Garve's Ruhe, weil der berühmte Philosoph **) hier gern zu sitzen pflegte.

Altwasser, etwas zahlreicher besucht, nicht weit von Charlottenbrunn, in einer weniger hübschen Gegend, auch ein offener, ziemlich unbedeutender Ort. Nahe dabei ist das schlecht gebaute

Salzbrunn, ein jetzt sehr zahlreich besuchter Gesundbrunnen. Die Nähe des reizenden Fürstensteins macht den Aufenthalt recht angenehm.

In der Grafschaft Glatz liegen folgende Badeörter:

Landeck, ein unbedeutendes Städtchen. Eine Viertelstunde davon ist das alte und das neue Bad, in einer sehr hübschen Gegend, und stark besucht.

Reinerz, eine kleine Stadt mit vieler Tuchweberei. Eine Viertelstunde davon, ganz in einem engen Thale, liegt das Bad in einer sehr romantischen Gegend.

Cudowa, hart an der böhmischen Gränze. Der Ort ist schlecht, aber der Brunnen ist einer der stärksten in Schlesien, und daher zahlreich besucht.

Langenau, ein Dorf unweit Habelschwert, mit einem recht

---

*) Ich sah der Alpen Majestät,
Ich sah des Aetna Feuerschlund,
Die Apenninen hoch erhöht,
Des Jura tiefen Felsengrund;
Doch auch des Kynast's alter Bau,
Sich streckend in der Wolken Grau,
Ergreift das Herz mit Allgewalt,
Und herrlich ist der Aufenthalt.

Th. Hell.

**) S. mein Lehrb. d. Litt. für das weibl. Geschlecht. Th. 2, S. 334. und Th. 4, S. 199.

starken Brunnen, der erst seit wenigen Jahren benutzt, und daher nur noch wenig besucht wird.

IV. Die Provinz Sachsen,

muß unterschieden werden vom Königreich Sachsen und vom Herzogthume Sachsen.

Boden: Das Land ist meist eben. Nur durch Theile des Harzes und des Thüringerwaldes ist ein Theil desselben bergig. Der höchste Berg des Harzes der Brocken, ist im Sommer von Schnee frei. Auf seiner höchsten Spitze steht ein bequemes Gasthaus mit einem Altan, von wo man eine köstliche Aussicht genießt. Zum Vergnügen der Reisenden wird hier ein englisches Fernrohr gehalten. Das Land ist größtentheils sehr fruchtbar; nur im Norden sind große, unfruchtbare Sandgefilde.

Flüsse: Hauptfluß die Elbe, die hier links die Saale aufnimmt, und diese bringt wieder die Unstrut und weiße Elster mit. Rechts fließt die Havel in die Elbe. Zwischen diesen beiden Flüssen ist der plauensche Canal.

Producte: Der Harz ist reich an Eisen und Kupfer. An Salz ist sehr großer Ueberfluß. Das Pflanzenreich liefert Getreide, Flachs und Kümmel in Menge.

Einwohner: Alle sind deutschen Ursprungs, und reden im nördlichen Theile plattdeutsch, im südlichen hochdeutsch. Es herrscht hier viele Arbeitsamkeit. Die rohen und verarbeiteten Waaren werden meist auf der Elbe ausgeführt, und gehen nach Hamburg, über welche Stadt auch die meisten fremden Waaren eingeführt werden. Magdeburg ist der Mittelpunkt des Handels dieser Provinz. Für die Ausbildung der Einwohner ist durch vorzüglich gute Schulen aller Art gesorgt. Sitze der Regierungen sind: Magdeburg, Merseburg und Erfurt.

Städte: Magdeburg, die größte Stadt dieser Provinz, mit etwa 44,000 Einwohnern, außer den Vorstädten Sudenburg und Neustadt, am linken Ufer der Elbe, die durch viele täglich ankommende und abgehende Schiffe, und durch mehrere Schiffmühlen belebt ist. Die Stadt ist sehr stark befestigt, die Gegend umher ganz flach, aber sehr fruchtbar. Die Straßen sind zwar meist eng und unregelmäßig, aber der durch die ganze Stadt führende breite Weg eine schöne, breite, mit trefflichen Gebäuden versehene Straße. Das vorzüglichste Gebäude ist der Dom, ein altes, herrliches, ehrwürdiges Gebäude, welches fast allein die Zerstörung Magdeburgs im 30jährigen Kriege überlebt hat, seit Kurzem mit großen Kosten neu ausgebaut worden ist, und viele Merkwürdigkeiten enthält, unter andern den Hochaltar von Jaspis. Aus dem schönen Taufstein von Porphyr brach Tilly, als er nach der Zerstörung der Stadt die Domkirche besuchte, mit seinem Schwerte ein Stück heraus, um es zum Andenken in einen Ring fassen zu lassen. Auch zeigt man in der Kirche das Grab Kaiser Otto's I. und seiner beiden

Frauen Edith und Adelheid *), und einen Kasten Tezels. Außer dem bedeutenden Handel, der meist die Elbe hinab nach Hamburg geht, hat Magdeburg auch einträgliche Fabriken. Besonders werden Taback, Cichorie und Siegellack ausgeführt. Auch hat Magdeburg eine vorzüglich gut eingerichtete höhere Töchterschule. Das unglückliche Schicksal der Stadt im dreißigjährigen Kriege, wo Tilly sie ganz zerstören ließ, ist bekannt **). Nicht weit von Magdeburg liegt

Schönebeck, eine kleine Stadt, mit den ansehnlichsten Salzwerken des preußischen Staats, an welchen gegen 1000 Menschen arbeiten. Ein großer Theil der preußischen Monarchie wird von hier aus mit Salz versehen.

Burg, nordöstlich von Magdeburg, ziemlich groß, mit starker Tuchweberei.

Nördlich von Magdeburg liegen:

Salzwedel, einst Residenz des Markgrafen Albrecht des Bären, des Gründers der Mark Brandenburg. Man sieht noch Ruinen seines Schlosses. Die Stadt ist jetzt unansehnlich, war aber im Mittelalter eine bedeutende Stadt.

Tangermünde, am linken Elbufer, eine jetzt kleine, aber sehr alte Stadt.

Stendal, ein todter Ort; der ehemalige Pallast Heinrichs des Städteerbauers ist jetzt ein Brauhaus.

An der Elbe liegen noch folgende 3 Städte:

Wittenberg, eine befestigte Stadt am rechten Elbufer, sehr todt. Merkwürdig ist die Schloßkirche, in welcher vor dem Altare die Grabstätten Luthers und Melanchtons sich befinden. Sie liegen neben einander; auf jeder Gruft eine große Metallplatte mit dem Bildnisse des Begrabenen in halberhabener Arbeit. Auf dem Markte steht das vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III. am 31sten Oct. 1821 errichtete Denkmal Luthers. Auf einem ungeheuern herrlichen Granitblock steht seine Bildsäule in mehr als menschlicher Größe, von Metall gegossen. Er hält in der Linken die aufgeschlagene Bibel, auf welche er mit der Rechten hinweist. Ueber ihm ist eine hohe Decke von Eisen mit hohen Spitzen, ruhend auf vier eisernen Säulen, welche auf den Ecken des Granitblocks aufstehen.

Torgau, auch eine Festung, als Stadt unbedeutend.

Mühlberg, ein Städtchen, bei welchem 1547 die Schlacht vorfiel, welche Kurfürst Johann Friedrich an Kaiser Karl 5 verlor, und die ihm Krone und Freiheit kostete.

An und auf dem Harze liegen folgende:

Aschersleben mit bedeutenden Wollenzeuchmanufacturen; vor dem Thore sind noch wenige Ruinen der Ritterburg Ascanien, des Stammhauses der Herzoge von Anhalt.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen Th. 1., S. 206.

**) S. ebendaselbst, Th. 2., S. 208. Auch meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 197.

Halberstadt, eine zum Theil recht gut gebaute Stadt, mit einer schönen Domkirche. Gleims Grab. Eine Stunde davon liegen die Spiegelberge, sonst zwei öde Sandhügel, bis der Domdechant Baron von Spiegel sie in einen Lustort für die Halberstädter verwandeln ließ. Man findet hier englische Gartenanlagen, Lusthäuser, Lauben, Caffeehäuser u. s. w.

Quedlinburg, schlecht gebaut, aber in einer angenehmen Gegend. Von dem auf einem Felsen gelegenen Schlosse hat man eine schöne Aussicht auf die bergige Gegend umher. In der Schloßkirche liegt Kaiser Heinrich der Vogler mit seiner Frau Mathilde begraben. Aber ihre Grabsteine sind so tief in die Erde gesunken, daß sie jetzt nicht mehr zu sehen sind; doch weiß man noch die Stellen, wo sie liegen *). Diese Stadt war auch sein liebster Aufenthalt. In derselben Kirche findet man in der Gruft der Stiftsdamen den Leichnam der wegen ihrer Schönheit berühmten Gräfin Aurora von Königsmark; er liegt hier bereits über 100 Jahre (seit 1728) und ist doch nicht verwest **). Eine Meile davon ist

Thale, ein großes, schöngelegenes Gebirgsdorf, von wo man die Roßtrappe zu besteigen pflegt. Es eröffnet sich nämlich bald hinter Thale ein ganz enges Felsenthal, so eng, daß der Bergfluß, die Bode, ganz den Raum ausfüllt, und nur in kalten Wintern Menschen den Fluß aufwärts wandern können. Fast am Ende dieser wilden Schlucht tritt aus jeder Felsenreihe zur Seite ein schroffer Felsen hervor, und beide lassen nur eine schmale Schlucht zwischen sich. Einer dieser Felsen heißt die Roßtrappe. Sein Rücken ist so schmal, daß man nur schwindelnd, zwischen zwei Abgründen kletternd, bis auf die vorderste Spitze gelangen kann, wo sich ein Eindruck, wie ein großer Pferdehuf, in dem Gestein befindet. Ein Bergriese, sagt das Mährchen, wurde einst von einem andern zu Pferde ver-

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 2. S 46. Auch meine deutsche Gesch., Th. 1., S. 191,

**) Diese berühmte Dame war zuerst Stiftsdame des ehemaligen Frauenstifts dieser Stadt, und besaß unbefangene Unschuld, hohe Geistesbildung, ein gefühlvolles Herz, einen reinen Sinn für alles Schöne und Gute, völlige Entfremdung von jeder niedrigen und unreinen Leidenschaft, seltene Fertigkeit in allen neueren Sprachen und jedem Kunsttalent, geeignet für die Gewährung des Genusses der edelsten Geselligkeit, und daneben Schönheit und Liebreiz in einem hohen Grade. So schildert Niemeyer (in seinen Beobachtungen auf Reisen) diese merkwürdige Dame. Da lernte der König von Polen August II., ein schöner, aber vergnügungssüchtiger, Herr sie kennen, zog sie an seinen Hof und in den Strudel des hier herrschenden, sinnlichen Lebens, vergiftete ihre Tugend und brachte sie um ihr Lebensglück, indem er ihr die Lebensruhe raubte. Denn nach wenigen Jahren, in denen sie in größtem Glanze, von Huldigungen umgeben, lebte, wurde er ihrer überdrüssig, und sie zog sich, mit dem bittern Gefühle der Zurücksetzung, nach Quedlinburg, wo sie Pröbstin war, zurück, und wurde selbst hier verfolgt von dem Neide und dem Hasse der Stiftsdamen. So verlor sie fast ganz ein Leben, das für sie der Inbegriff des schönsten und reinsten weiblichen und mütterlichen Daseyns, Wirkens und Genusses hätte werden können, und bei der Erhaltung ihrer Tugend auch gewiß geworden wäre.

folgt. Das Riesenpferd brachte ihn bis an den Rand des Abgrunds, und — sich schnell besinnend, setzte er mit gewaltigem Sprunge herüber. Von diesem Hufschlag sey noch, heißt es, die eingedrückte Spur! Der Felsen ist nach den 3 Seiten zu, wo er frei steht, schroff wie eine Mauer. Unten in grausender Tiefe hört man das Brausen der Bode, die sich dort von den seitwärtsliegenden Felsen in einen Kessel stürzt.

Wernigerode, Hauptstadt der Grafschaft Wernigerode. Sie gehört dem Grafen von Stolberg-Wernigerode, dessen Residenzschloß nahe bei der Stadt auf einem ziemlich hohen Berge liegt und eine herrliche Aussicht hat. Die Stadt ist schlecht gebaut, aber die Gegend sehr reizend; denn von hier aus häufen sich Berg hinter Berg, bis zu dem einige Stunden entfernt liegenden Brocken.

Stolberg, Hauptstadt der Grafschaft Stolberg, eine dunkle, langgebaute Stadt, in einem so engen, tiefen Thal, daß sich dicht hinter den Häusern die ziemlich steilen Berge erheben, von denen man den Leuten in die Schornsteine werfen könnte. Daher geht hier die Sonne um einige Stunden später auf und früher unter als anderswo. Recht schön liegt das Residenzschloß des Grafen von Stolberg-Stolberg auf einem Berge, gleich über der Stadt.

Nordhausen, eine unregelmäßig gebaute Stadt in einer hügeligen Gegend am Fuße des Harzes. Die Oberstadt liegt auf einer Anhöhe, zu welcher Treppen hinaufführen, die Unterstadt am Fuße derselben. Sie hat einen alten Dom, der von Mathilden, der Wittwe Kaiser Heinrichs I. gestiftet wurde, und eine guteingerichtete höhere Töchterschule. Die Stadt hat die stärksten Branntweinbrennereien im preußischen Staate, und mästet jährlich an 30,000 Schweine. Hier war einst die Residenz Kaiser Heinrichs des Städteerbauers. Von Nordhausen fängt der fruchtbare Strich an, den man die goldne Aue nennt, die bis Eisleben fortläuft. Es ist ein breites, schönbebautes Thal mit herrlichen Kornfeldern und wohlgebauten Dörfern und Flecken. An ihr liegt der Kyffhäuser-Berg, ganz bewaldet, oben die Ruinen einer alten Ritterburg.

Elrich, ein kleines, freundliches Städtchen am Fuße des Harzes, berühmt als Göckingks einstiger Wohnsitz *).

An der Saale liegen von Süden nach Norden:

Naumburg in einer sehr lieblichen Gegend, mit weinbepflanzten Bergen umgeben, eine recht nett gebaute Stadt, deren Messen ziemlich bedeutend sind. Von Gebäuden ist die alte Domkirche das berühmteste. Sie enthält eine Kirche über, und eine unter der Erde und viele Denkmäler aus der mittleren Zeit. In der Nähe ist die berühmte Gelehrtenschule Pforta in einer waldigen Gegend, von Kurfürst Moritz gestiftet.

Weißenfels, ein sehr freundliches, in einer angenehmen Gegend liegendes Städtchen. Auf einem Berge über der Stadt liegt das Schloß der ehemaligen Herzoge von Weißenfels.

Zeiz an der weißen Elster, eine Fabrikstadt, alt und schlecht gebaut, hat ein Land-Armen- und Besserungshaus.

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht Th. 4.

Lützen, ein unbedeutendes Landstädtchen, in dessen Nähe die bekannte Schlacht am 16. Nov. 1632 *) vorfiel. Die Stelle, wo Gustav Adolph fiel, ist durch einen Stein bezeichnet, um welchen Pappeln gepflanzt sind. Man arbeitet jetzt daran, ihm ein würdigeres Denkmal zu setzen. Nicht weit davon sind die Dörfer Roßbach und Groß-Görschen, beide durch Schlachten berühmt (5ten Nov. 1757 und 2ten Mai 1813).

Merseburg hat eine berühmte Domkirche, in welcher eine der größten Orgeln Deutschlands und noch die Hand Rudolphs von Schwaben zu sehen ist, die ihm in der Schlacht bei Merseburg abgehauen wurde **). Das hiesige Bier ist, so bitter es auch ist, weit umher beliebt. Sitz einer Regierung.

Halle mit mehr als 26,000 Menschen, eine unregelmäßig gebaute, ziemlich große Stadt, mit engen Straßen. Sitz einer Universität. Hauptmerkwürdigkeiten sind: die sehr reichhaltigen Salzquellen, die seit undenklichen Zeiten schon benutzt werden, und unerschöpflich scheinen. Das Salz wird durch die Halloren gewonnen. Sie sind wendischen Ursprungs, ein treuherziger, aber etwas roher Schlag Menschen. Sie haben ihre eigene Tracht, und den Kopf ganz kahl geschoren, bis auf zwei kurze Haarbüschel über den Ohren. Wenn sie in den Werken arbeiten, tragen sie nichts als leinene Beinkleider und eine Weste, auf dem Kopfe ein Strohmützchen. Alle sind treffliche Schwimmer. Schon kleine Jungen sieht man oft für eine kleine Münze von dem Geländer einer hohen Brücke kopfüber in die tiefe Saale sich stürzen. — Das hiesige Waisenhaus ist 1695 von dem Prediger August Herrmann Franke gestiftet worden ***). Das eigentliche Waisenhaus erzieht jetzt 100 Waisen-Knaben und Mädchen ganz unentgeltlich, macht aber nur den klein-

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 3., S. 209. Auch meine Gesch. der Deutschen für Töchtersch., Th. 2., S. 223.

**) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 2., S. 85. Geschichte der Deutschen. Th. 1., S. 251.

***) August Herrmann Franke war aus Lübeck gebürtig, und in Halle als Professor und Prediger angestellt worden. Sein frommer, immer auf eine nützliche Thätigkeit gerichteter Sinn bewog ihn, nicht bloß bei Erfüllung seiner Amtspflichten stehen zu bleiben; er unterrichtete die unwissenden Armen und Kinder auf seinem Hausflure, und nahm sich besonders der vaterlosen Kinder an, deren Zahl sich schnell vermehrte, und wozu er von Andern Beiträge erhielt. Er hatte dazu in seiner Kirche eine Büchse befestigt. In dieser fand er einst 7 Gulden. „Das ist ein ehrlich Capital," rief er aus; damit kann man etwas rechts anfangen!" Sein frommer Glaube wurde belohnt. Er beschloß, eine Waisenanstalt anzulegen, und erhielt bald von nah und fern reiche Unterstützung; ja es zeigte sich der göttliche Segen so sichtlich, daß endlich eine Reihe herrlicher Gebäude dastand, die jetzt zwei über 800 Schritte lange Straßen einnehmen. Zugleich erhielt er ein Päckchen Recepte zu wirksamen Arzneien, welche sonst so stark gesucht wurden, daß sie der Anstalt einen jährlichen Gewinn von 30—40,000 Thalern einbrachten. Während des Baues war manchmal kein Groschen in der Kasse; aber dann fehlte nie die göttliche Hülfe; es kam dann gewiß von bekannten oder unbekannten Personen eine Summe ein, die oft größer war, als die Noth des Augenblicks erheischte.

sten Theil der frankischen Stiftungen aus. Außerdem gehören zu denselben: 1. das Pädagogium, eine Erziehungsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen. 2. Die lateinische Schule für Minderbegüterte, die auch von Auswärtigen, die in der Anstalt wohnen, besucht wird, und oft 4—500 Pensionaire gezählt hat. 3. Die Bürgerschulen, die aus 2 Knaben- und 2 Mädchenschulen bestehen. 4. Die Cansteinsche Bibelanstalt. Ein Freund Franke's hat sie gestiftet, um die Verbreitung der Bibel durch möglichste Wohlfeilheit zu befördern. Dies geschieht besonders dadurch, daß die Bibel mit stehenbleibenden Lettern gedruckt wird, d. i. die einmal zusammengesetzten Lettern werden nicht eher wieder aus einander genommen, bis sie abgenutzt sind. 5. Eine Apotheke, mit welcher zugleich die Bereitung der bekannten hallischen Medicamente verbunden ist. 6. Eine blühende Buchhandlung und Buchdruckerei. In Halle wird vorzüglich schöne Stärke gemacht. Auch fangen hier die Halloren die fetten Lerchen zu Tausenden, die unter dem Namen der leipziger Lerchen weit und brei verschickt werden. — Eine halbe Stunde von Halle ist das Dorf Giebichenstein an der Saale, in einer sehr romantischen Felsengegend. Auf dem schroffen Abhange eines Felsens liegen die Ruinen des Schlosses, aus welchem nach einer Sage der Landgraf Ludwig der Springer hinunter bis in die unten fließende Saale gesprungen seyn soll *). Zwei Meilen von Halle ist der hohe Petersberg, ein mitten in einer weiten Ebene liegender, 1080' hoher Berg, von wo man daher eine herrliche, weite Aussicht über das trefflich angebaute Land hat. Oben sind die Ruinen eines alten Klosters.

Lauchstädt, 2 Meilen von Halle, ein kleiner Ort mit einem Schwefelbade.

Von der Saale westlich liegen folgende Oerter:

Querfurt, mit starkbesuchtem Pferdemarkte.

Eisleben, am Anfange der goldnen Aue, eine recht freundliche, doch etwas todte Stadt. Das Haus, in welchem Luther geboren wurde, brannte vor 200 Jahren ab. An seine Stelle ist ein massives Haus gebaut, welches eine Armenschule enthält. In der Kirche ist noch der Taufstein zu sehen, in welchem er getauft wurde.

Mansfeld, eine kleine Stadt, von der die umliegende Gegend, sonst die Grafschaft Mansfeld, den Namen hatte. Nahe dabei liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Mansfeld, das Stammhaus der Grafen von Mansfeld.

Erfurt, die südlichste Stadt dieser Provinz, ziemlich groß, aber düster und todt. Auf dem Dom ist die berühmte große Glocke, welche 275 Centner wiegt. Bei der Stadt ist ausgezeichneter Gemüsebau; namentlich sind die großen Rettige berühmt. Noch in der Stadt ist die Citadelle Petersberg, und außerhalb derselben die Cyriaksburg. Sitz einer Regierung.

Auerstädt, wo die für die Preußen unglückliche Schlacht am 14. Oct. 1806.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 244.

Memleben, ein Dorf an der Unstrut, mit der Ruine eines Klosters, in welchem Heinrich I. und Otto I. starben.

Suhla, eine offene Stadt, in einem tiefen Thale des Thüringerwaldes, sehr wichtig für Stahl- und Eisenarbeiten. Lichtscheeren, Messer, Flinten und Büchsen, Degenklingen, Feilen und unzählige andere dergleichen Sachen werden hier verarbeitet. Auch Barchent und Zwillich werden hier in Menge gewebt, so daß die ganze Stadt fast nur von Fabrikarbeitern bewohnt wird.

Langensalza mit wichtigen Fabriken für seidene, halbseidene und wollene Waaren.

Mühlhausen an der Unstrut.

V. Die Provinz Westphalen.

Boden: Das Land wird von mehreren Gebirgen durchzogen, die aber sämmtlich zu keiner bedeutenden Höhe hinansteigen. Von Norden nach Süden folgen sie in folgender Ordnung: 1. Das Wesergebirge. Es fängt bei der Weser, südlich von Minden, an, und streicht bis in die Gegend von Osnabrück. Hart an der Weser bildet es einen Paß, die westphälische Pforte (porta westphalica), durch welchen der Strom sich hindurchwindet, eine sehr reizende Gegend. Er wird gebildet von zwei Bergen von mäßiger Höhe und Steilheit, dem Wittekindsberge rechts und dem Jacobsberge links. 2. Der Teutoburger-Wald zwischen der Weser und den Quellen der Lippe und Ems. 3. Die Haar, südlich von der Lippe. 4. Der Westerwald auf der Gränze von Nassau. Nördlich von demselben bis zur Ruhr hin ist ein unfruchtbarer, hügeliger Strich, der das westphälische Sauerland (Süderland) genannt wird. Es ist bedeckt mit Gras und Heidekraut, niedrigem Gehölz und Gesträuch. Aber die hier wohnenden Menschen sind überaus fleißig, und unterhalten eine Menge Fabriken und Manufacturen. Auch im Nordwesten ist es unfruchtbar, sandig, heidig und moorig.

Flüsse: Die Weser durchströmt nur einen kleinen Theil des Landes, den östlichsten. Sonst ist die Ems Hauptfluß. Ruhr und Lippe fließen dem Rheine zu.

Producte: Die Berge liefern Eisen und Kupfer, und die Felder besonders vielen Flachs. Der Hauptreichthum des Landes besteht aber in dem Fleiße seiner

Einwohner. Sie stammen von den alten Sachsen ab, von denen sie noch manche Einrichtungen bis jetzt beibehalten haben, z. B. die Gewohnheit, die Häuser auf dem Lande nicht in zusammenhängenden Reihen zu erbauen, sondern einzeln in der Mitte des Ackers. Sie reden die plattdeutsche Mundart. Die Betriebsamkeit ist hier sehr groß. Im nördlichen Theile

wird vorzüglich Wolle gesponnen, und Strümpfe werden gestrickt. Im östlichen findet man Flachsspinnereien und Leinwandwebereien. Die Leinwand wird hier zu einer bewunderungswürdigen Feinheit und Gleichheit gebracht, und die Bleichen sind nach holländischer Art eingerichtet. Im westlichen Theile blühen außer Baumwollfabriken vorzüglich die Fabriken in Eisen, Stahl, Kupfer und Messing. Man findet hier Gegenden, wo man meilenweit nicht aus der Häuserreihe der Städte und Dörfer herauskommt, und alle diese Häuser sind mit Fabrikanten bewohnt. — Noch ist zu merken, daß die westphälischen Schinken und Pumpernickel eine Lieblingsspeise der Einwohner sind. Letzterer ist ein großes, sehr schwarzes, derbes Brod, sehr kräftig, und von so gutem Geschmack, daß man es mit Vergnügen auf unseren Theetischen sehen würde. Sitze der Regierungen sind: Minden, Münster und Arnsberg.

Städte: Minden, an dem linken Weserufer, eine nicht große Stadt, mit lebhafter Schifffahrt auf dem Flusse. Sie ist befestigt, alt und unregelmäßig gebaut, aber die Wälle bieten angenehme Spatziergänge dar. Sitz einer Regierung.

Bielefeld, mit berühmten Leinwand- und Damastwebereien und trefflichen Bleichen. Die Leinwand zeichnet sich durch Festigkeit, feines und gleiches Gewebe aus, und wird daher der schlesischen, welche dagegen weißer und wohlfeiler ist, vorgezogen.

Paderborn, eine alte Stadt, mit einer merkwürdigen Domkirche, die über den Quellen des Flüßchens Pader steht, deren Wasser mit solcher Kraft und Fülle hervorsprudelt, daß es einige Schritte davon schon eine Mühle treibt. Sitz eines Bischofs u. Domstiftes.

Driburg, ein kleines Städtchen. Eine halbe Stunde davon ein Gesundbrunnen und Bad. Die Stadt liegt am Fuße eines hohen Berges, auf dessen Spitze die Ruinen des Schlosses Driburg liegen.

Arensberg, Sitz einer Regierung. Die Altstadt ist unbedeutend; aber sehr schön, freundlich und großartig ist die Neustadt, aus einer Haupt- und mehreren Nebenstraßen bestehend.

Hamm, Sitz eines Oberlandesgerichts.

Dortmund, eine altmodische, kleine Stadt, Sitz eines Oberbergamts.

Iserlohn, im Sauerlande, eine fleißige Fabrikstadt. Eine Menge Eisen-, Stahl-, Messingwaaren: Nadeln, Ketten, Draht, Beschläge, Fischangeln, Knöpfe, Schnallen, auch Papier, Tuch und viele andere Zeuche u. s. w. werden hier gemacht. Es ist hier fast kein Haus, wo nicht Fabrikarbeiter wohnten. Die Fabrikgebäude ziehen sich fast ohne Unterbrechung mehrere Meilen weit nach Westen hin, und schließen sich an die Fabrikörter des Wipperthales, Schwelm, Barmen, Elberfeld und Solingen, von denen die 3 letzteren zu Jülich, Cleve und Berg gehören. Alle diese Oerter sind durch die sogenannte Emperstraße, die längs dem Flüßchen Empe hinläuft, mit einander verbunden.

Münster, die größte Stadt dieser Provinz, in einer weiten

Ebene, umgeben mit einer mit Linden bepflanzten Promenade, den ehemaligen Wällen, mit etwa 24,000 Einw. Die Domkirche ist ein schönes, altdeutsches Gebäude. Sitz einer kathol. Hochschule. In dem Rathhause wurde 1648 der westphälische Friede unterzeichnet. In dem Saale desselben hängen die Bildnisse der dabei anwesenden Gesandten. Auch war Münster zur Zeit der Reformation der Sitz der Unruhen der Wiedertäufer *), und am Thurme der Lambertuskirche hängen noch die drei eisernen Käfige, in denen die Leichname Johann Bockolds, Knipperdollings und Krechtings aufgehängt wurden.

Wahrendorf, ein Städtchen nahe bei Münster, hat lebhafte Leinwandweberei, fast wie Bielefeld.

VI. Die Provinz Jülich-Cleve-Berg.

Boden: Meist flaches, aber fruchtbares, und gutangebautes Land. Nur im östlichen Theile, nach der Provinz Westphalen zu, ist es sehr bergig. Hier ist das Siebengebirge, ein Zweig des Westerwaldes.

Flüsse: Hauptfluß der Rhein, der hier rechts aufnimmt: die Lippe bei Wesel, die Ruhr bei Duisburg.

Producte: Außer den gewöhnlichen Erzeugnissen besonders: Wein, Fische, Eisen und Steinkohlen.

Einwohner: Sie reden meist plattdeutsch, besonders in dem nördlichen Theile. Ihre geistige Bildung wird durch neueingerichtete wissenschaftliche Anstalten immer mehr gehoben. Der Gewerbfleiß ist sehr bedeutend, und der Rhein befördert die Ausfuhr. Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand werden hier in Menge verarbeitet. Sitze der Regierungen sind: Düsseldorf und Cöln.

Städte: Cleve, ½ Stunde vom linken Rheinufer.

Wesel, eine starke Festung am rechten Rheinufer, nahe bei der Mündung der Lippe, hat lebhafte Rheinschifffahrt.

Düsseldorf am Rhein, in einer recht anmuthigen Gegend mit weitläuftigen Gärten umgeben, eine der schönsten deutschen Städte, mit lebendiger Schifffahrt auf dem Rhein. Das hiesige, sonst sehr ansehnliche Schloß, verfällt immer mehr. Auf dem Markte steht die bronzene Roßbildsäule des Kurfürsten Joh. Wilh. (gest. 1716) auf einem erst ganz neuerlich verfertigten, sehr schönen marmornen Piedestal. Sitz einer Regierung.

Lennep, Hauptsitz der Tuchmanufacturen der Provinz.

Elberfeld mit sehr bedeutenden Fabriken. Seidenzeuche, Spitzen, bunte und weiße Leinwand, Band, Schnürbänder und andere Waaren werden hier in Menge gemacht. Von hier zieht sich die Wipper hinauf ein Thal, welches Fabriken auf Fabriken enthält. Viele gehören zu dem Fabrikorte

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 3., S. 31. Meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 63.

Barmen, welcher 2 Stunden lang ist und fast nur aus Fabrikgebäuden und dazwischen liegenden Bleichplätzen besteht. Beide Oerter enthalten gegen 60,000 Einw. An diesen Ort schließen sich andere Fabrikörter an. Die wichtigsten davon sind:

Solingen und Remscheid. In diesen Orten wird eine ungeheure Menge von Stahl- und Eisenwaaren gemacht. Mehr als 800 verschiedene Arten von dergleichen Waaren werden hier verfertigt. In der ganzen Gegend hört man ein fast beständiges Klappern und Pochen. Die umher fließenden 18 Bäche sind zu den 181 Eisenhämmern und 57 Schleif- und Poliermühlen so benutzt, daß keine Mühle mehr angelegt werden kann. Außerdem wird hier auch noch viel Leinwand und Baumwollenzeug gewebt. Die Zahl der sämmtlichen Fabrikgebäude, Mühlen und Magazine beläuft sich auf mehr als 500, und unter den vielen Wohngebäuden sind viele pallastartig.

Cöln, am linken Ufer des Rheins, über welchen eine lange Schiffbrücke nach Deutz führt, mit 65,000 Einw., eine große, aber düstere und unregelmäßig gebaute Stadt. Sie ist halbmondförmig längs dem Ufer in einer stundenlangen Ausdehnung gebaut und nimmt sich in der Ferne wegen ihrer vielen Thürme sehr ansehnlich aus. Aber die Erwartung sieht sich getäuscht, sobald man hinein kommt. Die Gassen sind enge, krumm und finster, eine Folge ihres hohen Alterthums. Merkwürdig sind jedoch mehrere ihrer Kirchen, vor allen der alte Dom, angefangen im 13ten Jahrhundert, ein Meisterstück der altdeutschen Baukunst. Er ist in Form eines Kreuzes gebaut. Das hohe, leider aber nie ganz vollendete Gewölbe des Schiffs ruht auf 100 Säulen, die zum Theil einen bedeutenden Umfang haben. Auch die beiden Thürme sind nicht vollendet worden. Der große Baumeister ist unbekannt. Die große Glocke ist aus den von Tilly in Magdeburg erbeuteten Kanonen gegossen. Sitz eines Erzbischofs und einer Regierung. Von den hier fabricirten Sachen ist das cölnische Wasser am berühmtesten. Der Handel ist recht bedeutend, besonders den Rhein hinab; denn bis Cöln können ziemlich große Schiffe segeln; aufwärts muß man sich kleinerer bedienen. Nach Holland sendet Cöln vorzüglich viel Wein u. Getreide.

Bonn, eine hübschgebaute Stadt, Sitz einer neuen Universität. Das schöne Schloß, sonst die Residenz des Kurfürsten von Cöln, ist der Universität eingeräumt worden. Auch ist hier seit Kurzem ein Museum für alle in dieser Gegend gefundenen Alterthümer angelegt. Man findet deren viel aus der Römerzeit. Einige Stunden von der Stadt, rheinaufwärts, auf dem rechten Ufer, ist das romantische Siebengebirge, ein Nebenzweig des Westerwaldes. Hier sind 7 Bergspitzen hinter einander, vom Rheine abwärts. Bei der Stadt hört das Rheinthal auf. Die Gegend erweitert sich nun nach und nach zu einer Ebene, die bei Düsseldorf in eine völlige Fläche übergeht.

VII. Die Provinz (Großherzogthum) Niederrhein.

Boden: Das Land ist meist gebirgig, voll schön bewachsener Höhenzüge und romantischer, trefflich angebauter Thäler.

Nur die nördlichen Gegenden sind ebener. Die Gebirge sind hier: 1. die Eyfel. Sie ist eine Fortsetzung der Ardennen, und streicht von Westen nach Osten bis an den Rhein, so daß sie dem Siebengebirge gegenüber endet. Wenige Gebirge sind so kahl, unfruchtbar und öde als die baumlose Eyfel. Daß der Rhein aber zwischen beiden Gebirgszügen herrliche Ufer habe, braucht kaum erst gesagt zu werden. 2. Der Hunnsrück (richtiger als Hundsrück), zwischen dem Rheine und der Mosel. 3. Der Westerwald gehört wenigstens zum Theil hieher. Er ist auf dem rechten Rheinufer, und streicht aus Westphalen und dem Nassauischen herüber bis an den Rhein, den er südlich vom Siebengebirge erreicht.

Flüsse: Der Rhein fließt mitten hindurch. Er bildet hier sehr schöne, bergige Ufer, und nimmt auf zur Linken: die Mosel, die sich bei Coblenz in ihn ergießt. Die Mosel ist ein herrlicher Fluß. Die Ufer sind mit Hügeln bekränzt, die mit Weinreben bepflanzt sind. Sie bringt rechts die Saar mit.

Producte: Besonders reich ist das Land an Metallen, hauptsächlich an Eisen. In den Thälern und an den Bergen wächst ein schöner Wein, der bei uns unter dem Namen des Rhein- und Moslerweins bekannt ist. Auch Obst wird in Menge angebaut.

Einwohner: Auch hier wird viel plattdeutsch, wenigstens in den nördlichen Gegenden, gesprochen. In diesen nördlichen Theilen ist auch ein großer Fabrikfleiß. Besonders sind die Tuchmanufacturen wichtig. Diese Tuche werden bei uns, im Preußischen, unter dem Namen des niederländischen Tuches verkauft. Diese und andere Waaren gehen stark den Rhein hinab, auf dem eine lebhafte Schifffahrt getrieben wird. In Coblenz, Trier und Aachen sind Sitze von Regierungen.

Städte: Jülich, jetzt unbedeutend, eine Festung.

Aachen, liegt in einer mit Bergen bekränzten Gegend, und ist mit Wällen umgeben, die jetzt zu Spatziergängen eingerichtet sind. Da sie eine der ältesten Städte Deutschlands ist, so ist sie nicht durchweg schön und regelmäßig gebaut; aber sie ist in neuester Zeit sehr verschönert, enthält zum Theil prächtige Häuser, und besonders ist der Marktplatz wahrhaft schön zu nennen. Schon die Römer kannten die warmen Bäder der Stadt. Karl der Große, der hier 814 starb, hielt sich hier am liebsten auf, und erweiterte die Bäder. Dann war sie Jahrhunderte lang die Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Die trefflichen Bäder ziehen noch alle Jahre eine Menge Fremder hierher. Im alten Rathhause besehen wir den Saal, in welchem 1748 der Frieden unterzeichnet wurde *). Vor allem aber ist der alte Dom und das Münster zu betrachten, das Karl der

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 354.

Große erbaute. Der größte Theil davon ist später gebaut, aber einzelne Theile, namentlich einige schöne Säulen von italienischem Marmor, sind gewiß noch von ihm. In dieser Kirche ist auch ein Grab zu sehen. Sonst war es unter der Erde, wo man in einem tiefen Gewölbe Karls Leiche mit dem Schwerte in der Hand auf einem Throne befestigt hatte. Nachmals öffnete man die Leichengruft, verschloß die zusammengefallenen Gebeine in einen Kasten, und setzte diesen in dem Chore über dem Altare bei. Wichtiger als die vielen angeblichen Reliquien sind uns die, welche von diesem großen Manne herrühren: sein großes, eisernes Schwert und sein Evangelienbuch. Vor dem Rathhause auf dem Markte besehen wir auch den schönen Springbrunnen, auf dem Karls des Großen Bildsäule von vergoldeter Bronze steht. Die Stadt hat etwa 38,000 Einw., ist also eine ziemlich große Stadt. Sehr wichtig sind nicht allein in ihr, sondern auch in allen umliegenden Ortschaften, die Tuchmanufacturen und Nähnadelfabriken. Beides wird weit und breit verführt. Die Nähnadeln sind die besten, die in Deutschland gemacht werden. Sitz einer Regierung. Eine Viertelstunde davon ist der ungemein heitere und freundliche Flecken

Burtscheid, zwar 6mal kleiner als Aachen, aber doch ein wichtiger Ort, der dieser Stadt vielen Schaden thut. Denn auch hier sind warme Bäder, die stark besucht werden, und die hier gemachten Tuche und Nähnadeln sollen die aachner noch übertreffen.

Montjoie ist ein Städtchen in einem tiefen und engen Thale, von rauhen, schroffen Bergen umgeben, die aber keinen erfreulichen Anblick gewähren, weil sie mit öden Torfmooren bedeckt sind. Hier und in den benachbarten Dörfern sind sehr ansehnliche Tuchmanufacturen. Der 5te Theil der Gebäude beinahe besteht aus Fabriken.

Malmedy, auch ein Städtchen, ganz nahe an der niederländischen Gränze, liefert das beste Sohlenleder im ganzen preußischen Staate. Die Sohlen werden unter dem Namen der mastrichter weit und breit verführt, und werden darum vorgezogen, weil sie viel dauerhafter als die gewöhnlichen sind.

Eupen mit großen Tuchmanufacturen.

Stollberg, ein sehr gewerbreiches Städtchen, mit ansehnlichen Messingfabriken und Drahtziehereien.

Trier ist eine der ältesten Städte Deutschlands, schon von den Römern erbaut. Daher sind auch hier viele römische Ruinen von Mauerwerk; das eine Stadtthor sogar ist noch von den Römern her. Die Stadt liegt in einem reizenden Thale zwischen zwei mit Weinreben bepflanzten Bergen an dem rechten Moselufer, über die eine uralte steinerne Brücke führt. Sie ist groß, weil sie weitläuftig gebaut ist, und viele Gärten und selbst Ackerland in sich schließt; aber die Einwohnerzahl ist wie bei einer Mittelstadt. Die Straßen sind eng und unregelmäßig. In und um die Stadt herum findet man beim Graben oft römische Münzen, Graburnen und andere Ueberreste des römischen Alterthums. Sitz einer Regierung. Wenn man von Trier nach dem Einfluß der Saar in die Mosel geht, und nun die Saar aufwärts, so kommt man nach den drei Städten, die von dem Flusse ihren Namen haben:

Saarburg, Saarlouis und Saarbrück. Alle drei sind klein, die mittlere eine Festung.

Alle die erwähnten Städte liegen auf dem linken Rheinufer, aber vom Strome entfernt. Nun aber gehen wir zum Rheine, und besuchen die an diesem Strome gelegenen Städte. Wenn wir stromaufwärts gehen, so kommen wir zuerst nach

Andernach, einem freundlichen Städtchen, von Wein- und Obstbergen umgeben. Hier werden die vom Schwarzwalde kommenden Baumstämme, die nach Holland zum Schiffbau geflößt werden, zu ungeheuern Flößen, zuweilen bis 1000′ lang, zusammengefügt, mit großen Hütten und 4—500 Ruderern besetzt, und so weiter gefahren. Hier wird das schöne Rheinthal ganz von Felsen eingeschlossen, die das Ufer 8 Stunden abwärts bis nach Bonn begleiten. Die ganze Gegend zeigt, daß hier sonst feuerspeiende Berge waren, die aber nun erloschen sind, seitdem sich das Meer vor Menschen-Gedenken aus dem Lande zurückgezogen hat. Von hier aus stromaufwärts erweitert sich das Thal; die Berge treten vom Strome zurück. So währt es fort bis Coblenz. In diesem weiten Rheinthale liegt

Neuwied auf dem rechten Rheinufer, ein freundliches, niedliches, offenes Städtchen mit sehr regelmäßigen Straßen. Es gehört einem besonderen Fürsten, dem Fürsten von Neuwied, der hier sein Residenzschloß hat. In dem kleinen Orte wohnen mit ächtchristlicher Duldung die Bekenner mehrerer christlichen Secten recht friedlich beisammen, außer den gewöhnlichen auch Herrnhuter und Mennoniten. Dabei herrscht unter den Einwohnern ein ungemeiner Fleiß. Eine Menge von allerhand Waaren wird hier mit großer Geschicklichkeit gearbeitet. Am berühmtesten sind die Tischlerarbeiten und Uhren. Auf dem Schlosse sehen wir uns zwei sehr verschiedene, aber merkwürdige Sammlungen an. Die eine enthält die in der Umgegend gefundenen römischen Alterthümer, und die andere Naturalien aus Brasilien, die der Prinz, der vor einigen Jahren selbst dort war, aus dem fernen Lande mitgebracht hat. Etwas weiter, stromaufwärts, da wo das Thal sich wieder verengert, liegt

Coblenz in einer herrlichen, entzückenden Gegend, am linken Rhein-, aber rechten Moselufer. Ueber den Rhein führt eine lange, auf Schiffen ruhende Brücke, über die Mosel aber eine steinerne, deren Bogen aus Lavasteinen bestehen. Die Stadt ist zum Theil eng, zum Theil freundlich gebaut, und hat eine entzückende Aussicht nach allen Seiten. Sie gehört zu den Mittelstädten, ist aber der Sitz einer Regierung. Ihr gerade gegenüber liegt, ganz zwischen dem Strom und steilen Felsen eingeengt, der kleine freundliche Ort

Thal Ehrenbreitstein. Dicht über demselben erhebt sich der Felsen, auf dem die Festung Ehrenbreitstein steht, einer der festesten Plätze in Deutschland, deren Bau erst 1815 neubegonnen wurde, und mehrere Millionen gekostet hat. Die ganze Gegend ist jetzt so befestigt, daß die Feinde hier einen harten Stand haben würden; denn auch Coblenz ist kürzlich befestigt worden, und hat zwei Bergfestungen neben sich. Mit Bewunderung sieht man hier,

was die menschliche Kraft vermag. Unter andern sind die Brunnen dieser Festung mehrere hundert Fuß in den Felsen hineingearbeitet. — Nicht weit davon ergießt sich die Lahn rechts in den Rhein.

Von Coblenz beginnt nun der schönste Theil des herrlichen Rheinthales. Von hier bis Bingen 10—12 Stunden weit, laufen weinbewachsene Felsen dicht an beiden Ufern hin, und lassen kaum so viel Raum, daß kleine reizende Städtchen und Dörfer sich hier ausbreiten können. Ueber ihnen auf dem Scheitel der Felsen stehen theils alte, theils neue Schlösser; jene erinnern mit ihren grauen Trümmern an die Zeiten des Faustrechts. Von den hier am linken Rheinufer liegenden Städtchen merken wir uns nur drei: Boppard, St. Goar und Bacharach. Dicht über St. Goar liegt auf einem hohen Felsen die Ruine der Festung Rheinfels. Das rechte Rheinufer ist von Coblenz aufwärts nassauisch; daher gehören die da liegenden Städte nicht hieher. — Noch eine Stadt, die von dem Hauptlande getrennt, mitten in Hessen liegt, aber zum preußischen Staate gehört, müssen wir nennen:

Wetzlar, in einer romantischen Gegend an der Lahn, selbst aber altmodisch gebaut und wenig bevölkert. Jetzt ist sie unbedeutend; bis zur Auflösung des deutschen Reichs aber war sie der Sitz des Reichskammergerichts, welches, wie jetzt der Bundestag in Frankfurt, in den Streitigkeiten der deutschen Fürsten unter einander Recht sprach.

Das Königreich Bayern.

Die Lage des Königreichs Bayern ist auf der Karte nachzusehen. Es erstreckt sich vom Rhön- und Thüringerwaldgebirge bis an die nördlichen Alpen (s. oben bei den Deutschen Gebirgen). Dies ist der Haupttheil des Königreichs. Der kleinere, davon getrennte, Theil aber liegt auf dem linken Ufer des Rheins, an der Gränze Frankreichs.

Boden: Im Norden und Süden ist das Hauptland sehr bergig. Mitten durch aber geht das Donauthal. Die nördlichen Gebirge sind: der Spessart, das Rhöngebirge, der Steigerwald und das Fichtelgebirge. Alle vier haben nur mäßig hohe Berge. Am Fuße dieser Gebirge ist ein reizendes Hügelland, das sich bis zur Donau immer mehr verflacht, und einen Ueberfluß von Getreide und Obst hervorbringt. Hier ist das Klima mild, und dem Weinbau sehr günstig. Die beiden Ufer der Donau sind flach bis mehrere Meilen unterhalb Regensburg (bis Straubing). Hier tritt eine Fortsetzung des Böhmerwaldes, der bayersche Wald, bis an dem Strom. Hier und da am südlichen Ufer waren sonst sogenannte Moose, unfruchtbare Striche, kahles Sumpfland. Jetzt sind sie aber urbar gemacht, und demnach sind beide Ufer trefflich zum Getreidebau.

Ganz im Süden steigt das Land immer höher zu den Alpen heran. Hier sind die Berge zum Theil sehr hoch, die Luft rauher, und die Natur romantisch. Im südöstlichen Theile kommen sogar schon Gletscher vor; es ist ein wahres Schweizerland. Unter die höchsten Berge im baierschen Hochlande gehören der: Zugspitz (über 10,180'), der Wetterschroffen oder Nebelspitz (9,800'), der Hochvogel u. a. — Längs der Ostgränze, nach Böhmen hin, läuft der Böhmerwald.

In Rheinbayern ist der Boden meist bergig. Von Süden dringt der Wasgau (die Vogesen) ins Land, und endigt sich nördlich in den Donnersberg.

Flüsse: Bayern hat zwei Hauptflüsse: im Hauptlande die Donau, in Rheinbayern den Rhein. Alle übrige Flüsse sind Nebenflüsse des einen oder des andern Stroms. Zuerst

Die Donau. Sie durchströmt das Land in einem großen Bogen ungefähr in der Mitte. Die meisten und bedeutendsten Nebenflüsse sind auf der rechten oder südlichen Seite, weil hier die ansehnlichsten Berge sind. Die bedeutenderen Nebenflüsse heißen von Westen nach Osten:

1. die Iller. Sie kommt vom Hochvogel auf der tyroler Gränze, bildet meist die Gränze gegen Würtemberg, und geht bei Ulm in die Donau;

2. der Lech. Er kommt aus Tyrol;

3. die Isar entspringt auf der tyroler Gränze;

4. der Inn, der größte dieser vier Flüsse. Er kommt aus der Schweiz, wo er ein langes Thal zwischen schroffen, hohen Bergen, das Engadin, durchfließt, strömt dann durch Tyrol, nimmt in Baiern rechts die Salzach oder Salza auf, und fällt bei Passau in die Donau. — So wie der Schnee auf den Alpen zu gehen (schmelzen) beginnt, gestalten sich die Isar und der Inn zu reißenden Strömen, die oft großen Schaden verursachen.

Die Nebenflüsse der Donau sind links:

1. Altmühl.

2. Naab.

3. Regen. Alle drei fließen in der Nähe von Regensburg, der letzte dicht bei dieser Stadt, hinein.

Der Rhein fließt zwar nur neben Rheinbaiern hin, nimmt aber auch Flüsse auf, die aus dem nördlichen Theile des Hauptlandes kommen. Der Hauptfluß ist hier

der Main. Er entsteht aus zwei Flüßchen, dem weißen und dem rothen Main, von denen jener am Fichtelgebirge, dieser am südlichen Abhange desselben entspringt, und die sich beide bei Culmbach vereinigen. Dann nimmt der vereinigte Fluß links (südlich) die Regnitz auf, welche rechts die Pegnitz mitbringt. Daß der Main dann nach vielen Krümmungen bei

Mainz in den Rhein fällt, ist schon in der Einleitung gesagt worden.

An Seen, und zwar ziemlich großen, ist das Land in der Nähe der Alpen ungemein reich. Es sind dies große Bergkessel, die sich mit Wasser gefüllt haben. Alle diese Seen haben daher eine wahrhaft herrliche Lage, mit meist hohen Bergen, mit Wäldchen, Schlössern, ehemaligen Abteien, neuen Kolonien und anmuthigen Dörfern umgeben. Die größeren sind: der Chiemsee, der eine Länge von 5 Stunden hat, und zwei reizende Inseln enthält; der Wurm- und der Ammersee.

Klima. Daß das Klima in den Gegenden nördlich der Donau milder ist als südlich derselben, ist schon gesagt worden; sehr natürlich, da die Gebirge, die das Land im Norden wie mit einem Kranze umgeben, den Nordwinden wehren. Hier ist daher ein reiches Obst- und Weinland. Eben so mild ist die Luft in den Niederungen an der Donau. Aber nach Süden zu, wo sonst die Luft wärmer wird, nimmt die Kühle zu. Denn hier ist der umgekehrte Fall wie in den nördlichen Provinzen: die Alpen hindern das Eindringen des Südwindes, und verbreiten eine kühle, scharfe Luft über das bis zur Donau hochgelegene Land.

Producte: In einem Lande, das theils aus Bergen und Thälern, theils aus flachen Gegenden besteht, müssen die Producte sehr verschiedenartig seyn. Wir können darnach vier verschiedene Striche annehmen. In den nördlichen Gegenden in und an jenen vier Gebirgen, also in den schönen, milden Maingegenden, ist Gemüse-, Obst- und Weinbau vorherrschend. Franken (so heißt diese Gegend), vorzüglich die Umgegend von Bamberg, bringt eine so große Menge von Gartengewächsen aller Art hervor, daß damit das Land weit und breit versehen wird. So ist es auch mit dem Obste; nicht nur die gewöhnlichen Sorten, sondern auch feinere Früchte, als Wallnüsse, Pfirsichen, Aprikosen, wachsen hier in solchem Ueberflusse, daß man sie nicht alle frisch verspeisen kann. Darum trocknet man sie, man macht sie ein, und nun ziehen Weiber mit dem getrockneten Obste, besonders mit getrockneten Pflaumen der edelsten Gattung (sogenannter Prünellen oder Katharinenpflaumen), durch ganz Deutschland, und verkaufen es. Wein ist besonders viel am Mittel-Main, zwischen dem Steigerwald und dem Spessart, angebaut. Das sind die sogenannten Frankenweine. Die besten wachsen bei Würzburg, und unter den würzburger Weinen zieht man wieder den Stein- und Leistenwein allen übrigen vor. — Der zweite Strich ist der an der Donau. Auf beiden Ufern wächst weit hin bis an den Fuß der Gebirge sehr viel Korn, mit dem das ganze Land, auch die Gebirgsbe-

wohner versehen werden. — Im südlichen Gebirge, in den Alpen, giebt es Holz, Metalle und verschiedene Bergthiere, unter andern auch Gemsen. — Endlich in Rheinbaiern ist viel Getreide, Wein und Obst.

Einwohner: Die Baiern sind sämmtlich Deutsche. Ihr Dialekt ist etwas voll, wie im ganzen Süddeutschlande, und voll tiefer Vocale und Zischlaute, was uns Norddeutschen auffällt. Für die Bildung des Volks ist in den letzteren Jahren ungemein viel gethan, und besonders wirkt die jetzige Regierung dafür mit großem Eifer. Der größte Theil der Einwohner ist katholisch; nur im ehemaligen Franken und Schwaben bekennen sich viele zur evangelischen Kirche. An der Spitze des Königreichs steht ein König, der durch eine höchst wohlgeordnete Verfassung eingeschränkt ist.

Städte des Hauptlandes *):

Augsburg, liegt am Lech, und ist eine große, ansehnliche Stadt. Sie hat zwar nur gegen 33,000 Einwohner, aber ihr Glanz ist auch gegen sonst sehr gesunken. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert war sie der Mittelpunkt des ganzen süddeutschen Handels, und so reich, daß einzelne Kaufleute Millionen in Vermögen hatten. Die Fugger waren so reich, daß sie späterhin zu Grafen und zuletzt zu Fürsten ernannt wurden, und die Welser behaupteten sogar lange Zeit die Herrschaft über die Landschaft Venezuela in Südamerika **). In dieser Blüthe ist nun der Handel hier nicht mehr, und daher hat auch die Volksmenge abgenommen. Da sie eine sehr alte Stadt ist, so sind mehrere Straßen eng, und viele Gebäude alterthümlich, aber doch zum Theil auch schön und groß. Besonders gut nehmen sich die vielen, aus der Römerzeit herrührenden Springbrunnen aus, mit denen die Straßen geziert sind. Die vielen schönen, zum Theil sehr alten Kirchen, und das große prächtige Rathhaus sprechen uns nicht so an, als das alte Schloß, oder die Pfalz, auch wohl der Bischofshof genannt, weil hier einst die Bischöfe der Stadt ihre Wohnung hatten. Hier nämlich ist der Saal, in welchem Karl V. 1530 den Reichstag hielt, auf welchem die evangelischen Fürsten die augsburgische Confession überreichten ***). Vor

---

*) Wir haben die Eintheiluug des Königreichs in 8 Kreise weggelassen, weil sie für die weibliche Jugend kein Interresse haben kann, um so mehr, da wir glauben, daß unser Werk mehr im nördlichen, als im südlichen Deutschlande werde gebraucht werden. Sollte es aber beim Unterrichte in Baiern, Würtemberg u. s. w. angewendet werden, so kann jeder Lehrer leicht die Kreiseintheilung hinzufügen, da wir die Städte der verschiedenen Kreise nicht durch einander geworfen haben. Es folgen nämlich erst die Städte des Oberdonaukreises, dann des Isar-, Unterdonau-, Regen-, Retzat-, Obermain-, Untermain- und Rheinkreises.

**) Auch ist Augsburg die Geburtsstadt der unglücklichen Agnes Bernauer. S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 1, S. 450.

***) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3, S. 33. Meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 57.

der Pfalz dehnt sich der Frohnhof aus, auf welchem im Mittelalter glänzende Turniere gehalten wurden. Auch besehen wir uns die Fuggerei. Das ist ein besonderer, aus 106 kleinen Häusern bestehender Bau, der von der reichen Familie Fugger den Namen hat. Diese Häuser werden für eine sehr geringe Bezahlung an arme Leute vermiethet, eine gar wohlthätige Einrichtung, die den Fuggers viele Ehre macht. Unter den vielen hier blühenden Fabriken sind besonders die für Gold- und Silberwaaren wichtig. Was unsere Goldarbeiter einzeln arbeiten, das wird dort durch Maschinen fabrikmäßig verfertigt; z. B. die Petschafte und andere Zierrathen, die wir an den Uhren tragen, die Ohrringe u. dergl. werden dort, eben wegen der Maschinen, weit wohlfeiler gearbeitet, als wenn wir sie bei uns wollten machen lassen, und daher durch ganz Deutschland verschickt. — Südlich von Augsburg befindet sich eine große, weite Ebene, die ringsum von Hügeln umgeben ist, auf denen hier und da Dörfer liegen. Diese Ebene heißt das Lechfeld, und ist ohne Zweifel vor uralten Zeiten ein See gewesen. Hier war es, wo Kaiser Otto I. die wilden Ungarn 955 besiegte *). Gerade nördlich von Augsburg, unweit der Lechmündung liegt

Donauwörth, ein Städtchen an der Donau. — Gehen wir von Augsburg nach dem Bodensee zu, so kommen wir über die kleinen Städte

Memmingen und Kempten nach

Lindau. Sie liegt auf drei Inseln des Bodensees, die durch eine ziemlich lange hölzerne Brücke mit dem festen Lande in Verbindung stehen. Die Lage der Stadt ist reizend. Vor sich hat sie den weiten Bodensee, dessen südliche Ufer man in der Ferne sieht, und jenseit des Sees ragen die Berge der Schweiz empor. Hinter ihr aber liegen anmuthige Berge, mit Wein- und Obstpflanzungen bedeckt. Sie ist zwar nur klein, aber sehr lebendig, und wurde deshalb im Mittelalter Klein-Venedig genannt; denn eine Menge sehr großer Segelschiffe und Dampfboote fahren täglich aus dem herrlichen, ganz neu erbauten Hafen nach der gegenüberliegenden Schweiz, nach Bregenz in Oestreich, nach dem Friedrichshafen in Würtemberg und nach Constanz in Baden. Viele Fahrzeuge schiffen bis in den Rhein nach Schaffhausen.

Gehen wir nun weiter nach Osten, so kommen wir nach

München, der Hauptstadt des ganzen Königreichs und der Residenz des Königs. Sie liegt unweit des linken Ufers der Isar, und hat 96,000 Einwohner. Die nächsten Umgebungen dieser merkwürdigen Stadt sind, wie die Berlins, etwas öde; allein wir mögen uns ihr von einer Seite nahen, von welcher wir wollen, so führen uns herrliche, mit Bäumen bepflanzte Kunststraßen zu den größtentheils neuen und geschmackvollen Thoren. München ist reich, wie nur wenige Städte, an herrlichen, riesigen Palläsien und Gebäuden, an prachtvollen, öffentlichen Plätzen, und an breiten, langen Straßen, unter denen die Ludwigsstraße für eine der

*) S. Weltgesch., Th. 2., S. 51. Geschichte der Deutschen, Th. 1., S. 202.

der schönsten in Europa gehalten wird; namentlich hat der jetzige, sehr kunstliebende, König sehr viel für die Ausschmückung der Stadt gethan, und mehrere der von ihm unternommenen Gebäude sind ihrer Vollendung nahe, wie der Flügel des königlichen Schlosses, Königsbau genannt, nach dem Muster des Residenzpallastes Pitti in Florenz aufgeführt, das neue Bibliothekgebäude, die Ludwigskirche mit zwei Thürmen in byzantinischem Geschmacke, die große Pinakothek (Bildergallerie) u. m. a. Den Max-Josephsplatz wird nächstens die eherne Bildsäule König Maximilians I., den wittelsbacher Platz die colossale Reiterbildsäule Kurfürst Maximilians I., und den Ordensplatz ein hundert Fuß hoher Obelisk, auch von Erz, zum Andenken an die in Rußland 1812 gefallenen bayerschen Krieger, zieren. Unter den älteren, oder doch wenigstens vollendeten Prachtgebäuden sind die merkwürdigsten: das Königl. Residenzschloß, das schon Gustav Adolph bewunderte, und hinter dem ein großer Park 1½ Meile an der Isar hinabführt, das Odeon, der neue Bazar, der neue prachtvolle Pallast des Herzogs Max, der leuchtenbergische Pallast. Unter den Anstalten sind zu merken: die Universität, die sich früher in Landshut, und noch früher in Ingolstadt befand; die Akademie der Wissenschaften, deren Präsident und Zierde einst Friedrich Heinrich Jacobi*) war; die Academie der Künste, die den Ruhm hat, daß hier zwei denkende Köpfe, beinahe zu gleicher Zeit, Sennefelder und Prof. Schmidt, die Kunst des Steindruckes erfanden. Auch lebte der Wiedererfinder der Glasschmelzmalerei, Frank in München. Ferner ist hier die ausgezeichnete Werkstätte für astronomische, optische und mathematische Werkzeuge des berühmten Fraunhofer, der zwar seit 1827 todt ist, aber die Werkstatt fährt fort, ihren Ruhm zu behaupten. Aus ihr ist das beste Fernrohr hervorgegangen, das man jetzt besitzt, und das der Universität Dorpat gehört, mit dem der dortige Astronom Struwe bereits wichtige Entdeckungen am Sternenhimmel gemacht hat. Endlich hat München auch ganz ausgezeichnete Sammlungen: des Naturalien- und Kupferstichcabinet, die herrliche Pinakothek, die Bibliothek, eine der größten nnd ausgezeichnetsten Deutschlands, die Glyptothek d. i. eine Sammlung von Bildsäulen, die der König schon als Kronprinz angelegt hat. Kurz München gehört zu den schönsten und merkwürdigsten deutschen Städten. Eine Stunde vor der Stadt liegt das schöne königliche Schloß Nymphenburg mit einer großen königlichen Porzellanfabrik, und 3 Stunden von München das Schloß Schleißheim mit einer berühmten Bildergallerie. — Wenn man von München die Isar hinab fährt, so kommt man nach

Landshut, sonst einer Universitätsstadt. Aber seit 1827 ist die Universität nach München verlegt. Sehenswürdig ist der hohe Thurm, der selbst noch um 9 Fuß höher ist, als der hohe Münster in Straßburg. Außerhalb der Stadt liegt auf einem Berge die

---

*) S. mein Lehrb. d. Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 2. S. 334, und Th. 4. S. 200.

Ruine der Burg Trausnitz, welche von Einigen für das Schloß gehalten wird, in welchem Friedrich von Oestreich gefangen saß *). — Wenden wir uns von München gerade nach Osten, so kommen wir erst nach dem Dorfe

Hohenlinden, wo 1800 der französische General Moreau die Oestreicher besiegte, und dann nach

Mühldorf, einem Städtchen am Inn. In der Nähe war die Schlacht, in welcher Kaiser Ludwig der Baier 1322 seinen Gegner, den schönen Friedrich von Oestreich, besiegte und gefangen nahm *). — Wenden wir uns aber von München gegen Südosten, so gelangen wir in das romantische Alpenland, zwischen himmelhohen Bergen. Da finden wir drei merkwürdige, obwohl kleine Oerter:

Traunstein, Reichenhall und Berchtesgaden. In Berchtesgaden, das ganz zwischen hohen, steilen Bergen in einer wilden Gegend eingeengt liegt, werden aus Holz, Elfenbein und Knochen tausenderlei niedliche Schnitzeleien und Spielsachen von den geschickten Einwohnern verfertigt. Ferner sind hier in der Nähe überaus reiche Steinsalzlager. Man haut in denselben große Kammern aus, füllt sie mit süßem Wasser, und leitet das nun salzige Wasser, weil es hier an Holz fehlt, nach Reichenhall. Hier sprudeln an 30 reichhaltige Salzquellen aus der Erde. Durch ein ungeheures Rad, das mit Schöpfkannen versehen ist, wird dieses und das aus Berchtesgaden hergeleitete Salzwasser in die Höhe gehoben, und nun 7 Stunden weit vermittelst einer sehr künstlichen Wasserleitung nach Traunstein geleitet, wo es erst zu Salz versotten wird, weil hier das Holz wohlfeiler ist. Diese sinnreichen Maschinerien verdankt man einem Freunde und Kunstgenossen Sennefelders, Reichenbach. — Reisen wir endlich von München nach Süden, so kommen wir nach dem kleinen, aber wunderherrlich liegenden

Tegernsee. An diesem von hohen Bergen eingeschlossenen See liegt ein königliches Schloß gleiches Namens, jetzt der Wittwensitz der Königin-Mutter, die sich hier wegen der reizenden Lage des Sommers aufzuhalten pflegt.

Im östlichen Theile des Landes, südlich von der Donau, kommen wir nach

Passau, am Einflusse des Inn in die Donau, in einer äußerst herrlichen Gegend. Die bis dahin meist flachen Donauufer werden vor Passau felsig, und bei dieser Stadt drängt sich der Strom brausend zwischen den meist starkbewaldeten Felsen hindurch. Passau ist eine Mittelstadt, und hat ein sehr schönes Schloß. Jenseits der Donau liegen auf hohen, steilen Felsendie beiden Citadellen: Ober- und Unterhaus. Die Frauen und Mädchen von Passau sind wegen ihrer Schönheit berühmt. In dem Posthause besehen wir den großen Saal, in welchem 1552 König Ferdinand mit Moritz von Sachsen den passauer Vertrag unterzeichnete, der uns

*) S. mein Lehrb. d. Weltg. f. Töchterschulen, 4te Ausg. Th. 2. S. 201. S. auch meine deutsche Geschichte für Töchterschulen, Th. 1. S. 411.

Evangelischen zuerst freie Religionsübung zusicherte *). In der Nähe der Stadt wird schönes Wasserblei und Thon gefunden, aus denen die berühmten passauer Schmelztiegel verfertigt werden, die man weit und breit verführt. Auch verdient die Perlenfischerei im Flüßchen Ilz, das sich auch hier in die Donau ergießt, gemerkt zu werden. In der königl. Schatzkammer in München sieht man recht große und reine Perlen, die in der Ilz gefunden worden sind. — Von hier wenden wir uns die Donau aufwärts, und kommen nach der alten Stadt

Regensburg, auf dem rechten Donauufer. Sie liegt gerade da, wo der Strom den nördlichen Bogen macht, am Einflusse des Regens, und unfern der Mündung der Naab, die vom Fichtelberge kommt. Alle Gassen beweisen uns, daß die Stadt sehr alt und ihr ehemaliger Flor gesunken sey. Die Häuser sind hoch, aber alterthümlich, und die Gassen meist eng, düster und winkelig. Sie hat 24,000 Einwohner. Der Dom gehört unter die merkwürdigsten alterthümlichsten Gebäude Deutschlands, und wird dem Münster in Straßburg an die Seite gesetzt. Außer ihm fallen noch zwei Bauwerke auf: die lange, steinerne Donaubrücke, die nach der gegenüberliegenden Vorstadt Stadt am Hof führt, und zwar nicht so schön ist als die prager Moldaubrücke, ihr aber an Länge nicht viel nachgiebt. Sie ist schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Friedrichs des Rothbarts Zeiten erbaut. Ferner besehen wir das alte Rathhaus. Wie manche Reichstage sind hier gehalten worden! Wie mancher Kaiser, wie manche Fürsten sind einst hier aus- und eingegangen! Auch versammelte sich hier der nachher immerwährende Reichstag. Jetzt steht die Stadt da, wie ein Greis, der seinen Ruhm überlebt hat, und sich nur noch an der Erinnerung früherer Jahre erquickt. Aus der deutschen Geschichte ist bekannt, daß der berühmte Mathematiker und Astronom, Joh. Kepler 1630 hier starb **). Ihm ist darum hier ein Denkmal errichtet worden. Recht lebhaft ist hier die Schifffahrt nach Wien und Ungarn. Die leicht zerbrechlichen Fahrzeuge, die nur für eine Reise gebaut werden, fahren hier mit Blitzesschnelle durch die Bogen der alten Brücke hindurch. — Fahren wir aber die Donau aufwärts, so kommen wir nach

Ingolstadt, einer kleinen Stadt an der Donau. Die sonst hier blühende Universität, an welcher der berüchtigte Eck, Luthers Widersacher, Prokanzler war, ist längst nicht mehr hier. Sie wurde nach Landshut verlegt, und ist jetzt bekanntlich in München. Ingolstadt wird jetzt in eine sehr starke Festung verwandelt. Nun verlassen wir die Donau, und gehen nach den nordwärts gelegenen Gegenden über. Gerade nördlich von Ingolstadt kommen wir nach

Nürnberg, das von der Pegnitz durchflossen wird und über 30,000 Einw. hat. Die hohen alten Gebäude, die meist engen und unregelmäßigen Gassen erinnern uns, daß sie eine der ältesten Städte

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 3., S. 47. Auch meine Gesch. der Deutschen, Th. 2., S. 105.

**) S. meine deutsche Geschichte für Töchterschulen, Th. 2., S. 162.

Deutschlands sey. Wie in Augsburg, so ist auch hier die ehemalige Größe geschwunden. Aber der alte Ruhm, eine der Hauptpflegerinnen deutscher Kunst gewesen zu seyn, macht sie uns höchst merkwürdig. Sie war, wie Augsburg, sonst eine freie Stadt, und daher entwickelten sich hier mehr als anderswo die Talente der Künstler. Der Meistersänger und Schuhmacher Hans Sachs wurde hier geboren, sang und starb hier 1576 *) Hier lebte der treffliche Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer **) (gest. 1528). Peter Hele erfand hier die Taschenuhren (nürnberger Eier); auch wurden hier die Windbüchsen, Clarinette, die Holzschnitte und das Messing erfunden. Noch jetzt zeugen von der Kunstliebe der alten Nürnberger, besonders des 16. Jahrhunderts, die vielen Springbrunnen in den Straßen, und vorzüglich die schönen Gemälde Albrecht Dürers und anderer Maler in den Kirchen, und in dem großen, alterthümlichen Rathhause. Unter den Kirchen, die zum Theil noch gemalte Glasfenster haben, zeichnet sich besonders die alte Sebalduskirche aus, und in ihr besehen wir das Grabmal des heil. Sebaldus. Seine Gebeine liegen in einem alten, mit Gold- und Silberblech überzogenen Sarge, und um diesen herum stehen die Bildsäulen der 12 Apostel von Bronze, von herrlicher Arbeit, ein Werk des berühmten Bildhauers Peter Vischer, eines Zeitgenossen Dürers. Dann steigen wir auf die Burg, oder die alte Reichsfeste, auf einem Berge, von dem wir die Stadt und die ganze umliegende Gegend überschauen. Wir bewundern die ungeheuern Steinmassen, aus denen sie erbaut ist, diese alte Residenz der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, aus deren Geschlecht das preußische Königshaus entsprossen ist. Noch jetzt ist Nürnberg eine der gewerbfleißigsten Städte, und verfertigt eine Masse der verschiedensten Waaren. Dahin gehören unter vielen andern die bekannten Spielsachen aller Art, die wir auf unsern Jahrmärkten ausgestellt sehen, und die uns in unsrer Kindheit so erfreut haben; ferner Blech-, Holz-, Messing-, Eisenwaaren der mannigfaltigsten Art, Pinsel, Farbenkasten, Bleistifte, Wagschalen, Gewichte, Zahlpfennige, Zinnwaaren, Knöpfe, musikalische Instrumente, Reißzeuge, Billardkugeln und andere Sachen von Elfenbein, Oblaten, Siegellack, Kupferstiche, Landkarten, Globus u. s. w.: kurz alle die Waaren, die wir mit Einem Worte kurze Waaren nennen. Mit diesen Sachen treiben die fleißigen Nürnberger einen weitausgebreiteten Handel in alle Welt. Die nürnberger Waaren werden aber nicht allein in der Stadt selbst, sondern auch in mehreren umliegenden Städtchen gemacht, z. B. in

Fürth, 1 Meile von Nürnberg. Außerdem ist Fürth eine recht eigentliche Judenstadt; denn der größte Theil der Einwohner be-

---

*) S. meine deutsche Literatur für das weibl. Geschl., Th. 2. u. Th. 4. Auch meine deutsche Geschichte für Töchterschulen, Th. 1., S. 454.

**) Ebend. Th. 2., S. 121., und mein Lehrbuch der Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Bd. 3., S. 59—64. Dürers Grabmahl, von 2 Trauerweiden umschattet, hat die einfache Inschrift: „Was an Albr. Dürer sterbl. war, liegt unter diesem Hügel.“ Auch Wilibald Pirkheimer's, seines Freundes, Grab ist mit Blumen umpflanzt.

steht aus Juden, die hier eine Art von Universität haben. Gleich südlich von Nürnberg liegt

Schwabach, auch eine fleißige Fabrikstadt; besonders wird hier eine unendliche Menge von Nadeln gemacht. Gehen wir von Nürnberg nach Westen, so kommen wir nach

Ansbach. Ehedem, als es noch besondere Markgrafen von Ansbach gab, war die Stadt die Residenz derselben. Das schöne Residenzschloß steht noch. Zwischen Ansbach und Augsburg, hart an der Gränze von Würtemberg, liegt in einer weit ausgebreiteten und sehr fruchtbaren Ebene das Städtchen

Nördlingen. An der Stadt selbst ist nichts zu sehen; aber sie ist merkwürdig wegen der Schlacht, die hier die Kaiserlichen gegen Herzog Bernhard von Weimar und General Horn 1634 gewannen *). Wenden wir uns von Nürnberg etwas nördlicher, so finden wir

Erlangen, eine sehr nett und freundlich gebaute Stadt. Die Universität ist zwar nicht so besucht als die in München, aber doch eine sehr verdiente Anstalt. Wir kaufen uns hier eine Parthie weicher Lederhandschuhe, die hier von besonderer Güte gemacht werden. Die Handschuhmacher holen dazu die Ziegenfelle aus Tyrol, der Schweiz und selbst aus Italien. Auch sind die hiesigen Pfeifenrohrspitzen berühmt, und das treffliche Bier. Ueber dieser Stadt liegt

Bamberg, eine recht hübsche, reinliche Stadt in einer höchst angenehmen Gegend an der Rednitz mit 20,000 Einw. Dicht vor der Stadt erhebt sich ein Berg, auf dem die Ruinen des alten Schlosses Babenberg liegen. Sonst war Bamberg die Residenz eines reichen Bischofs; daher ist noch hier ein schönes Schloß, der ehemalige Bischofssitz. Der Stifter des Bisthums war Kaiser Heinrich II. der Heilige (1002—1024). Er und seine fromme Frau Kunigunde liegen in der alten Domkirche begraben **). Viele Leute beschäftigen sich hier mit dem Obstbau und mit dem Trocknen des Obstes, und die Frauen ziehen dann mit getrockneten Birnen, Aepfeln und Pflaumen von vorzüglicher Güte in Deutschland herum. Mit Bamberg in gleicher Breite, östlich, liegt

Baireuth, eine sehr schön gebaute, mit Pallästen gezierte Stadt in einer höchst angenehmen Gegend am rothen Main, mit Alleen und freundlichen Spatziergängen umgeben. Die ehemaligen Markgrafen von Baireuth hatten hier ihre Residenz, und das Schloß ist noch ein gar schönes Gebäude. Die Stadt hat etwas recht Großstädtisches. Besonders schön sind die Anlagen um die Stadt herum. Auch dürfen wir nicht vergessen, den Begräbnißplatz zu besuchen, auf welchem der berühmte Dichter, der Legationsrath Jean Paul Richter (gestorben 1825), begraben liegt. Die hiesigen Brauereien liefern ein berühmtes Bier. Nicht weit von der Stadt liegt das berühmte

Muggendorfer-Thal in einem Zweige des Fichtelgebirges. Das Thal ist an sich schon recht schön; überall sieht man einen

---

*) S. meine deutsche Geschichte, Th. 2., S. 240.

**) Ebend. Th. 1., S. 214 u. 216. Auch meine Weltgesch. f. Töchter-Schulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 62.

üppigen Graswuchs, eine Pracht von Wiesenblumen; auf den Seiten ragen graue und weiße Felsenmassen von sonderbaren Formen herüber, und auf zweien zeigen sich zwei alte Felsenschlösser. Aber seine Hauptmerkwürdigkeit besteht in den Höhlen, deren es hier mehrere giebt. Es sind ihrer 13, die bereits untersucht sind. Da sie im Kalkgebirge sind, so sind sie ganz voll Tropfsteine (Stalaktiten), welche die mannigfaltigsten und sonderbarsten Figuren bilden. Jede Höhle besteht aus mehreren Grotten, die durch engere und weitere Durchgänge mit einander verbunden sind. Zwei dieser Höhlen sind besonders merkwürdig: die Rosenmüller- und Gailenreuther-Höhle. Die erstere, die ein hohes, unabsehbares Gewölbe von 300′ bildet, ist inwendig überall mit Tropfsteinbildungen ausgeschmückt. Da sieht man emporstrebende Säulen, herabhängende Zapfen, Pfeiler, die von unten bis an die Decke reichen, Vorhänge, Kanzeln, Kürbisse, Melonen, menschliche Figuren in den wunderbarsten Stellungen u. s. w. So merkwürdig dies nun auch anzusehen ist, so ist doch die Gailenreuther-Höhle für die Geschichte der Erde noch viel wichtiger. Im Gestein derselben befinden sich unzählige Knochen und Schädel von Thieren, schichtweise von Kalkstein überzogen, auch einige liegen lose am Boden, und noch andere befinden sich im Tropfsteine. Auch in andern benachbarten Höhlen befinden sich solche Knochen, aber nicht in solcher Menge. Die Höhle besteht aus 6 bekannten und mehreren noch nicht untersuchten Abtheilungen, welche alle dergleichen Knochen aus der Vorzeit enthalten. Je tiefer man in diese Höhlen dringt, desto merklicher wird ein unangenehmer Modergeruch, der schon in der fünften ein völliger Aasgestank ist. In dieser 5ten Abtheilung ist aber auch nur eine 5—6′ tiefe Schicht von schwarzer, fetter Modererde, die nichts anders seyn kann, als der Rest der verweseten Theile der hier sonst lebenden Thiere. Die hier durch die Natur begrabene Thiergeneration gehört zu keiner der jetzt noch vorhandenen Thiergattungen ganz. Man unterscheidet an diesen Knochen vorzüglich zwei Gattungen, deren eine mit dem jetzigen Eisbären, die andere mit dem jetzigen Tiger Aehnlichkeit hat; aber beide sind von weit ansehnlicherer Größe als die jetzt lebende Art. Auch hat man Knochen und Schädel vom nordischen Vielfraß gefunden. Der eine Kopf ist so groß, daß der Eisbär, dem er angehört hat, eine Länge von 9 Ellen gehabt haben muß, d. i. so lang als $3\frac{1}{2}$ Menschen über einander. Welches Ungeheuer!

Von Baireuth besteigen wir den nahen Fichtelberg, und finden am Fuße desselben, aber noch ganz in einem Bergkessel, das Bergstädtchen

Wunsiedel. Die ganze Gegend ist ungemein rauh. Die Stadt treibt einen starken Handel mit Eisenwaaren, und war der Geburtsort Jean Paul Friedrich Richters*). Nicht weit davon ist der schöne Gesundbrunnen, das

Alexandersbad, nahe bei der böhmischen Gränze. — Steigen wir über das Fichtelgebirge, so finden wir an seinem nördlichen Abhange die Stadt

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl. Th. 4., S. 254.

Hof, eine Gränzstadt gegen Sachsen, in neuester Zeit großentheils abgebrannt, aber schöner wie zuvor wieder aufgebaut. Hier herrscht ungemein viel Fleiß. Eine Menge von Tuchen, Kattun, Musselin, Schleier und ähnlichen Waaren wird hier verfertigt. Rings um die Stadt sieht man fast nichts als Fabrikgebäude. — Auf der Westseite des Fichtelgebirges liegt das Städtchen

Kronach oder Kranach, das wir gar nicht erwähnen würden, wenn es nicht um des berühmten Malers, Lucas Kranach, willen geschähe, der hier geboren wurde, und 1553 in Weimar starb *).

Wir gehen nun nach dem nordwestlichen Theil des Königreichs über, in die Gegenden des Steigerwaldes, des Rhön- und Spessartgebirges. Wenn wir von Bamberg den Main hinuntergehen, so führt uns der Fluß, indem wir den Steigerwald links lassen, nach

Würzburg. Auch diese Stadt war sonst ein ansehnlicher Bischofssitz, so wie Bamberg, jetzt mit mehr als 21,000 Einwohnern. Schon der heilige Bonifaz hatte das Bisthum 741 gestiftet. Diese Bischöfe waren gar reiche Herren; daher ist auch das ehemalige bischöfliche Schloß ein sehr prächtiges Gebäude. Der Main fließt mitten durch die ziemlich große, aber doch etwas eng und unregelmäßig gebaute Stadt. Der größere Theil derselben liegt auf dem rechten Ufer. Die Gegend ist sehr anmuthig. Es ist ein von schönen Weinbergen eingeschlossenes Thal, dem der Main vieles Leben giebt. Die Stadt hat eine Universität (Wie heißen also die Universitäten Baierns?). Auf dem linken Mainufer liegt ein 400′ hoher Berg, der Marien- oder Frauenberg, dessen Gipfel mit einer Festung gekrönt ist, einst die Residenz der hier regierenden Fürstbischöfe. Der Abhang dieses Berges heißt die Leiste, und der hier wachsende treffliche Wein heißt der Leistenwein. Ferner liegt gegenüber ein andrer Berg, der Stein, der sich unterhalb der Stadt längs dem Ufer hinzieht, und auf dem der berühmte Steinwein wächst. Ueberhaupt sind hier um Würzburg herum, am Main entlang, so viele Weinberge, daß die Stadt einen ansehnlichen Handel mit Wein treibt. — Außer dem großen, sehr reich dotirten Juliushospital, einer der berühmtesten Krankenanstalten Deutschlands, ist auch das orthopädische Institut zu merken, das erste der Art, in welchem schiefwachsende Personen behandelt werden. — Nun fahren wir den Fluß noch weiter hinab, und kommen nach

Aschaffenburg, einem lieblichen Ort in einer noch lieblicheren Gegend am Main. Hier wohnten die ehemaligeu Kurfürsten von Mainz während des Sommers. Daher ist hier noch ein schönes, ansehnliches Schloß. Nahe dabei liegen noch zwei andere schöne Lustschlösser mit sehr anmuthigen Anlagen: der schöne Busch und das schöne Thal. — Zuletzt reisen wir noch in das benachbarte Rhöngebirge, und besuchen hier den Badeort

Brückenau. Er liegt in einem reizenden Thale, das durch

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 114. Auch meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 52.

Gartenanlagen noch verschönert ist, und wird wegen seines trefflichen Gesundbrunnens im Sommer stark besucht.

Rheinbaiern: Ein schönes Ländchen, längs dem der Rhein mit reizenden Ufern hinströmt. Landeinwärts ist es hügelig, bis der Boden zum Vogesengebirge aufsteigt, dessen nördlicher Theil sich in den Donnersberg endigt. Der Gipfel dieses ehemaligen Vulcans ist kahl, und gewährt daher eine reizende Aussicht nach allen Seiten; seine Abhänge sind mit herrlichen Buchen bewaldet. Das ganze Land ist ein wahres Weinland. Große Städte finden wir hier nicht. Die größte Stadt,

Speier, hat nur 6000 Einw. Sie ist eine uralte, schon von den alten Römern angelegte Stadt am Rhein. An ihren meist unansehnlichen Häusern und unbedeutenden Gassen ist nichts zu sehen, wohl aber ist sie für die deutsche Geschichte eine wichtige Stadt. Wer sollte sich nicht erinnern, daß Kaiser Heinrich V., der unnatürliche Sohn des unglücklichen Heinrich IV., die Domkirche erbaute, in der diese beiden Kaiser begraben liegen *)? Hier war im 16ten und 17ten Jahrhundert der Sitz des von Maximilian I. gestifteten Reichskammergerichts **). Hier hielt Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, den berühmten Reichstag 1529, auf welchem der Name Protestanten entstand, weil sie gegen die Beschlüsse der Mehrheit protestirten ***). Speier war es endlich, das 1689 von den Franzosen auf eine so grausame Weise zerstört wurde, wobei sie selbst die Särge der Kaisergruft plünderten †) — Mitten im Lande liegt

Landau, eine kleine Stadt, aber starke Festung. Jene gehört zwar dem Könige von Bayern, die Festungswerke aber dem ganzen deutschen Bunde, d. i. nicht bloß bayersche, sondern auch andere deutsche Soldaten halten sie besetzt, und vertheidigen sie in Kriegszeiten. Dafür hat aber auch der König für die Unterhaltung der Werke nicht zu sorgen. — Nur dem Namen nach merken wir uns noch

Zweibrücken, wo sonst eine bayersche Nebenlinie (die jetzt königliche) residirte, und

Kaiserslautern, wo die Preußen 1794 einen Sieg über die Franzosen erfochten.

Das Königreich Hannover.

Von den berg-, hügel- und weinreichen Gegenden des fruchtbaren Baierns gehen wir aus Süddeutschland zu den flachen,

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 1., S. 255 u. 275. Meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl., Th. 2., S. 88.

**) Ebend. S. 482. Weltgesch. Th. 2., S. 271.

***) Ebend. Th. 2., S. 56. Weltgesch. Th. 3., S. 33.

†) Ebend. Th. 2., S. 277. Weltgesch. Th. 3., S. 239.

zum Theil öden Ebenen Hannovers in Norddeutschland über. Vom Harzgebirge zieht sich das Land bis zu den tiefliegenden Küsten der Nordsee hin.

Boden: Das Land zerfällt in zwei sehr ungleiche Theile. Der südliche, kleine Theil wird von dem weit größeren, nördlichen durch Braunschweig getrennt. Jener, der südliche, hat einige Gebirge. Rechts dringt aus dem Preußischen und Braunschweigischen der Harz herein, und links ist der Solling, der sich weiterhin, in Westphalen, an den Teutoburgerwald anschließt. Dies ist daher auch beinahe der einzige Theil des Landes, wo es schöne Gegenden giebt.

Der ganze nördliche Theil des Königreichs ist eben. Der südlichere Theil ist wenigstens fruchtbares Ackerland bis nach Hildesheim und Hannover, hier und da von Hügeln unterbrochen. Aber nun beginnen die einförmigsten Ebenen. Alles zeigt, daß hier ehemals Meerboden war. Daher der viele Sand, und selbst da, wo man andere Erde findet, liegt der Sandboden darunter. Am berüchtigtsten ist die lüneburger Haide, die von Celle bis nach Lüneburg reicht, aber nicht überall so abschreckend ist, als man sie zu schildern pflegt. Es ist wahr, ein großer Theil besteht aus wirklichen Einöden, wo man nichts als Heideland oder braunen Moor sieht, und fast nichts als Heidekraut wächst. Aber einzelne Striche sind auch mit Wald bewachsen, und wieder andere sind durch den Fleiß der Einwohner in freilich wenig lohnendes Ackerland verwandelt worden. Manche Dörfer an klaren Bächen, von Wiesen und Bäumen umgeben, haben sogar eine ziemlich anmuthige Lage. In andern Gegenden, am meisten im nördlichsten Theil, unweit der See, finden sich große Moore. Diese können nur zu Torf genutzt werden, und das thun auch die Umwohner; ja man versteht es sogar, hier neuen Torf künstlich zu erzeugen. Man macht nähmlich (besonders in den Gegenden um Bremen) Gruben von etwas mehr als Mannstiefe an solchen Stellen, wo sich die Grube mit Wasser füllen kann. Im ersten Jahre legen sich auf der Oberfläche Wasserlinsen an, senken sich, und bilden schon im zweiten Jahre eine 2 Zoll hohe Schicht. Im dritten Jahre wachsen schon Moose und Sumpfpflanzen auf diesem neuen Grunde, welcher von 4 zu 4 Jahren niedergedrückt wird. Nach 30 Jahren ist die Grube mit einem schon brauchbaren Torf angefüllt. Eine sonderbare Erscheinung sind die schwimmenden Inseln, die man in den Torfmooren zuweilen sieht. In großen Torfmooren hebt sich oft, wenn eine große Masse von Wasser es überschwemmt, ein Theil der Torfoberfläche empor, und bildet eine schwimmende Insel. Diese sind im Bremischen nicht selten, und man sieht Vieh darauf weiden, und durch den Wind mit der Insel hin-

und hergetrieben werden. Auf manchen legt man sogar Gärten oder Aecker an, und baut ein Haus darauf. Dann pflegt man sie mit Pfählen zu befestigen. Der berüchtigtste und größte Moor ist der Duywels- (Teufels-) Moor im Bremischen, der aber zum Theil schon durch Abzugscanäle urbar gemacht worden ist. — Außer dem Sand-, Geest- und Moorland giebt es in Hannover auch noch Marschland. Am Meeresgestade nämlich und an den Ufern der Elbe und Weser hat das Wasser den Sand zum Theil weggeschwemmt, und ihn durch fetten, schwarzen, schlammigen Boden ersetzt, in welchem die Pflanzen ungemein gedeihen. Solchen Boden nennt man Marschboden.

Flüsse: Hannover hat zwei Hauptflüsse und einen Küstenfluß. Jene sind die Elbe und die Weser; dieser die Ems. Die Elbe berührt nur die nordöstlichste Gränze, und ist überall mit hohen Dämmen (Deichen) eingefaßt, damit sie das flache Land bei hohem Wasser nicht überschwemme. Bedeutende Flüsse nimmt sie auf ihrer linken Seite, die allein zum Königreiche gehört, nicht auf, weil der flache Sandboden kein reinliches Wasser geben kann. — Die Weser entsteht an der südlichsten Spitze Hannovers aus der Fulda, die links vom Rhöngebirge, und der Werra, die rechts vom Thüringerwalde kommt. Beide fließen bei der Stadt Münden zusammen. Die Weser hat nur Einen bedeutenden Nebenfluß, die Aller, die auf der rechten Seite, unweit Verden, hineinfließt, und links zwei Flüsse mitbringt: die Ocker und die Leine. Die Ems kommt vom Fuße des Wesergebirges, und fließt bei Emden in den Dollart, einen Meerbusen des deutschen Meeres.

Klima: Im Ganzen etwas kühl. In den südlichen Gegenden macht der nahe Harz die Luft etwas rauh, und in den nördlichen die Moore und die nahe See. In der Mitte ist die Luft am gemäßigtsten. An der See findet man wegen der häufigen, rauhen Stürme fast gar keinen Baum.

Producte: Nach den verschiedenen Landesstrichen sehr verschieden. Der Harz ist ganz ungemein reich an Metallen, und daher der Bergbau recht in Flor. Getreide nur in den Marschen reichlich, sonst sehr spärlich. Dagegen ist Flachs ein Hauptproduct. In der öden lüneburger Haide wächst nichts als dürres Heidekraut und Heidelbeeren (Blaubeeren) in Menge. Daher bringen die Umwohner im Sommer ihre Bienenstöcke hierher; auf den violetten Blüthen des Heidekrautes finden die Bienen vielen Honigstoff. Auch wird hier eine eigene Art von kleinen Schafen auf die Weide getrieben, die sogenannten Heideschnucken. Schweine und Gänse giebt es in den nördlichen Gegenden so viel, daß man von jenen nicht nur Speck, Schinken und Würste, sondern auch das junge Vieh ausführt

und die Gänse werden geräuchert, wenn sie auch nicht so groß und fett als die pommerschen sind. Im Allgemeinen ist Hannover also ein armes Land.

Einwohner: In einem zum Theil so sandigen Lande können die Menschen nicht so dicht beisammen wohnen, als in einem fruchtbaren. Die hochdeutsche Sprache wird nur von den gebildeten Ständen geredet; die niedern Stände dagegen sprechen nur plattdeutsch. Das Volk ist ein derber, meist treuherziger Menschenschlag. In den nördlichen Gegenden, besonders im Bremischen und in Ostfriesland, leben die Landleute noch heute meist so, wie sie in der ältesten Zeit lebten. Ihre Hütte steht mitten auf ihrer Besitzung; daher sieht man nur wenige Dörfer, aber desto mehr zerstreut stehende Wohnungen. Tritt man durch die Thüre der Hütte, so befindet man sich auf der Deele, wie sie es hier nennen. Diese Deele ist der gewöhnliche Aufenthalt der Familie. Am oberen Ende brennt, gewöhnlich ohne Heerd, das Feuer, und der Rauch zieht nicht zum Schornsteine — denn es ist keiner da — sondern zu einer Oeffnung im Hausgiebel hinaus. In diesem Giebel hängen die Schinken, die so berühmten westphälischen Schinken; denn nicht nur in Westphalen, sondern auch hier werden die Schinken auf diese Weise geräuchert. Sie gerathen darum so gut, weil sie in immer gleichem Feuer hängen; denn das Feuer geht den ganzen Tag nicht aus; während die Schinken, die in unsern Schornsteinen hängen, bald einen sehr starken, bald gar keinen Rauch haben. Auf beiden Seiten der Deele, unter demselben Strohdache, sind die Behältnisse für das Vieh. In diesen nördlichen und nordwestlichen Gegenden wird auch der berühmte Pumpernickel gebakken. Das ist ein sehr großes, wohl $\frac{1}{2}$ Centner schweres Brot, das unserem Commisbrote sehr ähnlich sieht, aber weit besser schmeckt. Es ist sehr schwarz, kräftig und gesund, und behält seinen guten Geschmack, auch wenn es schon $\frac{1}{4}$ Jahr alt ist. Die Religion ist fast durchgängig die evangelische. Für den Unterricht aller Stände ist sehr wohl gesorgt, namentlich auch für den Unterricht der Töchter; Hannover hat mehrere recht vorzügliche Töchterschulen. Landesherr ist der König von England, der zwar nicht selbst im Lande wohnt, aber einen seiner Brüder hier als Statthalter hat, und durch eine Verfassung eingeschränkt ist.

Das Königreich wird in Landdrosteien getheilt. Wir nehmen die Städte nach ihrer Lage durch, aber ohne die Drosteien selbst zu nennen. Wir beginnen mit den südlichen, und gehen von ihnen gegen Norden fort.

Münden liegt in einer höchst anmuthigen Gegend am Zusammenflusse der Werra und Fulda, also am Ursprunge der Weser

So klein die Stadt auch ist, so treibt sie doch sehr thätigen Handel, theils zu Lande nach dem südlichen Deutschlande, theils zu Wasser auf den drei Flüssen. Etwas nördlicher ist

Göttingen an der Leine, mit der berühmtesten Universität Deutschlands, und wohl der ganzen Erde, nicht in Hinsicht der Zahl der Studenten, sondern wegen ihres litterärischen Rufes, ihrer ausgezeichneten Lehrer, und ihrer trefflichen Bibliothek, die alle Bücher, die nur irgend einigen wissenschaftlichen Werth haben, anschafft. Die neue Sternwarte ist ein höchst geschmackvolles Gebäude. Auch besuchen wir das Museum, den botanischen Garten, und besonders das Schädelcabinet des Hofraths Blumenbach. Hier finden wir Schädel der meisten Völker des Erdbodens, und können an ihnen die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Menschenracen erkennen. Die Stadt selbst ist keineswegs groß (11,000 Einwohner nebst 1200 Studenten); aber sie ist recht reinlich und freundlich gebaut, hat auf den ehemaligen Wällen Spatziergänge, und liegt in einer hügelreichen Gegend. Unter den Dörfern der Umgegend merke man Sierershausen, wo Kurfürst Moritz 1553 seinen Tod fand. — Gehen wir nun nach dem Harze, so kommen wir am Fuße desselben nach

Osterode, einem sehr fleißigen Fabrikort, dem einzigen der Art im ganzen Königreiche. Eine Menge Tuch und anderes Wollenzeuch, Baumwolle, Hüte, Strümpfe, und unzählige andere Waaren werden hier gearbeitet, und damit nicht allein hier, sondern in der ganzen Umgegend die Hände armer Leute beschäftigt. Auch finden wir hier eine sehr nützliche Stiftung. In dem Magazinhaus wird das Getreide an die armen Bergleute für einen bestimmten niedrigen Preis Jahr aus Jahr ein verkauft, so daß die armen Leute nie unter der Theurung leiden können. — Im Harze sind die beiden Bergstädte:

Clausthal und Zellerfeld. Jene die größere, diese die kleinere Stadt. Sie liegen nebeneinander, und sind nur durch den Zellerbach getrennt. In der ganzen Gegend finden wir reiche Silber- und andere Gruben, und auf allen Schritten begegnen uns schwarzgekleidete Bergleute. In Clausthal ist auch ein Bergamt und eine Bergschule. — Nicht weit davon, am Fuße des Harzes, ist

Goslar, eine schon im 10. Jahrhunderte gegründete Stadt, die aus der Geschichte der Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause hinlänglich bekannt seyn wird. Ihre enge, finstere, alterthümliche Bauart erinnert an ihr hohes Alter. Jetzt ist sie nur klein und unansehnlich, so reich und ansehnlich sie auch im Mittelalter gewesen seyn mag *). Aus dieser Zeit zeugen noch manche alte, jetzt zum Theil verfallene Gebäude, z. B. die alte Kaiserburg, jetzt ein Gasthof, mehrere Kirchen, in deren einer ein uraltes heidnisches Götzenbild, der Krodo genannt, aufbewahrt wird. Der alte Dom, den Kaiser Heinrich III. erbaute, ist 1820 abgetragen worden, und nur eine Kapelle davon übriggeblieben, in welcher einige Alterthümer aus dem Mittelalter aufbewahrt werden. Man braut in der

*) S. meine deutsche Gesch., Th. 1., S. 237.

Stadt ein berühmtes Weißbier, Gose genannt. So heißt nämlich das durchfließende Flüßchen, und da sein Wasser etwas gelblich ist, so hat man dem Biere davon den Namen gegeben. Nahe bei der Stadt ist der Rammelsberg mit reichen Silbergruben, die schon im 10. Jahrhundert ein Pferd entdeckte. Ein Ritter nämlich — so erzählt man — kam hierher, und band sein Pferd an einen Baum. Das muthige Thier scharrte ungeduldig mit dem Fuß, und machte dadurch eine schöne Silberstufe bloß. Der Ritter wurde aufmerksam, zeigte die Entdeckung an, man grub weiter nach, und fand nun herrliche Silbergänge. — Wenn wir nun weiter nach Norden gehen, und uns vom Harze entfernen, so kommen wir nach

Hildesheim, auch einer alten, eng und altmodisch gebauten, todten Stadt, in einer fast ganz ebenen Gegend. Eine große, schöne Domkirche erinnert uns, daß sie einst ein mächtiger Bischofssitz war. In der Kirche besehen wir einen Ueberrest der alten Irminsäule *), die Karl der Große im Kriege gegen die Sachsen zerstörte. Sie ist von einem grünlichen Steine, und 16 Fuß hoch. — Mit Hildesheim in gleicher Breite, westlich liegt

Hameln an der Weser, sonst eine Festung. — Endlich kommen wir nach

Hannover, der Hauptstadt des Königreichs, in einer Ebene an der Leine. Die Stadt ist zwar nicht so groß, als man von der Hauptstadt eines ganzen Landes erwarten sollte; sie ist nur eine Mittelstadt von 25,000 Einwohnern; auch nicht regelmäßig, aber freundlich, reinlich und großstädtisch gebaut, und gleich am Thore erfreut uns der Anblick der netten Spatziergänge, die statt der ehemaligen Wälle um die Stadt herumlaufen. Auf dem schönen Schloßplatze steht außer dem alten Schlosse der Pallast des Statthalters; auf einem andern Platze der Esplanade **), ist die Bildsäule des großen Leibnitz ***) und das Waterloo-Denkmal, eine herrliche Säule, zu deren Höhe man inwendig auf 190 Stufen emporsteigt. Die hannöversche Töchterschule ist eine der besten in Deutschland. Ganz nahe bei der Stadt ist das Lustschloß Montbrillant. Nach Herrenhausen, einem andern Lustschlosse, führt ein ¼ Stunde langer, schöner Baumweg. In dem schönen Park ist einer der schönsten Springbrunnen. Das Wasser wird fast in der Dicke eines menschlichen Leibes mit solcher Gewalt aus der Erde getrieben, daß es 120 Fuß hoch springt. Der Garten ist im altfranzösischen Geschmacke. — Dann geht es nach

Celle, einer freundlichen Mittelstadt, am südlichen Rande der lüneburger Heide und an der Aller. Da wir uns hier rüsten, durch die lange und öde Heide zu fahren, wo man nur hin und wieder auf ein einsames Haus oder ein elendes Dörfchen stößt, so nehmen

---

*) S. meine deutsche Gesch., Th. 1., S. 144. Auch meine Weltgesch. Th. 2., S. 20.

**) Unter Esplanade versteht man einen gewöhnlich mit Bäumen bepflanzten Platz zwischen einer Stadt und der dazu gehörigen Citadelle. Hier ist zwar keine Citadelle mehr, aber der Platz hat seinen alten Namen behalten.

***) Ueber ihn S. mein Lehrbuch d. Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4., S. 75.

wir uns von hier Lebensmittel mit, fast als wollten wir eine afrikanische Wüste durchreisen. Wirklich ist der Weg durch die Heide im höchsten Grade langweilig. Man sieht hier nichts wie dürres Heidekraut, und entweder eine trostlose kahle Gegend, oder niedriges Nadelholz, in dem man sich leicht verirren, und dann schwer wieder zurechtfinden kann, weil man selten auf Menschen stößt. Ist es nun noch dazu heißer Sommer, so möchte man vor Hitze und Ungeduld vergehen. Endlich haben wir die Mühseligkeit überstanden; wir kommen nach

Lüneburg, einer recht hübsch gebauten Mittelstadt, wo eine ungemeine Thätigkeit herrscht. In der Stadt selbst wird zwar nicht viel gemacht, was sie an andere abgeben könnte; aber es trifft hier von allen Seiten eine Menge Waaren ein, die von da weiter besorgt werden. Im Durchschnitt kommen täglich 40 Frachtwagen an, und eben so viele werden wieder weiter geschickt. Aber auch zu Wasser ist der Handel sehr ansehnlich. Zwar liegt sie an keinem großen Flusse; aber das kleine Flüßchen, an dem sie liegt (die Ilmenau), ist bis zur unweit strömenden Elbe schiffbar gemacht. Eine zweite Merkwürdigkeit ist die Ritterakademie, eine Schule sonst für den Adel, jetzt für die höhern Stände überhaupt. Endlich ist Lüneburg an Salz außerordentlich reich. Des Salzwassers ist hier so viel, daß man nur den kleinsten Theil davon benutzt; denn es würde an Absatz fehlen, wenn man alles versieden wollte. — Wenn wir nun längs dem linken Elbufer hinabgehen, oder vielmehr im Sande waden, so kommen wir nach

Haarburg, einem Städtchen an der Elbe, Hamburg gegenüber. Von hier aus pflegen Menschen und Wagen auf großen Fähren auf das rechte Elbufer, nach Hamburg überzusetzen. Die Elbe ist hier, mit den darin liegenden Inseln, über eine Meile breit; also dauert die Fahrt lange, und macht viele Kosten. Wie viel leichter ginge es nicht, wenn hier eine Brücke über den Strom geschlagen würde! Aber freilich würde das ungeheure Kosten machen, und wie oft müßte sie nicht ausgebessert werden, besonders nach jedem Eisgange, der sogar die ganze Brücke leicht einmal wegführen könnte. Als Hamburg 1813 von den Franzosen besetzt war, ließ Marschall Davoust eine Brücke herüberschlagen, die aber nicht lange aushielt, so ungeheure Kosten sie auch gemacht hatte. Nicht weit von Haarburg liegt

Buxtehude, ein kleines Städtchen, ohne weitere Merkwürdigkeit, als daß die Hamburger von den Einwohnern, die man sonst für einfältiger hielt als andere Menschenkinder, allerhand närrische Streiche erzählen, wie die Sachsen es mit den Einwohnern von Schilda, die Braunschweiger mit denen von Schöppenstädt, und die Schlesier mit denen von Polkwitz machen. Uebrigens mögen wohl die Buxtehuder eben so klug als andere Kleinstädter seyn. — Wenn wir nun auf der Straße nach der freien Stadt Bremen weiter reisen, so kommen wir, hart an der Gränze des Gebietes dieser Stadt, nach

Lilienthal, einem kleinen Ort, der aber durch eine schöne Sternwarte merkwürdig ist. Hier lebte der berühmte Astronom

Schröder zu Anfange unseres Jahrhunderts (gest. 1820), und beobachtete die Sterne, und vorzugsweise unsern Mond, von dem der fleißige Mann einen ganzen Atlas von Karten geliefert hat, auf denen jeder Fleck der uns zugekehrten Mondseite seinen besonderen Namen hat. Nur Schade, daß auch er noch keine Städte im Monde hat entdecken können!

Die freie Stadt Bremen liegt uns von hier ganz nahe, wir lassen sie aber seitwärts liegen, und vermeiden auch nach dem Herzogthum Oldenburg zu gehen, das uns gerade vorliegt, sondern wenden uns nach Süden, um auf hannöverschem Gebiete zu bleiben. Der Weg führt uns nach

Osnabrück, einer recht hübschgebauten Stadt. Der schöne Dom und die vielen andern Kirchen erinnern uns, daß sie ehemals ein reicher Bischofssitz war, einer der ältesten in Deutschland; denn schon im 8ten Jahrhundert war hier eine christliche Missionsanstalt für die heidnischen Sachsen. Die alte Domkirche enthält nicht nur die Särge der ehemaligen Bischöfe, sondern auch viele merkwürdige geschichtliche Alterthümer, z. B. einen eisernen Stock Karls des Großen. Auch wird sein Schachbrett gezeigt. Welches das ächte sey, dieses oder das, welches auf der königl. Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, wissen wir nicht; vielleicht hat er nach dem, welches er aus dem Morgenlande geschickt bekam, noch eins sich machen lassen. Im Rathhause besehen wir den Saal, in welchem der westphälische Friede 1648 unterzeichnet wurde. Auf einem geräumigen Platze der Domfreiheit wird nächstens dem berühmten Justus Möser ein Denkmal errichtet werden *).

Wir sind nun um das Herzogthum Oldenburg herumgereist, und wenden uns wieder nach Norden. Die Provinz, in welche wir nun kommen, heißt Ostfriesland. Die Ostfriesen sind ein kräftiger, treuherziger Menschenschlag, mit einem so eigenen Dialekt, daß man jeden Ostfriesen gleich an der Sprache erkennt. Schinken und Pumpernikel sind hier ganz vorzüglich zu Hause. An Mooren ist auch hier, wie im Bremischen, Ueberfluß, und wenn die See von Nordwinden nach der Küste zu getrieben wird, sind die kostbaren Deiche nicht hinreichend, das Meerwasser abzuhalten. Dann überschwemmt die See die Küstengegenden so plötzlich, daß die Menschen sich nicht mehr retten können, und elendiglich ertrinken müssen. Der Fall war erst vor wenigen Jahren 1825, wo die Menschen und das Vieh vieler Dorfschaften umkamen. Auf dieselbe Weise ist der Meerbusen Dollart entstanden. Bei einer solchen fürchterlichen Fluth wurden im 13ten Jahrhundert 50 Dörfer mit Wasser bedeckt; alle Einwohner mußten ertrinken, und das Meer ging nicht wieder zurück, sondern bildete nun jenen Meerbusen.

Städte sind hier mehrere, aber alle klein:

Emden, am Dollart, da wo die Ems hineinfällt, eine Mittel-

*) S. meine Literatur für das weibliche Geschlecht, Th. 4.

stadt, mit vielem Seehandel und starkem Schiffbau. Besonders schicken die Emdener alle Jahre viele Schiffe auf den Heringsfang aus. — Nicht weit davon ist der Fabrikort

Leer, wo sehr viele, zum Theil sehr, feine Leinewand gewebt wird. Manche ist so fein, daß die Elle 2 Thlr. kostet.

An der Küste ist die flache Insel Norderney, mit einem stark besuchten Seebade.

Das Königreich Würtemberg.

Aus einem ganz ebenen Lande gehen wir wieder in ein theilweise bergiges und hügeliges über, voll der herrlichsten und fruchtbarsten Thäler.

Boden: Zwei Gebirge sind es, die dem Lande seine Eigenthümlichkeit geben: der Schwarzwald und die rauhe Alp. Der Schwarzwald beginnt in dem Winkel, den der Rhein bildet, indem der Strom nach westlichem Laufe sich bei Basel plötzlich nach Norden wendet, und begleitet in seiner Hauptrichtung denselben bis zur Ausmündung des Neckarthales in das Rheinthal bei Heidelberg. Dem südlichen Theile nach gehört das Gebirge ganz zu dem benachbarten Großherzogthum Baden; weiterhin bildet der Hauptkamm zum Theil die Gränze zwischen Würtemberg und Baden von Süden nach Norden hin, und tritt selbst zum Theil in das Königreich ein. Es ist ein rauhes, unfruchtbares, hauptsächlich mit düsterem Nadelholz bewachsenes Gebirge. Die rauhe Alp dagegen ist theils kahl, theils mit freundlichem Laubholze bewachsen. Sie geht von Nordosten nach Südwesten, längs dem nördlichen Donauufer, welchem sich die Vorberge der Alp mehr oder weniger bis auf etliche Meilen nähern, bis sie sich endlich im Süden des Königreichs an den Schwarzwald anschließt. Beide Gebirge sind nur mäßig hoch, und lassen Zweige über das ganze Land ausgehn, das daher eine schöne Abwechselung von Berg und Thal darbietet, voll der anmuthigsten Gründe, Thäler, Wiesen, Waldungen, Wein- und Obsthügel. Nur die eigentlichen Gebirgsrücken der Alp und des Schwarzwaldes sind unfruchtbar. Die an den Abhängen entspringenden Thäler sind zum Theil von großer Fruchtbarkeit. Die schönsten, fruchtbarsten und ausgedehntesten Thäler sind das Donau- und das Neckarthal.

Flüsse: Die obengenannten Flüsse, nämlich die Donau und der Neckar, sind die größten des Landes. Die Donau entspringt auf dem Schwarzwalde im Badenschen, nahe an der würtembergischen Gränze aus zwei Flüßchen, welche sich bei Doneschingen vereinigen, und läuft schräg durch das Land als

ein noch ziemlich kleiner Fluß, der noch keine Schiffe trägt. Bedeutende Nebenflüsse hat sie hier nicht. Erst an der baierschen Gränze nimmt sie rechts die uns schon von Baiern her bekannte Iller auf (bei welcher Stadt doch?).

— Auf einem flachen Vorberge des Schwarzwaldes, der die Vereinigung zwischen diesem Gebirge und der Alp bildet, entspringt der Neckar, und wendet sich in einem großen Bogen dem Rheine zu. Es ist ein herrliches, weinreiches Thal, das er durchfließt, bis er nach Baden geht, wo er bei Mannheim in den Rhein fällt. — An der südlichen Gränze ist der Bodensee mit reizendem Ufer.

Klima: Da Würtemberg zu dem südlichen Deutschlande gehört, so ist die Luft mild und angenehm, besonders da die Berge die rauhe Nordluft abhalten. Nur auf den Höhen der beiden Gebirge, am meisten des Schwarzwaldes, ist es rauh. Daher ist auch der nördliche, tiefer liegende Theil des Landes, das sogenannte Unterland, wärmer und fruchtbarer, als der südliche Theil, das Oberland genannt.

Producte: Bei dieser schönen, milden Luft und dem fruchtbaren Boden gehört Würtemberg zu den gesegnetsten Länder Deutschlands. Viele hohe Tannen und Fichten des Schwarzwaldes werden den Rhein hinab nach Holland geflößt, um dort zu Schiffbauholz zu dienen. In den Thälern und an den Berggeländen wächst Obst in Ueberfluß, und nicht allein mit den Früchten, sondern auch mit jungen Obstbäumen wird ein einträglicher Handel getrieben. Wein wird besonders im Unterlande, am meisten und besten in dem schönen Neckarthale und seinen Nebenthälern gebaut.

Einwohner: Die Würtemberger sind ein treuherziger Menschenschlag, mit einem etwas breiten Dialekte, den man den schwäbischen nennt. Die meisten in dem altwürtembergischen Gebiete sind dem evangelischen Glauben zugethan, dagegen ist in den meisten neuwürtembergschen Bezirken das katholische Bekenntniß vorherrschend. Die Schulen sind sehr gut, und daher Bildung in allen Ständen verbreitet. Der König ist durch die Verfassung eingeschränkt.

Die Städte nehmen wir in natürlicher Reihenfolge von Norden nach Süden:

Mergentheim liegt im nördlichen Winkel des Königreichs, in einem Thale zwischen schönen Weingeländen. Jetzt ein kleines, unbedeutendes Städtchen, einst aber der Sitz des deutschen Ordens. Gehen wir etwas südwestlich, so kommen wir an den Neckar, und finden hier das uralte Städtchen

Heilbronn in dem reizenden Neckarthale mit vorzüglichem Weinbau, durch Handel und Gewerbe ausgezeichnet. Mehrere Ueberreste alter Gebäude aus dem Mittelalter erinnern daran, daß

Heilbronn in den Fehden während der Ritterzeit eine tüchtige Rolle gespielt habe. Unter andern zeigt man den alten Thurm, in welchem im 16ten Jahrhundert der berühmte Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand drei Jahre lang gefangen gesessen hat. *) Ganz nahe dabei liegt das gleichfalls durch vorzüglichen Weinbau ausgezeichnete Städtchen

Weinsberg, dessen Frauen unter Kaiser Konrad III. sich gegen ihre Männer so treu bewiesen. Der Kaiser nämlich belagerte die Stadt, in welche sich sein Feind, der Herzog Welf von Bayern, geworfen hatte, und da die Einwohner die Thore nicht öffnen wollten, so drohte er, alle Männer der Stadt sollten sterben, sobald er hineinkäme. Endlich mußte sich die Stadt ergeben, und er erlaubte bloß den Weibern auszuziehen, und von dem Ihrigen so viel mitzunehmen, als sie tragen könnten. Als sich nun am andern Morgen die Thore öffneten, nahm die Herzogin ihren Mann, den Herzog Welf, auf die Schultern, und ebenso machten es auch die andern Frauen mit ihren Männern, und so zogen sie aus. Als das die Leute des Königs sahen, riefen sie diesen herbei, und man rieth ihm, dies nicht zu dulden; das sey Verrätherei. Aber Konrad mußte über den Anblick herzlich lachen, lobte die Weiber wegen ihrer Treue, und sagte: „ein Kaiser hält sein Wort! Noch jetzt sieht man auf einem nahen Berge die Trümmer des alten Schlosses, das Konrad damals belagerte; es wird das Schloß Weibertreu genannt *) — Gehen wir in südlicher Richtung hin, so kommen wir nach

Ludwigsburg, einer sehr schönen und neugebauten, obwohl kleinen Stadt. Die breiten, geraden Straßen, die reinlichen Häuser nehmen sich höchst angenehm aus. Ein herrliches Schloß, das von der königlichen Familie zuweilen bewohnt wird, (denn L. ist die zweite Residenzstadt), und dabei ein reizender Park zieren die Stadt sehr. — Nahe dabei liegt auf einem einzelnen, mit Reben bewachsenen Berge die Festung

Hohenasperg. So reizend auch die Aussicht von hier aus in mehrere Thäler und Gründe und über viele Berge hinweg ist, so ist es doch ein unerfreulicher Anblick, wenn man weiß, daß hier ein Staatsgefängniß ist, in dem viele Unglückliche ihr Leben vertrauern. Gerade der Anblick einer so schönen, reichen Natur, die sie nicht genießen können, mag ihnen den Verlust der Freiheit doppelt schmerzhaft machen. Hier saß unter andern der gemüthvolle Dichter Schubart, der als Theaterdirector und Hofdichter in Stuttgart den Herzog von Würtemberg durch zu dreiste Aeußerung seiner Meinung beleidigt hatte, und dafür — freilich eine große Strafe für ein kleines Vergehen! — zehn Jahre lang auf die Festung Hohenasperg gesetzt wurde. Hier war er von Frau und Kindern getrennt, und dichtete die meisten seiner Gedichte. Bald nach seiner Freilassung starb er 1791. — Ferner ist in der Nähe

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4., S. 36.
**) S. meine Gesch. der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 280. Meine Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 139.

Marbach, ein kleines Städtchen in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend des Neckarthales, als Geburtsort Schillers merkwürdig *). — Endlich kommen wir nicht weit von Ludwigsburg nach

Stuttgart, der Hauptstadt des Königreichs, und der gewöhnlichen Residenz des Königs. Sie liegt 1 Stunde vom Neckar entfernt, in einem schönen, mit Weinbergen umgebenen Thale, hat mehr als 30,000 Einw., und ist durch viele neue Straßen und mehrere neue Vorstädte seit 30 Jahren zu einer ansehnlichen Ausdehnung angewachsen. Schöne, große Prachtgebäude verrathen dem Fremden leicht, daß er sich in einer Residenz befinde. In dem alten Schlosse, einem großen Vierecke mit vier Thürmen, wohnten sonst die Herzöge von Würtemberg. Das neue Schloß neben der alten Burg ist ein sehr schönes, wahrhaft königliches Gebäude. Der daran stoßende Schloßgarten zieht sich in einer Länge von einer halben Stunde zu dem neuerbauten Lustschlosse Rosenstein, das auf einem Hügel liegt, und eine reizende Aussicht über das Neckarthal hat. In ihm sind auch mehrere kostbare Sammlungen, unter andern auch eine von trefflichen, altdeutschen Gemälden. Das Opernhaus ist eins der größten in Deutschland. Die Bauart der Stadt ist zwar nicht durchaus regelmäßig; aber die beiden Könige, der jetzige und der vorige, haben sehr viel für die Verschönerung derselben gethan, so daß sie jetzt zu den schönsten in Deutschland gehört. Unter den Anstalten merken wir das Katharinenstift, ein Erziehungs- und Unterrichtsinstitut für Töchter. Bei Stuttgart liegen in zweistündiger Entfernung die Lustschlösser Hohenheim und Solitüde. Jenes ist jetzt nebst dem dazu gehörenden Parke einer sehr blühenden, land- und forstwirthschaftlichen Anstalt eingeräumt. Dieses wird dagegen als Molken-Kur-Ort benutzt. Eine Stunde von Stuttgart, am Fuß des Rosensteins, liegt das Städtchen

Canstadt am Neckar, der hier schiffbar wird, bemerkenswerth durch seine Bäder und Gesundbrunnen, so wie durch die Gewerbthätigkeit seiner Einwohner. — Eine Stunde weiter aufwärts in dem hier vorzugsweise durch Weinbau gesegneten Neckarthale liegt der Berg Rothenberg. Auf dessen Gipfel stand bis 1818 die Ruine des Stammschlosses Würtemberg. Seitdem hat der König statt ihrer eine geschmackvolle Capelle bauen lassen, in welcher die Leiche der verstorbenen, höchst liebenswürdigen, Königin, Katharina, gebornen Großfürstin von Rußland und zweiten Frau des jetzigen Königs, ruht. Eigens dazu aus Rußland gesandte griechische Geistliche halten hier den Gottesdienst. Vier Meilen von Stuttgart finden wir die Universitätsstadt

Tübingen im Neckarthal, in einer reizenden Gegend. Die Stadt ist klein, alt und schlecht gebaut, ihre Universität aber giebt ihr viele Nahrung und Lebendigkeit. Ungefähr in gleicher Breite, aber östlicher, liegt an der bayerschen Gränze

Ulm, auf dem linken Donauufer, der Mündung der Iller gegenüber, in einer sehr reizenden Gegend. Von hier beginnt die

*) S. üb. Schiller meine Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4., S. 230.

Schifffahrt auf der Donau. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war Ulm eine der größten und blühendsten Städte in Deutschland und die Hauptniederlage für die über Italien kommenden indischen Waaren. Auch dieser alte Flor ist längst gesunken. Groß ist sie zwar noch immer, und hat von fern wegen ihrer zum Theil hohen Häuser und vielen Thürme ein gutes Ansehen; aber die Straßen sind meist eng und unregelmäßig, und die Häuser alterthümlich. Auch ist der Verkehr mit dem Auslande nicht mehr so groß wie vordem. Am meisten zieht uns die alte, im 14ten Jahrhundert erbaute, Münsterkirche an, ein schönes, ehrwürdiges Gebäude im altdeutschen Style, mit einem ziemlich hohen, großartig gebauten Thurm, von dessen Kranz man eine herrliche Aussicht über das Donauthal und nach der rauhen Alp hat. Von den hier verfertigten Dingen sprechen uns besonders an: das berühmte ulmer (Zucker-) Brod, das feine ulmer Weizenmehl, die ulmer Gerste, d. i. Graupen, die ihrer Güte wegen durch ganz Deutschland und bis nach Rußland geschickt werden, und die hölzernen Pfeifenköpfe. Von Ulm südlich liegt

Biberach, ein kleines, unansehnliches Städtchen, aber merkwürdig als Jugendaufenthalt Wielands *).

Friedrichshafen liegt am Bodensee, erst in neuer Zeit angelegt, ein schöner Hafen, von wo ein lebhafter Verkehr mit Helvetien getrieben wird.

Das Königreich Sachsen.

Da wo die Elbe zwischen dem Erz- und Lausitzergebirge aus Böhmen heraustritt, breitet sich an beiden Seiten des Stromes das fruchtbare und fleißig angebaute Königreich Sachsen aus. Doch ist der Theil auf der linken Seite der Elbe noch fruchtbarer als der auf der rechten, wo einige Strecken Heide- und Sandland vorkommen. Jene beiden Gebirge trennen Sachsen von Böhmen. Von dem Gebirgskamme ziehen sich die Vorberge, die Landeinwärts immer niedriger werden, in das Land hinein, und machen den südlichen Theil bergig und hügelig. Dagegen ist der nördliche Theil ebenes Ackerland.

Von dem Austritt der Elbe aus Böhmen bis nach Meißen ziehen sich längs dem Flusse Sandsteinfelsen hin. Man nennt dies Sandsteingebirge auf dem rechten Elbufer von der böhmischen Gränze bis nach Pirna, in der Nähe von Dresden, die sächsische Schweiz. Sie ist eine der lieblichsten Gegenden von Deutschland, und daher von Fremden häufig besucht. Wilde, romantische Felsenmassen wechseln mit freundlichen Thälern ab. Hohe Sandsteinkegel, wahrscheinlich von der Elbe ausgewaschen, erheben sich zum Theil senkrecht in den verschiedensten Gestalten,

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4., S. 139.

und was der Gegend besonders einen großen Reiz gewährt, ist theils der große hindurchfließende Strom, theils die vielen freundlichen Dörfer und Städtchen, wodurch das Gebirge eine Lebendigkeit erhält, die man bei den meisten Gebirgen vermißt. Die Punkte, die von den Fremden besonders besucht werden, sind: die Bastei, ein hoher, senkrecht über der Elbe sich erhebender, oben ganz abgeplatteter, mit einem Geländer versehener Felsen. Nachdem man durch Gebüsch und zwischen Felswänden ohne Aussicht hinaufgestiegen ist, tritt man plötzlich auf die freie Platte, sieht unerwartet die Elbe zu den Füßen hinströmen, und überblickt jenseits derselben den Königstein, diesseits den Lilienstein, und andere herrliche Felsenparthien. Es ist Keiner, auf den dieser überraschende Anblick nicht einen tiefen Eindruck hervorbringt. Ferner der Kuhstall, eine wilde, von der Natur gebildete Höhle, und endlich das Prebischthor, ein enger Durchweg zwischen zwei hohen Felsenmassen. In zwei Tagen kann man bequem, selbst meist zu Wagen, das ganze Gebirge durchreisen. Von Pirna bis Meißen ist das Gebirge weit sanfter und theils mit Wald bewachsen, theils mit schönen Rebenpflanzungen und Landsitzen bedeckt. Das Erzgebirge zieht sich zwischen Sachsen und Böhmen von der Elbe bis zum Fichtelgebirge hin. Es ist reich an Waldungen und Viehweiden.

Flüsse: Die Elbe durchströmt das ganze Land, und nimmt fast alle Flüsse des Landes auf, nämlich rechts die schwarze Elster, die bald ins preußische Gebiet geht, und unweit Wittenberg in die Elbe fällt. Links: die Mulde. Sie entsteht aus zwei Flüssen, der freiberger (rechts) und der zwickauer Mulde (links). Beide vereinigen sich im Lande, und dann geht der vereinigte Fluß ins preußische und anhältische Gebiet, und fällt unweit Dessau in die Elbe. Außerdem finden wir auf der linken Seite der Elbe die weiße Elster mit der Pleiße. Jene mündet in die Saale. Auf der rechten Seite der Elbe aber ist die lausitzer Neiße, die zur Oder geht. Eben da finden wir auch die Spree. Beide kommen von den lausitzer Bergen. Die Spree fließt nach der Mark, und fällt bei Spandau in die Havel. Alle Flüsse Sachsens also, die Neiße allein ausgenommen, gehören zum Flußgebiete der Elbe.

Producte: Einen großen Reichthum hat Sachsen an Mineralien. Das Erzgebirge führt seinen Namen mit Recht: denn es liefert jährlich eine große Ausbeute von schönen Erzen. Namentlich ist es reich an Silber, Eisen und Blei. Dazu kommen noch viele andere nützliche Mineralien, z. B. Topase, Krystalle, Amethyste, Karneole, Hyacinthe, Chalcedone, Achate, Granaten u. s. w. Auch Serpentin, Wetzsteine und Schiefer in Menge. Die sächsische Schweitz liefert sehr geschätzte Sandsteine

zu Bau- und Mühlsteinen. An Getreide fehlt es dafür im Gebirge sehr; das erhalten aber die Bergbewohner aus den kornreichen Fluren des nördlichen Sachsens. An den Bergen längs der Elbe, besonders bei Meißen, wächst ein guter Landwein. Die sächsischen Schafe zeichnen sich durch ihre feine Wolle aus. Die feinste ist auf den Schäfereien des Königs, die sogenannte Electoralwolle (d. i. Kurfürstliche).

Einwohner: Die Sachsen zeichnen sich durch vorzügliche Bildung vor vielen andern Deutschen vortheilhaft aus, weil ihre Schulen besonders gut eingerichtet sind. Die Sachsen sind höflich, gefällig und zuvorkommend, von feinen Sitten. Ihre Sprache hat zwar einen singenden Dialekt; doch wird vielleicht hier am richtigsten gesprochen. In einem Theile des Landes auf dem rechten Elbufer, der Lausitz, wohnen auch Wenden. Diese Leute haben noch ihre eigenen Sitten, ihre Sprache und Kleidung. Vorzüglich unterscheidet sich die weibliche Kleidung. Die wendischen Bauermädchen tragen an ihren Hemden blau und weiß oder roth und weiß gestreifte Leinewandärmel, und ihre Röcke sind in unzählige Fältchen genäht. Besonders sind die Sachsen wegen ihres großen Fleißes zu schätzen. Es giebt wenig Länder, wo verhältnißmäßig so viele Fabriken sind als hier. Die wichtigsten davon sind folgende:

Die Tuchfabriken. Die Schafwolle wird meist von armen Frauen, von Kindern und von alten Männern gesponnen, und manche sind darin so geschickt, daß sie aus 1 Pfund Wolle 10,000 Ellen Garn spinnen, und doch haben die armen Menschen dabei kaum das trockene Brot. Aus dem Garne wird nun in mehreren Städten feines und grobes Tuch gewebt.

Die Leinwandwebereien. Sie sind meist in der Lausitz, zum Theil auch im Erzgebirge, und setzen eine Menge fleißiger Hände in Bewegung. Doch wird die sächsische Leinwand größtentheils in Böhmen gebleicht.

Die Spitzenklöppeleien. Es sind meist Mädchen, die sich von dieser Arbeit nähren, und zwar besonders im Erzgebirge. Sie kaufen sich dazu den Zwirn, und verfertigen daraus vermittelst der Klöppel die Spitzen. Man macht Spitzen aus Seide, Baumwolle und Zwirn, auch kostbare Schmelzspitzen, die aus Gold- und Silberfarben bestehen. Am meisten geschieht dies in der Gegend der Städte Annaberg und Freiberg. Die groben Spitzen werden auch wohl von Bergleuten, Köhlern, Holzmachern und alten Männern geklöppelt, die feinen aber nur von Mädchen und Frauen. Zu den schmalen sind 9—12 Klöppel hinlänglich: aber zu den breiten braucht man wohl einige Hundert, und doch arbeiten die Mädchen so rasch und geschickt, daß man in Erstaunen geräth, wenn man ihnen zusieht, wie schnell

sie die vielen Klöppel durch die Hände laufen lassen. Diese Art von Arbeit wird hier schon seit 300 Jahren getrieben. Barbara Uttmann, die Frau eines reichen Bergherrn in Annaberg, soll die Kunst im 16ten Jahrhundert zuerst eingeführt haben. Jetzt leben wohl an 30,000 Menschen davon.

Die Baumwollenfabriken. Sonst wurde das Baumwollengarn durch Menschenhände gesponnen. Aber da die Engländer, die dazu Maschinen erfanden, es wohlfeiler lieferten, so legten auch die Sachsen solche Spinnmaschinen an, und diese sind schon von solcher Vollkommenheit, daß man aus ½ Pfund einen Faden von 45,000 Fuß Länge spinnen kann, d. i. so lang als fast 2 Meilen. Daher kommt es auch, daß diese Waaren jetzt so spottwohlfeil sind. Die meisten dieser Fabriken sind in und um Chemnitz und Plauen. Wer nicht in diesen Gegenden war, hat gar keinen Begriff von dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Fabrikarbeiter, und von der Künstlichkeit ihrer Maschinen. Die kleinen Kinder von 8—9 Jahren werden selbst schon dabei gebraucht. Da werden Baumwollenzeuge aller Art, Schleier, Musselin, Kattun, Linon, Nesseltuch, Petinet und wie diese Zeuge alle heißen, in großer Menge gemacht. Manche werden auch mit Seide oder buntem Garne durchwirkt, und eine Menge Frauenspersonen sitzen da, und durchnähen die Zeuge mit der Tambouriernadel oder sticken Muster hinein.

Die Holzwaaren. In vielen Städtchen und Dörfern des Erzgebirges werden Haus für Haus dergleichen Waaren verarbeitet. Fast alle die Spielwaaren, die wir auf unsern Jahrmärkten sehen, die vielen Schachteln mit hölzernen Püppchen, Häusern, Bergwerken u. s. w., Bausteine, hölzerne Thiere, Nußknacker, Pfeifen, kleine Violinen, Nähkästchen, Garnwinden, Damenbretter, Schachsteine u. dergl. Auch die bekannten Schiefertafeln und Schieferstifte kommen aus dieser Gegend.

Die Buchdruckereien. Es giebt in keinem Lande verhältnißmäßig so viele Buchdruckereien als in Sachsen, besonders in Leipzig. Das Papier dazu wird zum Theil im Lande gemacht; aber so viel auch die Papiermühlen zu liefern sich Mühe geben, so reicht es doch dazu nicht hin.

Dies sind nur einige der vorzüglichsten Zweige des sächsischen Fleißes. Was gäbe es aber wohl, das in dem fleißigen Sachsen nicht gearbeitet würde? Daß der Handel daher sehr bedeutend seyn müsse, versteht sich von selbst. Besonders wird er durch die drei großen Messen, die jährlich in Leipzig gehalten werden, sehr befördert. Die Elbe ist unaufhörlich mit Handelsfahrzeugen, und die Landstraßen mit hochbepackten Frachtwagen bedeckt, die nach Leipzig gehen und von da her kommen.

Der König ist durch eine Verfassung eingeschränkt. Das

Land wird in 5 Kreise getheilt: Meißen, Leipzig, Erzgebirge, Vogtland und Lausitz. Nach ihnen wollen wir die Oerter beschreiben.

1. Der meißnische Kreis. Das ist das Land an der Elbe, also die lieblichsten, und romantischsten Gegenden des Königreichs.

Wenn man von Böhmen aus in das Land tritt, so fährt man entweder auf einem Schiffe die Elbe hinab, und genießt dabei die herrlichen Gegenden der sächsischen Schweiz, durch welche die Elbe strömt, oder man kommt über das Erzgebirge von Töplitz her. Beide Wege, der Wasser- wie der Landweg, treffen bei Pirna zusammen. Wir wollen erst den einen, dann den andern betrachten.

Schon in Böhmen fährt unser Schiff zwischen Sandsteinfelsen, die aber da, wo beide Länder zusammenstoßen, am höchsten und wildesten sind. Sobald wir über die Gränze sind, befinden wir uns in der sächsischen Schweiz. Die Schönheit der Gegend, die jeden Augenblick, bei jeder Wendung des Schiffes, eine andere ist, kann nicht beschrieben, sie muß gesehen werden. Der Strom führt uns nach dem Städtchen

Schandau, das an der Elbe, von herrlichen Wiesen und starren Felsen umgeben, eine überaus reizende Lage hat. In der Nähe ist das majestätische Prebischthor und der Kuhstall. Das Mineralbad in der Stadt mag wohl mehr wegen der Schönheit der Umgegend, als um seines selbst willen besucht werden. Fahren wir nun weiter stromabwärts, so kommen wir bald nach der Festung

Königsstein. Am Fuße des Sandsteinfelsens auf dem linken Elbufer liegt das Städtchen Königstein. Der Felsen, auf dem die Festung liegt, ist etwa viermal höher als unsere höchsten Stadtthürme (1400′), hat oben eine Viertelstunde im Umfange, und ist fast von allen Seiten schroff. Ein einziger Weg führt hinauf. Die Festung ist noch nie erobert worden, und auch wohl, wenn die Besatzung achtsam ist, unüberwindlich. Denn sollten auch die Feinde auf dem engen und steilen Felsenpfade bis an das Felsenthor kommen, so können sie hier durch herabgeworfene Steine augenblicklich zerschmettert werden. Geschähe aber das auch nicht, und kämen sie wirklich durch das Thor, so müssen sie einen bedeckten Gang hinaufsteigen. Die Decke aber kann abgenommen, und die hier liegenden Steinblöcke können auf die Feinde herabgestürzt werden. Noch mehr: es liegt oben eine eiserne Walze mit scharfen Stacheln bereit, die man den Gang vermittelst Ketten hinabrollen kann, wodurch die Feinde unrettbar vertilgt werden müßten. Aber auch ausgehungert kann die Festung nicht werden. Denn innerhalb des großen Raumes giebt es Waldungen, Felder, Gärten, Weinanlagen und eine Windmühle. Auch ist hier ein merkwürdiger Brunnen, der ganz in den Felsen gehauen und so tief ist, daß er noch bis unter die Sohle des Felsens gehen soll, und immer reichliches Was-

ser giebt. Läßt man einen brennenden Kronleuchter bis zum Wasserspiegel hinab, so erscheint jener zuletzt wie ein kleines Lämpchen, und wirft man einen Stein hinunter, so währet es eine geraume Zeit, bis man ihn auf den Boden fallen hört. In einem großen Felsenkeller lag sonst das ungeheure Faß; aber seit 12 Jahren ist es vor Alter zerfallen. Noch wird hier das Pagenbette gezeigt. Es ist das ein Gesims unter einem Fenster des Schlosses. Man erzählt, vor etwa 100 Jahren habe der König August II. von Polen, der wegen seiner Riesenstärke bekannt ist, hier im Schlosse ein Bankett gegeben. Einer seiner Pagen habe sich betrunken und im Taumel geglaubt, er steige in sein Bette. Es war aber das Fenstergesims, unter dem die ungeheure Tiefe liegt. Das Glück wollte, daß der trunkene Bursche nicht hinabstürzte; er lag unbeweglich schlafend da, bis ihn am andern Morgen Jemand bemerkte, und es dem Könige meldete. Dieser ließ ihn sogleich festbinden, und nun mußte ein Trompeter ihn durch das Schmettern seiner Trompete aufwecken. Wie erschrack der Jüngling, als er unter sich den gähnenden Abgrund sah! Er schrie um Hülfe, und wurde tüchtig ausgelacht; denn nun konnte er nicht mehr fallen. Nachdem man ihn noch eine Zeitlang in dieser ängstlichen Lage gelassen hatte, zog man ihn wieder herauf. — In Kriegszeiten werden die Kostbarkeiten des Königs nach dem Königstein in Sicherheit gebracht. Nahe dabei liegen noch andere ähnliche Felsen, z. B. der Pfaffenstein. Auf der rechten Elbseite ist der Lilienstein. Auch sieht man nicht weit davon die schon erwähnte Bastei. Eine Stunde weiter gelangen wir nach Pirna.

Nun wollen wir auch den Landweg von Böhmen nach Pirna betrachten. Oben auf dem Rücken des Erzgebirges, wo die Kunststraße, die von Töplitz kommt, hinüberführt, liegt das Dorf Nollendorf, das denen, welche die neue Geschichte wissen, aus dem Jahre 1813 bekannt seyn muß *). Hier hat man eine weite Aussicht auf der einen Seite nach den reichen Fluren Böhmens, auf der andern nach Sachsen. Von da geht die Straße hinab, und führt über das freundliche, zwischen Bergen liegende, offene Städtchen

Berggieshübel, wo sich ein Mineralbrunnen mit hübschen Anlagen befindet, nach

Pirna, auf dem linken Elbufer. Von dieser Stadt haben die Sandsteine, die in der Nähe, auf beiden Elbufern in Menge gebrochen werden, ihren Namen. Diese pirnaer Steine werden theils zu Mühlsteinen, theils zu Grabsteinen, theils zum Bauen gebraucht, und weithin verführt. Dicht vor der Stadt erhebt sich ein Berg, auf dem ein altes, weitläufiges Schloß, der Sonnenstein, liegt. In demselben befindet sich eine musterhaft eingerichtete Irrenanstalt. Von der harten Behandlungsart, die man in andern ähnlichen Anstalten findet, in denen man die Unglücklichen an Ketten legt oder prügelt, ist hier keine Spur. Alle werden liebevoll behandelt, und

*) S. meine Gesch. der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 626.

nach dem Grade ihrer Bildung beschäftigt. Man hat sie dazu in drei Klassen getheilt. Die aus den gebildeten Ständen finden hier eine Lesebibliothek, ein Billard, allerhand Brettspiele, musikalische Instrumente und Kegelbahnen. Die zur zweiten Klasse gehörenden werden auch mit Kegelspielen, oder mit Gärtnerei, mit allerhand Handarbeiten beschäftigt, und denen aus der dritten Klasse giebt man die Arbeit, an die sie früherhin gewöhnt waren; die Maurer müssen Maurerarbeit machen, die Zimmerleute hobeln und hacken, die Landleute graben und jäten u. s. w. Dieser zweckmäßigen Behandlungsweise verdanken viele dieser Unglücklichen ihre Genesung.

Wenn wir von Pirna die Elbe hinabfahren, gelangen wir nach dem königlichen Lustschlosse

Pillnitz, auf dem rechten Elbufer. Das schöne und neue Schloß, der Sommeraufenthalt der königl. Familie, liegt von Wiesen und Lustanlagen umgeben, zwischen dem Strome und hochgelegenen Weinbergen. Nun noch eine Stunde und wir sind in

Dresden. Daß diese Stadt, eine der schönsten in Deutschland, die Haupt- und Residenzstadt ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Sie hat ohne die Soldaten über 64,000 Einw. Die Elbe strömt mitten hindurch. Auf dem linken Ufer liegt die Altstadt; auf dem rechten ist die Neustadt. Beide Theile werden durch die schöne Brücke verbunden, die 710 Schritte lang ist. Sie ist von Stein, ruht auf 17 Pfeilern, hat ein schönes, eisernes Geländer, und auf den Seiten erhöhte Fußwege. Ueber jedem Pfeiler ist ein Balcon mit einer Bank zum Ausruhen. Welches Gewühl von Gehenden, Fahrenden und Reitenden ist hier den ganzen Tag über bis tief in die Nacht! Und wie schön die Aussicht, den Strom entlang! Nach Böhmen zu sieht man bis zu dem 3 Meilen entfernten Königstein, und beide Ufer sind mit schönen Dörfern, Weinbergen und Lusthäusern wie besäet. Gehen wir von der Brücke nach der Neustadt, so treten wir hier auf einen schönen, freien Platz, auf dem die vergoldete Roßbildsäule des Königs August II. steht. Weiterhin links, sehen wir den sogenannten japanischen Pallast, von dessen schönen Sammlungen wir nachher sprechen werden. Wenden wir uns nun über die Brücke zurück nach der Altstadt, so finden wir auch hier einen freien Platz. Rechts steht nahe an der Brücke die schöne katholische Kirche, geradezu das unansehnliche königliche Schloß, und links zieht sich längs dem Elbufer die herrliche brühlsche Terrasse hin. Diese wollen wir zuerst besuchen. Hier befand sich sonst der Garten des Grafen Brühl, des prachtsüchtigen Ministers Augusts III. Der russische Gouverneur aber, der 1814 in Dresden residirte, ließ den Garten in einen schönen Spatziergang, die brühlsche Terrasse genannt, verwandeln. Von dem Schloßplatze aus steigt man eine hohe Treppe hinauf, die so breit ist, daß wohl 40—50 Menschen neben einander gehen können. Oben geht man unter schönen Bäumen und Gartenanlagen wohl eine Viertelstunde längs der Elbe hin, die tief unten fließt. Am Ende des Ganges, da wo wir das Elbufer verlassen, finden wir ein Kaffehaus, in dem wir speisen und allerhand Erfrischungen erhalten können. Vor dem Hause stehen unter Bäu-

men viele Tische mit Sopha und Stühlen, auf denen man mit Bequemlichkeit die herrliche Aussicht auf die Elbe und ihre Umgebungen genießen kann. In der katholischen Kirche wird jeden Sonntag feierlicher Gottesdienst mit ausgezeichnet schöner Musik gehalten. Hier kann man auch die ganze königliche Familie sehen. Sie begiebt sich vermittelst eines bedeckten Ganges vom Schlosse in die Kirche, und auf dem Gange ist es jedem erlaubt, sie vorbeigehen zu sehn. Auch besuchen wir die Kreuzkirche, die im siebenjährigen Kriege zerstört, seitdem aber recht schön wieder aufgebaut ist; die Frauenkirche, ein Gebäude von ganz eigner Art. Sie ist ohne Holz aus pirnaer Sandstein gebaut. Auf ihr erhebt sich eine gewaltige, runde, doppelte Kuppel, von deren Laterne man eine weite herrliche Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung hat. Ferner besuchen wir den Zwinger. Man denke sich einen großen, von einem prachtvoll gebauten Erdgeschoß umgebenen Garten, dessen Bäume aus der köstlichsten Orangerie bestehen, die im Sommer die angenehmsten Wohlgerüche aushaucht. Mehrere Springbrunnen geben diesem lieblichen Platze Leben und Kühlung.

Ganz besonders reich ist Dresden an schönen Kunstsammlungen. Sie alle zu erwähnen, ist nicht Raum; aber die vorzüglichsten: Obenan steht die schöne Gemäldegallerie. Sie befindet sich in einem großen, runden Gebäude hinter dem Schlosse, und enthält über 1630 Oelgemälde aus verschiedenen Schulen; besonders reich ist die italienische; denn König August III. kaufte die reiche Sammlung des Herzogs von Modena für 1,200,000 Thlr. Unbedeutender ist die Sammlung von Pastellgemälden. Im Schlosse befindet sich das grüne Gewölbe. Hier findet man in 8 großen Zimmern eine Sammlung der kostbarsten Kunstsachen und Kleinodien, deren Werth auf 6 Mill. Thaler geschätzt wird. Die Rüstkammer enthält in 36 Zimmern Waffen und Rüstungen aller Art. Da findet man alle Arten von Gewehren seit Einführung der Schießgewehre, von der eisernen Röhre an, der sich Berthold Schwarz, der angebliche Erfinder des Pulvers, bei seinen Versuchen bediente *), bis auf die neueste Zeit herab. Auch an Ritterrüstungen ist da eine große Menge. Auf gut gearbeiteten, hölzernen Pferden in Lebensgröße sieht man die geharnischten Ritter sitzen. Merkwürdig sind auch die vollständigen Rüstungen, welche berühmte Männer getragen haben. Im Zwinger findet man mehrere Sammlungen, unter andern das Kupferstichkabinet, zu dem auch noch fast 190,000 Blätter Handzeichnungen der berühmtesten Meister gehören. Kunstfreunde dürfen auch nicht versäumen, die mengsschen Abgüsse zu sehen. Der berühmte Mengs bekam vom Könige von Spanien den Auftrag, die schönsten Antiken Roms in Gyps abzubilden, und der Papst gab die Erlaubniß dazu. Die Sammlung wurde vor beinahe 40 Jahren vom Könige Friedrich August angekauft.

Dann besehen wir die Sammlungen in dem japanischen Palais in der Neustadt. Das Schloß hat den Namen von der Samm-

*) S. meine Weltgeschichte för Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 244. Auch meine Geschichte der Dentschen, Th. 1., S. 405.

lung japanischen Porzellans im Erdgeschoß. Hier findet man auch eine lange Reihe meißnischen Porzellans seit seiner Erfindung durch Böttticher 1709 bis auf unsere Zeit. Auf der andern Seite des Erdgeschosses ist die Antikensammlung. Sie besteht aus unzähligen Gegenständen aus dem griechischen, römischen und aegyptischen Alterthume, meist herrliche Bildsäulen; auch findet man hier einige wohlerhaltene Mumien und römischen, in Herculanum und Pompeji gefundenen, Hausrath. Im ersten und zweiten Stock des Pallastes ist die große königliche Bibliothek, die täglich für Jedermann geöffnet ist. Wer auch nicht die Bücher benutzen kann oder will, wird sich an den herrlichen Sälen und an der köstlichen Aussicht aus den oberen Fenstern auf die Elbe und ihre Ufer erfreuen.

In der Umgegend von Dresden besuchen wir zuerst den großen Garten, durch den wir schon, von Pirna kommend, gefahren waren. Er hat fast 1 Meile im Umfange, besteht aus vielen großen und kleinen Gängen nnd Baumanlagen, und enthält einige Kaffeehäuser. Nicht weit davon ist auf einer Anhöhe ein Denkmal von Moreau, dem am 27. August 1813 auf dieser Stelle von einer Kanonenkugel beide Beine fortgerissen wurden. Es ist ein großer, steinerner Würfel, auf dem ein kolossaler Helm und ein Schwert von Eisen liegt *). Ferner fahren wir zu Wagen, oder besser auf einer der vielen, am Fuße der brühlschen Terrasse stehenden Gondeln nach dem Linker-Bade, eine halbe Stunde von der Stadt, am rechten Elbufer, oberhalb Dresden. Außer Gartenanlagen findet man hier auch ein Theater, auf dem im Sommer wöchentlich mehrmals Vorstellungen gegeben werden. Noch etwas weiter stromaufwärts liegt der schöne findlatersche Weinberg. Er gehörte sonst einem Lord Findlater (sprich Findleter). Hier hat man eine reizende Aussicht, die Elbe hinab und hinauf. Eine etwas entferntere Lustfahrt geht nach dem

Plauenschen Grunde. Dies sehr reizende, von einem Flüßchen durchflossene, Thal fängt 1 Stunde westlich von Dresden an, und führt bis nach dem Städtchen

Tharand, wo der Grund in zwei andere Thäler ausläuft. Die Lage des Oertchens ist überaus romantisch. Auf einer Felsenecke liegen die Trümmer eines alten Schlosses, auf dem sich sonst die Kurfürsten zuweilen der Jagd wegen aufhielten. Im Orte ist ein Bad und eine Forstakademie. Wunderschön ist das dabei liegende Wäldchen. Es ist mit verschiedenen Anlagen, Gängen und Ruheplätzen versehen. Besonders einnehmend sind die heiligen Hallen, ein großes, majestätisches Buchengewölbe.

Loschwitz, ein schönes Dorf an der Elbe, wo Schiller seinen Don Karlos schrieb **).

Von Dresden nach Meißen fährt man drei Meilen lang am rechten Ufer der Elbe, meist zwischen Weinbergen, Lusthäusern und freundlichen Dörfern hin.

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 3., S. 450. Auch meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 626.

**) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4.

Meißen ist eine kleine Stadt an der Elbe. Dicht bei der Stadt liegt auf einem Berge die Albrechtsburg, ein altes Schloß, dessen ersten Grund schon Heinrich der Vogler gelegt hat. Jetzt ist hier die Porzellanfabrik. Neben dem Schlosse steht die fast 1000jährige Domkirche, in deren Gewölbe mehrere sächsische Kurfürsten aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert ihre Gräber haben. Nahe bei dem Schlosse ist ein zweiter Berg, auf dem die Fürstenschule ist. Darunter ist eine Gelehrtenschule zu verstehen, in der 120 Freistellen für arme Schüler sind. Daß bei Meißen eine Menge Wein gebaut wird, ist schon gesagt worden.

Auf der rechten Seite der Elbe, aber nicht am Strome, sind noch zwei Oerter zu merken:

Moritzburg, ein Jagdschloß mitten im Walde. Alles kündigt hier an, wozu das Schloß bestimmt ist. Die Säle und 270 Zimmer sind mit Jagdgemälden und mit Hirschgeweihen von 40—66 Enden geschmückt, und in dem großen Tanzsaale zeigt man viele goldene, silberne und gläserne Trinkgeschirre, deren sich die ehemaligen Kurfürsten, besonders August II., bedient haben.

Stolpen liegt auf einem Basaltfelsen, in den ein tiefer, tiefer Brunnen gegraben ist. Sonst war es eine Festung.

2. Der leipziger Kreis enthält fast lauter Ebenen, trefflich angebautes Korn- und Gemüseland.

Wenn man von Meißen nach der Hauptstadt des Kreises reisen will, kommt man zuerst über das Jagdschloß Hubertsburg. Das Schloß selbst ist jetzt wüst, aber wegen des hier am 15. Februar 1763 geschlossenen Friedens werkwürdig. Je mehr wir uns

Leipzig nähern, desto stärker wird der Verkehr, desto zahlreicher werden die Frachtwagen, die schwer beladen nach der Stadt gehen oder von da zurückkommen. Die Stadt selbst liegt in einer weiten Ebene an den Flüssen: Pleiße und weiße Elster, die nicht weit davon in einander fließen. Sie ist meist eng gebaut, hat aber sehr hohe und meist schöne Häuser. Alles kündigt an, daß sie eine Handelsstadt ist; denn das Untergeschoß fast aller Häuser ist zu Kaufmannsgewölben benutzt, und die Häuser sind, um jeden kleinen Raum zu ersparen, eng in einander hineingebaut. Etwas weitläuftiger und freundlicher sind die Vorstädte. Zwischen ihnen und der Stadt laufen rings um dieselbe breite Spatziergänge, für Gehende und Fahrende, zum Theil mit schönen Gartenanlagen, Ruheplätzen, Schwanenteichen und Blumenbeeten, und mit herrlichen Häusern besetzt. Trotz ihres mäßigen Umfanges hat die Stadt doch 43,000 Einwohner, und zur Zeit der Messe, welches Gewühl! Da ist jedes, auch das kleinste Plätzchen benutzt, jedes auch noch so dunkle Kämmerchen vermiethet. Auf den Gassen wogt die thätige Menschenmenge, Einer rennt gegen den Andern; auf den Straßen, auf denen die Fuhrmannswagen ausspannen, hat man Mühe, sich zwischen den Wagen hindurchzuwinden, und jeden Augenblick wird man durch das warnende Rufen der Lastträger: „Vorgesehen!“ genöthigt, auf die Seite zu treten. Unzäh-

lige Schleifen führen die Waaren aus einem Theile der Stadt in den andern. Fast alle Nationen Europa's kommen hier in der Messe zusammen. Da sieht man Franzosen, Italiener, Engländer, Russen, polnische Juden, Griechen, Armenier, die beiden letzteren in ihrer morgenländischen Tracht mit Turban und Kaftan, und dann und wann selbst einige Türken, die in behaglicher Ruhe aus langer Pfeife rauchend sich anschauen lassen. Ueberall sieht man die schönsten wie die gemeinsten Waaren in Ballen ausgelegt; hier strotzt ein Gewölbe von Leder- oder Tuchwaaren, dort sind die verschiedensten Muster von Cambray, von Shawls und andern Zeugen aufgestapelt, da sieht man die Bude eines pariser Zuckerbäckers mit den ausgesuchtesten Bonbons und anderen Zuckerwaaren, und dort wieder die neuesten Putzsachen der Pariser und Londoner ausgelegt. Nicht allein die Gewölbe der Straßen sind mit Waaren angefüllt; auch die Durchgänge der Häuser sind dazu benutzt, und hier gerade findet man die schönsten Sachen. Hat man sich auf den Straßen müde gelaufen und an den verschiedenartigsten Sachen müde gesehen, so kann man sich in den Kuchenläden erholen; denn vielleicht findet man nirgends so schönen Kuchen als hier. Oder man geht Abends in einen der großen Speisekeller. Hier findet man lange Reihen schön gemalter, unterirdischer Zimmer, so daß man bei der hellen Beleuchtung vergißt, daß man sich unter der Erde befindet. Alle Zimmer sind so gefüllt von speisenden und punschtrinkenden Gästen, daß es wohl eine halbe Stunde kosten kann, ehe man bis ins hinterste Zimmer gelangt. Sucht man aber Erholung im Anschauen neuer Gegenstände, so findet man Befriedigung jeder Art auf einem großen Platze vor dem Petersthore, wo sich Bude an Bude reiht. In jeder ist etwas anderes zu sehen. In der einen findet man eine Menagerie wilder Thiere, in einer andern Riesen und Zwerge, in einer dritten Kunstreiter, in einer vierten Seiltänzer, in einer fünften ein Marionettentheater, in einer sechsten einen Automat, in einer siebenten Wachsfiguren, in einer achten einen buchstabirenden und andere Künste treibenden Hund oder Kanarienvogel, in einer neunten ein Kunstkabinet, und was der Sehenswürdigkeiten mehr sind. Nicht weit davon sehen wir einen sehr weiten Platz, auf dem sich der Pferdemarkt befindet. Die köstlichsten Pferde werden da herumgeritten und gefahren, und um den Käufern die Anschaffung der ganzen Equipage recht bequem zu machen, steht auch eine fast unabsehbare Reihe schöner Wagen von der verschiedensten Form da. Die 3 Messen sind: 3 Wochen nach Ostern (diese ist die bedeutendste), zu Michaelis und zu Neujahr.

Daß Leipzig eine berühmte **Universität** hat, ist bekannt. Auch an andern wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten ist die Stadt reich. Dahin gehört besonders die große **Bürgerschule**, die sich in einem prachtvollen, schloßähnlichen Gebäude befindet, und aus einer Knaben- und Mädchenschule besteht. Beide sind musterhaft eingerichtet. Außerdem ist die **Rathsfreischule** zu merken, die von dem als Jugendschriftsteller berühmten **Dolz** geleitet wird. Die **Taubstummenanstalt** ist die erste in Deutsch-

land, und bereits vor 56 Jahren gestiftet. Das Universitätsgebäude heißt das Paulinum; in der Kirche dieses ehemaligen Klosters finden wir das Grabmahl des berüchtigten Ablaßverkäufers Tezel. Ganz anders ergreift den Beschauer der Grabstein des edeln Gellert auf dem Kirchhofe vor dem grimmschen Thore, wo auch der Kreissteuereinnehmer Weiße, der Verfasser des Kinderfreundes, begraben liegt. Daß Leipzig der Hauptsitz des deutschen Buchhandels ist, haben wir schon gesagt. Es wohnen hier mehr als 70 Buchhändler. Von den Verwüstungen rings um die Stadt, welche durch die Völkerschlacht 1813 angerichtet wurden, sieht man keine Spur mehr. Aber in dem schönen gerhardschen Garten ist ein Denkmal auf den hier in der Elster ertrunkenen Fürsten Poniatowsky zu sehen *).

In der Umgegend von Leipzig besuchen wir zuerst das reizende Rosenthal, einen schönen Wald unfern der Stadt, mit angenehmen Anlagen. Ferner den Kuchengarten in einer der Vorstädte. So wie man in andern Gärten Kaffee bekommt, so findet man hier Kuchen der verschiedensten Art, der hier förmlich fabrikmäßig gemacht wird. Dann den Dreimonarchenhügel. Hier hielten die Kaiser Alexander und Franz und der König von Preußen, als ihnen am 19ten October 1813 der Fürst Schwarzenberg die Nachricht von der völligen Besiegung der Franzosen und ihrem Abzuge brachte. Endlich erinnern wir uns bei dem Dorfe Breitenfeld der Schlacht, welche Gustav Adolph von Schweden 1631 über Tilly hier gewann, und die auch die Schlacht bei Leipzig genannt wird **). In etwas weiterer Entfernung liegt das Dorf Borsdorf, von dem die schönen Aepfel den Namen haben. Wenn wir uns von Leipzig südöstlich wenden, so kommen wir nach dem Städtchen

Grimma an der Mulde, wo eine eben solche Fürstenschule ist, als wir schon in Meißen erwähnt haben. In der Nähe liegt das Vorwerk Nimbschen, sonst ein Nonnenkloster, in welchem Katharina von Bora als Nonne lebte, ehe sie Luthers Frau wurde. Man zeigt noch ihre einsame Zelle. In derselben Richtung fortgehend, kommen wir nach dem Städtchen

Waldheim, ein Schreckensname für alle Bettler und Landstreicher in Sachsen; denn hier ist ein großes Zucht- und Arbeitshaus, wohin alle die, welche lieber betteln, umherlaufen und stehlen als arbeiten, gebracht werden.

3. Der erzgebirgische Kreis. Er liegt am Erzgebirge, neben dem meißnischen Kreise, und besteht aus lauter Bergen und Thälern.

Freiberg, eine Mittelstadt, an der Freiberger Mulde. Hier und in der ganzen Umgegend giebt es eine Menge Berg- und Hüttenwerke. Die Erde ist hier ungemein reich an Silber und

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 641.

**) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 217. Auch meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 3., S. 204.

andern Metallen. Das eine Bergwerk geht 6 Stunden weit unter der Erde fort, und über der Erde hört man in dem Muldenthale den ganzen Tag nichts als Pochen und Klappern. Junge Leute, die das Bergwesen erlernen wollen, finden dazu hier die beste Anleitung in der berühmten Bergakademie, die weit und breit besucht wird. In der Domkirche liegen mehrere der alten Kurfürsten von Sachsen begraben, unter andern auch der wackere Moritz, der zur Zeit des schmalkaldischen Krieges lebte. Zwischen Freiberg und Waldheim liegt das Städtchen

Hainichen, wo der treffliche Gellert 1715 geboren wurde. *) Wenden wir uns nach dem Gebirge, so kommen wir nach der kleinen Stadt

Zöblitz, wo der schöne Serpentinstein gebrochen und zu allerhand Waaren verarbeitet wird. Auch werden in dieser ganzen Gegend unzählige Spielwaaren, Schachteln, Schiefertafeln und dergl. gemacht. Geht man von hier längs dem Gebirge hin, von der Elbe abwärts, so kommt man nach

Annaberg, einer Bergstadt, wo an 700 Mädchen und Frauen sich mit Spitzenklöppeln beschäftigen. Hier ist der Hauptsitz dieser Arbeiten. Alle Wochen wird hier ein Spitzenmarkt gehalten, wo die fleißigen Mädchen ihre Spitzen, freilich für sehr wenig Lohn, verkaufen. Auch ist Annaberg der Geburtsort des Kinderfreundes Weiße (der in Leipzig begraben liegt), und im 16ten Jahrhundert lebte hier der Verfasser des alten Rechenbuchs, Adam Riese, der so oft im Sprüchwort angeführt wird. Steigen wir von hier ganz auf das Gebirge hinauf, so kommen wir bei dem Städtchen

Schwarzenberg in die wildeste Gegend des Erzgebirges, die auch darum das sächsische Sibirien genannt wird. Hier stellt sich der Winter schon im September ein, und der letzte Schnee pflegt erst um Johannis zu schmelzen. Dörfer giebt es hier wenig, aber desto mehr Hammerwerke, deren aufsteigende Rauch- und Feuersäulen, besonders bei Nacht, einen schauerlichen Anblick gewähren. Schon von fern kündigen sie sich dem einsamen Wanderer durch ihr Donnergetöse an. Hier und da stehen einzelne Waldhütten herum, die von Kohlenbrennern, Pechsiedern und Holzschlägern bewohnt, und im Winter fast ganz verschneit werden, so daß sie bei Windwehen oft gänzlich verschwinden, und die Leute sich herausgraben müssen. Schauerlich brausen die Waldbäche durch die engen, düsteren Thäler, und stürzen sich laut tosend von Fels zu Fels. Nahe bei Schwarzenberg ist auch die Stelle, wo 1455 der Ritter Kunz von Kaufungen von dem Köhler Georg Schmidt ergriffen, und der geraubte Prinz Albert befreit wurde **). Gehen wir weiter ins Land hinein, so kommen wir nach der fleißigen Fabrikstadt

Chemnitz. Was für ein Fleiß herrscht hier! Da ist fast kein Haus, in dem nicht Fabrikanten oder Fabrikarbeiter wohnen. Es

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht Th. 4., S. 93.
**) S. meine Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg. Th. 2., S. 261. Auch meine Geschichte der Deutschen, Th. 1., S. 477.

ist der Mittelpunkt der Baumwollenzeuch:, Strumpf: und ähnlicher Fabriken, und um die Stadt herum sieht man überall Bleichen und Druckereien. Besonders merkwürdig ist die große Spinnmaschine, in welcher 20,000 Spindeln in beständiger Bewegung sind, und doch nur der Aufsicht weniger Menschen bedürfen. Darum können auch solche Waaren jetzt so wohlfeil verkauft werden. Aber dies ist nicht der einzige Fabrikort.

Zwickau giebt der vorigen Stadt wenig nach; nur werden hier mehr Wollenwaaren gemacht. Die Kirche erinnert uns an den Schwärmer Thomas Münzer im 16ten Jahrhundert, welcher der erste evangelische Prediger an derselben war *).

4. Der vogtländische Kreis. Dies ist der südlichste Theil von Sachsen, der sich bis Bayern erstreckt. Nach diesem Lande zu ist der Boden bergig, nach Norden hin aber nur hügelig und flach. Auch hier treffen wir wieder einige treffliche Fabrikstädte an.

Plauen, in einem lachenden Thale an der weißen Elster. Hier herrscht ein ungemeiner Fleiß. Besonders ist diese Stadt der Hauptsitz der Musselin: und Schleierwebereien. Auch finden wir hier wieder eine solche Spinnmaschine, wie in Chemnitz; und an Bleichen und Druckereien fehlt es auch hier nicht. Einen müßigen Menschen zu sehen, ist in diesen betriebsamen Oertern eine wahre Seltenheit.

5. Der lausitzer Kreis. Er liegt auf der rechten Elbseite und enthält nur einen Theil der ehemaligen Lausitz. Diese Lausitz pflegt man in die Nieder- (nördliche) und Ober-Lausitz (südliche) einzutheilen. Jene gehört ganz, und diese zum Theil zum Königreich Preußen. Längs der Südseite laufen die sogenannten lausitzer Berge hin; nördlich verliert sich das Land in eine sandige Ebene.

Bauzen oder Budissin ist eine recht wohlgebaute Mittelstadt an der Spree. Merkwürdig ist die Hauptkirche, die den Evangelischen und Katholiken gemeinschaftlich gehört. Ein eisernes Gitter scheidet sie in zwei Hälften, in der einen haben die Evangelischen, in der andern die Katholischen ihren Gottesdienst, ein schönes Beispiel von Einigkeit. Am 20sten und 21sten Mai 1813 war in der Nähe die bekannte Schlacht, in der die Franzosen über die Russen und Preußen siegten, und am 14ten October 1758 wurde Friedrich der Große bei dem Dorfe Hochkirch, 1 Stunde von der Stadt, von den Oestreichern überfallen **). Noch heute sieht man an der Kirche und am Thurme des Dorfs unzählige Spuren von abgepprallten, großen und kleinen Kugeln. In der Kirche ist ein Marmordenkmal auf den preußischen Feldmarschall

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3. S. 29. Meine Gesch. der Deutschen, Th. 2., S. 46.

**) S. darüber meine beiden Werke für Töchterschulen: Weltgesch. 4te Ausg. Th. 3., S. 449 und 318. Deutsche Gesch., Th. 2., S. 615 u. 395.

Keith, der in der Schlacht seinen Tod fand. Von Bauzen nordwestlich liegt in einer meist sandigen Ebene das Städtchen

Kamenz. Seine Hauptzierde ist der berühmte Hofrath Lessing, der vor 100 Jahren hier geboren wurde *). Man wollte ihm neuerdings ein Denkmal setzen, und stritt sich lange darum, was für eins man wählen sollte. Endlich errichtete man eine Krankenanstalt für Arme, das Barmherzigkeitsstift, gewiß ein besseres Denkmal als jedes andere, das nur für das Auge gewesen wäre. Eine recht hübsche Einrichtung ist das Forstfest, das hier im August jährlich die Jugend feiert. Alle Kinder, von ihren Lehrern und vielen Eltern begleitet, ziehen in ein benachbartes Birkenwäldchen, und bringen da 8 Tage lang unter Musik und Tanz zu. Wer nicht krank ist, bleibt dann gewiß nicht zu Hause. Am Schluß wird ein großer Holzstoß angezündet, und endlich ziehen alle fröhlich wieder heim. Ein schönes, harmloses Fest, auf das sich Jung und Alt das ganze Jahr freut. — Wenn man sich von Bauzen nach dem Gebirge wendet, kommt man nach

Zittau, nahe an der böhmischen Gränze, einer gutgebauten Mittelstadt. Wieder eine recht gewerbfleißige Stadt, voll Fabriken und Handel. Besonders wird viel Tuch und Leinewand gemacht, und rings um die Stadt stehen die ansehnlichsten Fabrikgebäude. Nicht weit davon erhebt sich in einem romantisch-wilden Thale der Berg Oybin, ein freistehender Sandsteinkegel, auf dessen Spitze die Trümmer eines Schlosses und Klosters, das im 16ten Jahrhundert vom Blitze zerstört wurde, liegen. Zwischen Zittau und Bauzen liegt der Ort

Herrnhut, am Fuße des Hutberges. Der fromme Graf von Zinzendorf, der in der Nähe auf seinem Gute Groß-Hennersdorf wohnte, stiftete 1722 die evangelische Brüdergemeinde, die anfangs vornehmlich aus böhmischen und mährischen Brüdern, die man ihres Glaubens wegen aus dem Oestreichischen verjagt hatte, bestand. Noch jetzt ist Herrnhut der Hauptsitz der Brüdergemeinde (oder Herrnhuter), die in Schlesien mehrere Colonien haben, ja sich selbst bis Nordamerika, Grönland, Afrika und Ostindien ausgebreitet haben. Herrnhut ist, wie alle diese Colonien, weitläuftig und höchst reinlich gebaut. Die Häuser stehen einzeln, sind mit schönen Blumengärten versehen, und überall herrscht eine solche Stille und doch dabei ein solcher Fleiß, daß man wohl sieht, es müsse mit dem Innern der Gemeindeglieder gut stehen. Nirgends, selbst in den Wirthshäusern nicht, wird gelärmt und geflucht; selbst Tanz und Kartenspiel ist verboten, nicht, weil sie an sich unerlaubt sind, sondern weil sie leicht verderbliche Folgen haben können. Vergebens sehen wir uns nach einer Kirche um. Statt ihrer steht in der Mitte des Orts das Gemeinhaus. Hier treten wir in einen geräumigen Saal. An dem einen Ende desselben steht auf einem erhöhten Platze ein mit grünem Tuche behangener Tisch, vor dem der Geistliche sitzend oder stehend seine einfache Rede hält. Zu seiner Rechten sitzen die männlichen, zu seiner Linken die weib-

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4., S. 127.

lichen Aeltesten, und vor ihm die übrige Gemeinde nach den Geschlechtern geschieden. Der Gesang ist andächtig, langsam, sanft, und wird von Instrumenten geleitet. Unter den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus das Brüder- und Schwesternhaus. In jenem wohnen die ledigen Mannspersonen, die kein eigenes Haus besitzen, in diesem die ledigen Frauenspersonen, die keine Eltern haben. Am Abhange des Hutberges ist der Friedhof (Begräbnißplatz). Es ist ein mit schönen Lindengängen und Blumen versehener Garten. Die Todten ruhen hier reihenweise neben einander, ohen Unterschied des Standes. Jedes Grab hat einen liegenden Leichenstein, auf dem der Name des Verstorbenen, sein Geburts- und sein Sterbetag, sonst nichts, zu lesen ist. Ist Einer gestorben, so setzt man die Leiche in das freundliche Leichenhaus, und bekränzt sie mit Blumen. Hier hört man kein Geschrei des trostlosen Schmerzes, sondern nur sanfte Klagen um den Verlust; der Todte wird selig gepriesen, daß er „heimgegangen sey," und darum freut man sich seines seligen Zustandes. So sind alle Oerter der Brüdergemeinde eingerichtet. In ihnen wird keine Verschiedenheit des Standes bemerkt. Jeder nennt den andern Bruder und dutzet ihn. Gräfinnen und Bürgerfrauen haben dieselbe Kleidung, dieselbe Haube. Nur das rothe, blaue oder schwarze Band zeigt, ob es eine Jungfrau, eine Ehefrau oder eine Wittwe sey. Lasterhafte Leute werden in der Gemeinde nicht geduldet. Wer wollte vor einer solchen christlich-frommen Gemeinde nicht hohe Achtung haben, auch wenn man ihre religiösen Ueberzeugungen nicht theilen kann? — Auf der Spitze des Hutberges ist ein Gebäude mit einer Gallerie, von der man eine herrliche Aussicht weit umher hat. In dem benachbarten Groß-Hennersdorf sind zwei Mädchen-Erziehungsanstalten. In einem andern Dorfe in der Nähe, Bärthelsdorf, hat die Direction ihren Sitz, welche die Aufsicht über alle Brüdergemeinden führt.

Das Großherzogthum Baden.

Das Großherzogthum Baden gehört zu den besten und bevölkertsten Ländern Deutschlands, längs dem rechten Ufer des Rheins, zwischen diesem Strome und dem Schwarzwalde.

Boden: Der Schwarzwald, den wir schon in Würtemberg als ein rauhes Gebirge voll düsterer Nadelwaldungen kennen lernten, zieht sich von dem Winkel, den der Rhein bei Basel bildet, in nördlicher Richtung hin. Er bedeckt fast den ganzen östlichen Theil des Landes, und trennt es von Würtemberg. Nach dem Rhein zu, dem er sich hie und da, bis auf eine Meile nähert, fällt er steil ab. Von ihm gehen eine Menge Seitenzweige aus, die eben so viele, meist sehr fruchtbare, Thäler bilden. Desto wüster und schauerlicher sind die Höhen des

Gebirges. Ganz im Norden des Landes, jenseit des Neckars, finden wir ein anderes, weit sanfteres, Gebirge, den Odenwald, der von Darmstadt her hineinreicht. Die meist sanften Abhänge sind mit Getreide bebaut oder mit Obstgärten bepflanzt, und nur die steileren Gegenden noch mit Laubwald bewachsen. Ein drittes Gebirge ist der Kaiserstuhl, dicht am rechten Rheinufer (gleich nördlich von Breisach). Es ist offenbar auf vulkanischem Wege entstanden, und von dem Schwarzwalde ganz getrennt. Der Boden des ganzen Landes ist fast durchgängig sehr fruchtbar und gut angebaut.

Flüsse: Der Hauptfluß ist der Rhein, der sowohl den Süden begränzt, als auch die westliche Gränze gegen Frankreich bildet. Von seinem Austritte aus den Bodensee an braust er meist über und zwischen Felsenmassen, von Basel aus fließt er ruhiger, und hat zwar nicht so bergige und reizende Ufer als jenseits Mainz bis nach Coblenz, bildet aber doch auch ein recht anmuthiges Wasserthal. Von den Flüssen, die er auf der rechten Seite aufnimmt, ist keiner so bedeutend als der Neckar, den wir schon von Würtemberg her kennen. Er fällt bei Mannheim in den Rhein. Der Main macht im Norden eine Strecke weit die Gränze. — Die Donau entspringt im Badenschen, ist aber hier ein noch sehr kleiner Fluß. Sie entsteht aus zwei Bächen, die sich auf dem Schloßhofe von Doneschingen vereinigen. Der Bodensee gehört der größeren Hälfte nach hierher, ein herrlicher See, rings umgeben mit Bergen, Hügeln, Wein- und Obstgärten, Wiesen, Dörfern und Städten. Der Blick auf den herrlichen, großen Wasserspiegel von einem der ihn umgebenden Berge ist wahrhaft entzückend. Daß der Rhein hindurchfließt, ist bekannt. Der obere Theil ist breit und ohne Inseln: in den unteren See aber zieht sich eine breite Halbinsel hinein, und bildet dadurch zwei schmale Arme des Sees, einen nördlichen und einen südlichen. Jener heißt der Ueberlingersee, der die schöne Insel Meinau enthält. Der südliche Arm heißt der Zellersee mit der anmuthigen Insel Reichenau. Ein Reisender sagt über diesen See folgendes:

„Völlig unregelmäßig ist die Gestalt des Bodensees, der, während er gegen Osten, wo der Rhein einströmt, sich bis zu einer Breite von 5 Stunden erweitert, im Nordwesten in eine schmale, wie ein Horn gebildete Spitze ausläuft, die von dem Städchen Ueberlingen den Namen trägt. Gegenüber tritt der Rhein aus dem großen Becken, um sich bald zu einer neuen, kleineren Wassersammlung zu erweitern, die südwestlichste Bucht des Sees. Aber dieser Untersee ist eigentlich ein besondrer See, der selbst wieder, gegen den Ausfluß des Rheins in eine lang gezogne Spitze auslaufend, eine rund geschweifte Bucht bildet, welche

den Namen des Zellersees führt. Von den Gewässern dieses Sees, der in seiner Länge vier, in seiner Breite höchstens 2 Stunden mißt, wird die schöne, über eine Stunde lange, mit Reben besetzte und Wohnungen gezierte Insel Reichenau umfangen, während dieser gegenüber in der nordwestlichen Bucht die liebliche Insel Meinau sich über den blauen Wasserspiegel erhebt".

„Von dieser anmuthigen Insel sollte ich die Ansicht der schönen Wasserfläche in ihrer ganzen Ausdehnung genießen. Nachmittags lustwandelten wir nach derselben. Aeußerst malerisch ist der Anblick des Eilandes schon von der Lorettocapelle aus: links der niedrige Streif mit den Pappeln, und dann die grüne Hügelwölbung über den blauen Fluthen, mit den ansehnlichen, gar stattlich aufragenden Gebäuden. Ein 600—700 Fuß langer Steg, auf beiden Seiten durch Geländer geschirmt, führt, wenn man zu dem Ufer gelangt ist, durch den See, welcher hier nicht breit ist, und trockenen Fußes, wie auf dem festen Lande, wandelt man nach dem Eilande hinüber. Wie entzückend ist die Aussicht von dem Balcon des Schlosses, wo man den ganzen Wasserspiegel vor sich ausgebreitet sieht! Diese Ruhe auf den Wassern, die Stille der Umgebung, des Himmels, der ganzen Natur; die Städtchen und Dorfschaften, die man überall unterscheidet, die Schiffe, die mit vollen Segeln über die Wellen hinschweben: — fürwahr! ein zugleich großer und freundlich milder Anblick, der eben so den Geist hebt, wie er dem Herzen wohlthut!" Die herrliche Gegend wird noch bedeutend durch den fleißigen Anbau des Landes verschönert. „Was wir hier mehrere Stunden hinter einander sahen, ging über alles, was unsre Augen bisher gesehen hatten," sagt ein andrer Reisender. „Wenn wir nicht in den fast zusammenhängenden Städten, Flecken und Dörfern fuhren, so fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obstbäumen, die das Ufer des Sees verschönern. Viele Bäume senkten ihre Aeste in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen gehalten, die man in den Grund des Sees hineingetrieben hatte. Unter und neben diesen Bäumen sieht man entweder kleine, niedliche Wiesen, oder Weingärten, oder Fruchtfelder, die bis an den äußersten, aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Man sieht, so weit das Auge reicht, dem majestätischen Laufe des Rheins und den noch prächtigeren Gewässern des Bodensees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchschnitten wurden. Wir sahen auf dem Rheine nur wenige, aber auf dem See desto mehr Schiffe, die sich mit großer Geschwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Alle Ufer waren mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Capellen und Klöstern, mit Landhäusern und Schlössern bekränzt."

Klima: Noch milder als im Würtembergischen. Nur auf dem Schwarzwalde ist es rauh; sonst durchgängig so mild, daß selten der Schnee über einen Tag liegen bleibt, und im Sommer selbst edle Früchte, die im nördlichen Deutschlande nur unsicher im Freien überwintert werden können, herrlich gedeihen.

Producte: Vom Schwarzwalde wird viel Holz nach dem Rheine gebracht, und nun zu Wasser als Schiffbauholz nach den Niederlanden abgeführt. Die schönen Thäler und Hügel sind reich an Wein und Obst. Im Rheine wird Goldsand gefunden. Die Arbeiter müssen schwören, nichts zu veruntreuen, und alles treulich abzuliefern. Sonst kamen dabei kaum die Kosten heraus, jetzt aber soll der Ertrag bedeutender seyn.

Einwohner: Wie in Würtemberg, ein thätiges, muntres, treuherziges Volk, zwei Drittheile der katholischen, ein Drittheil der evangelischen Kirche zugethan. Der Großherzog ist durch die Verfassung eingeschränkt, und die Einwohner fühlen sich unter der väterlichen Regierung ihres geliebten Landesherrn sehr glücklich. Dennoch wandern viele nach Nordamerika aus, theils weil das Land fast übervölkert ist, theils weil gewinnsüchtige Leute ihnen vorspiegeln, daß sie den Rhein hinab leicht nach Holland kommen, und in Amerika Reichthümer erwerben können. Haben nun die armen Menschen, wie gewöhnlich, kein Vermögen, so sind sie großem Elende preisgegeben. Denn die Schiffer nehmen sie entweder gar nicht mit, oder verkaufen sie für die Kosten der Ueberfahrt an nordamerikanische Ackerbesitzer, bei denen sie so lange ohne Lohn arbeiten müssen, bis sie das ausgelegte Geld erarbeitet haben, so daß diejenigen immer am besten thun, die, nach dem alten Sprichworte, im Lande bleiben und sich redlich nähren. Im Ganzen ist recht viel geistige Bildung unter den Einwohnern zu finden. Vorzüglich fleißig sind die Bewohner des Schwarzwaldes, die außer Bergbau, Leinwandweberei und Holzfällen vorzüglich Uhrmacherei treiben. Hier werden jährlich an 180,000 Wanduhren, große und kleine, gemacht, und in alle Welt verschickt; auch Drehorgeln.

Die Städte nehmen wir wieder in der Ordnung, wie sie von Norden nach Süden liegen. Also zuerst:

Mannheim, in einer flachen Gegend an dem Neckar und am Rhein, über welche Schiffbrücken führen. Sie ist eine Mittelstadt (22,000 Einw.), aber ungemein schön gebaut, so daß man sie zu den schönsten Deutschlands rechnet; denn sie war bis 1777 die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, die nachher den bayerschen Thron bestiegen. Die Straßen sind breit, schnurgerade, die Häuser alle gleich hoch, bis auf die Eckhäuser, die ein Stockwerk mehr haben; die vielen schönen Plätze sind mit Acacien und Platanen bepflanzt, und mit Bildsäulen geziert. Eine Menge großer Prachtgebäude zeigen, daß die Stadt sonst die Residenz kunstliebender Fürsten war.

Unter andern zeichnet sich das ungeheure Schloß aus, in dem sich noch mehrere schöne Gemälde und andere Sammlungen befinden. Dabei ein reizender Schloßgarten.

Diese ganze nördliche Gegend hieß einst die Unterpfalz oder Rheinpfalz, zum Unterschied von der Oberpfalz, die zu Baiern gehörte, und zwischen Regensburg und Nürnberg lag. — Etwas östlich von Mannheim, in dem schönen Neckarthale, liegt

Heidelberg, die vielbesuchte Universitätsstadt. Sie liegt in einer langen Straße längs dem linken Neckarufer, und besteht fast nur aus dieser einen Straße; daher ist sie sehr lang, aber sehr schmal; denn dicht hinter ihr läuft ein Bergrücken hin. Ueber den Neckar führt eine lange, steinerne, mit Bildsäulen gezierte, Brücke, von der man auf das schöne Flußthal und die umliegenden, mit alten Kloster- und Schloßruinen bekränzten Berge eine reizende Aussicht hat. Am Ende der Stadt liegen auf einem ziemlich steilen Berge die Ruinen des alten Residenzschlosses. Denn die alten Pfalzgrafen hatten, ehe sie Mannheim dazu wählten, hier ihre Residenz. Als aber die Franzosen 1689 die ganze Pfalz absichtlich zur Wüste machten *), zerstörten sie auch das Schloß, und jetzt stehen die grauen Trümmer als ein Denkmal ihrer Zerstörungswuth da. Der Schutt ist neuerdings weggeräumt, und um das Schloß herum sind Gartenanlagen gemacht. Hier zeigt man auch das große Faß, ein Seitenstück zu dem auf dem Königstein. Durch die vielen Studenten ist Heidelberg gar sehr lebhaft. Von Heidelberg bis Darmstadt führt von Süden nach Norden am Abhange des Odenwaldes die berühmte Bergstraße, mit herrlichen Nuß- und andern Obstbäumen eingefaßt. Schon die Römer haben sie angelegt. — Südlicher liegt

Karlsruhe, die Hauptstadt des Großherzogthums, und die Residenz, 1715 zuerst angelegt. Sie hat nur etwa 20,000 Einw., und ist durch ihre Bauart vor allen Städten ausgezeichnet. In der Mitte nämlich steht das Residenzschloß, dessen Thurm wieder den Mittelpunkt bildet. Von hier sind nach den 32 Weltgegenden 32 Baumgänge durch den Wald gehauen worden, so daß der Großherzog, wenn er mitten auf oder in dem Thurme steht, 32 Baumstraßen zugleich übersehen kann. Auf der einen Seite des Schlosses ist der schöne, große Park, auf der andern aber der weite, runde Schloßplatz. Von hier laufen die 11 Hauptstraßen der Stadt fächerartig aus, so daß sie von dem Thurm gleichzeitig übersehen werden können. Sie nehmen also die Vorderseiten von 9 jener Baumgänge ein, und verlängern sich als Baumgänge weiter in den Wald. Auf den ersten Anblick gefällt diese seltene Bauart sehr; aber für die Länge ermüdet das Auge durch die Einförmigkeit. Die Häuser sind schön und ganz regelmäßig gebaut. — Von Karlsruhe östlich, in gleicher Breite, liegt das Städtchen

Bretten, wo 1497 der edle Melanchthon geboren wurde.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 276.

Auf dem Markte steht noch das Haus, in dem er das Licht der Welt erblickte. Ueber der Thür ist sein Bildniß und eine Inschrift. *) — Dann kommen wir nach

Rastadt, nur 1 Stunde vom Rheine, eine kleine, freundliche Stadt. Hier wurde zu Ende des spanischen Erbfolgekriegs (1701—1713) ein Friede zwischen dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossen **), und 1799 wurden hier die französischen Gesandten auf eine heimtückische Art von den östreichischen Husaren ermordet ***). Nicht weit davon liegt

Baden. Da es mehrere Städte gleiches Namens giebt, so pflegt man diese Baden-Baden zu nennen. Sie liegt in einem schönen Neckarthale, meist am Abhange eines Hügels, auf dessen Spitze das Schloß steht. Es ist eine alte, unregelmäßig gebaute Stadt, und jetzt unbedeutender als sonst, als sie noch die Residenz der Markgrafen von Baden war. Ihren Namen führt sie mit Recht; denn es sind hier schöne, warme Bäder, die von Fremden stark besucht werden. — In dem südlichen Theile des Landes kommen wir nach

Freiburg. Die umliegende, sehr bergige und waldige, Gegend heißt der Breisgau; daher nennt man die Stadt, zum Unterschiede von andern gleichbenannten Städten: Freiburg im Breisgau. Sie ist etwa so groß als Heidelberg, aber nicht so in die Länge gedehnt, wie diese. Unter allen Gebäuden zeichnet sich der alte Dom aus, nach altdeutscher Weise gebaut. Besonders ist der kunstvoll gebaute, hohe Thurm sehenswerth. Er ist wohl der höchste in Deutschland; denn er hat eine Höhe von 513′; also ist er höher als der straßburger Münster, als der Stephansthurm in Wien, und als der landshuter Thurm. Seit 1828 ist auch Freiburg der Sitz eines Erzbischofs. Ferner ist hier eine katholische Universität, so daß also das Großherzogthum 2 Universitäten, eine evangelische und eine katholische, hat. — Oestlich in gleicher Breite, ist das Oertchen

Doneschingen, auf dessen Schloßhofe eine Hauptquelle der Donau ist, die sich nicht weit davon mit den beiden Flüßchen, aus denen die Donau entsteht, vereinigt. — Wenn wir endlich in den äußersten Süden reisen, finden wir westlich vom Bodensee, nicht weit von demselben, die Felsenfestung

Hohentwiel, ein zweites Königstein. Ueberall fällt der Felsen schroff herab; nur Ein schmaler Weg führt hinauf. Aber welche Aussicht genießt man hier! In der Nähe das wohlangebaute Land, wie ein Garten ausgebreitet; etwas weiter der herrliche Bodensee, und dahinter die Schweizeralpen, hinter denen die Schneeberge hervorragen. Am Südufer des Bodensees ist

Costanz (eigentlich Constanz) oder Costnitz. So eng, düster und altmodisch auch die Stadt, oder vielmehr das Städtchen gebaut ist, so herrlich ist doch ihre Lage. Sie liegt da, wo der Ober-

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 18.
**) Ebend. S. 309. Auch meine Weltgesch. 4te Ausg., Th. 3., S. 254.
***) Ebend. S. 528. Meine Weltgesch. Th. 3., S. 415.

see in den Zeller- oder Untersee übergeht. Bekannt ist, daß hier auf der Kirchenversammlung (1414—1418) Johann Huß 1415 verbrannt wurde. Seit der Zeit scheint von der Stadt aller Segen verschwunden zu sein; seitdem sind die Gewerbe so gesunken, daß sie deren fast gar keine mehr hat. Uns mögen die historischen Merkwürdigkeiten entschädigen. Wir forschen zwar vergebens nach dem Platze an dem Thore, wo Huß und sein Freund Hieronymus von Prag verbrannt wurden; niemand weiß ihn mehr. Dagegen zeigt man uns in der alten, schönen Domkirche die Stelle, auf welcher die Väter der Versammlung dem Huß die geistlichen Kleider auszogen und ihn verurtheilten. Ferner besehen wir die große Halle, jetzt ein Kaufhaus, in welcher die Versammlungen des Concils gehalten wnrden, und wo man noch den Kasten des Wagens zeigt, auf dem Huß nach dem Scheiterhaufen gefahren worden seyn soll, so wie die Stühle des Kaisers und des Papstes, die jetzt sehr unscheinbar sind. Auch betreten wir das alte, halbverfallene Dominicanerkloster, in welchem Huß gefangen saß. Von der reizenden Insel Reichenau, die gegenüber liegt, haben wir schon oben gesprochen.

Das Großherzogthum Meklenburg.

Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, die deutschen Länder nach ihrer Größe durchzunehmen, so müssen wir bald von Norden nach Süden, bald von Osten nach Westen und umgekehrt reisen. Das müssen wir auch jetzt, indem wir von den schön umhügelten Ufern des Bodensees nach den kahlen und flachen Seegestaden der Ostsee wandern.

Boden: Wieder ein fast durchaus flaches Land, wie Hannover, wie Pommern und die Mark. Der Boden ist zwar zum Theil sehr sandig, besonders in den südlichen Gegenden, aber größtentheils Marschland, und daher gehört Meklenburg zu den fruchtbarsten Ländern. Die Abdachung des Bodens ist sehr unmerklich; daher fließt das Wasser nur langsam ab, und in den Vertiefungen des Landes sind eine Menge größerer und kleinerer Seen zurückgeblieben. Eben diese Seen geben dem Lande recht viele angenehme Gegenden; sie sind mit Dörfern, Landsitzen, Wäldern und Gärten umgeben, und verschaffen der Gegend eine liebliche Abwechselung.

Gewässer: Von Flüssen ist hier nicht viel die Rede. Außer der Elbe, die aber nur auf der Südgränze fließt, sind die übrigen nur klein. Die Havel und die Peene entspringen hier, beide im östlichen Theile. Die Havel fließt nach der Mark, wo sie in die Elbe fällt, und die Peene geht nach Pommern, wo sie sich in das Haff und endlich in die Ostsee ergießt. Außerdem ist hier noch der Küstenfluß Warnow, der bei Warnemünde, unweit Rostock, in die Ostsee fließt. Desto reicher ist Meklen-

burg an Landseen, die zum Theil mehrere Meilen im Umkreise haben. Der Schweriner-, Plauen- und Müritzsee sind die bedeutendsten.

Klima: Das Klima ist, wie in Norddeutschland überhaupt, etwas rauh, und wegen der nahen See und der vielen Landseen nebelig, für Obst daher weniger als für den Getreidebau und den Wiesewachs geeignet.

Producte: Außer reichlichem Getreide, das auch viel nach Schweden ausgeführt wird, ist besonders die Viehzucht wichtig, und der herrliche Grasboden giebt den Heerden von Rindvieh und Schaafen überflüssige Nahrung. Daher ist das meklenburger Rindfleisch so berühmt als das sogenannte Hamburger. Die Butter ist von herrlichem Geschmack, und wird stark ausgeführt, und die meklenburger Pferde sind wegen ihrer Größe und Stärke bekannt.

Einwohner: Die Meklenburger stammen von den wendischen Völkern her, die zu Karls des Großen Zeit und nachher das Land inne hatten. Das Volk ist kräftig, aber in der Bildung mit andern deutschen Stämmen noch nicht auf gleicher Stufe, weil erst in neuerer Zeit für den Volksunterricht mehr gesorgt ist. Indessen ist es jetzt auch schon besser geworden, und die höhern Stände stehen andern Deutschen nicht nach.

Das Land ist unter die beiden Linien: Schwerin und Strelitz, sehr ungleich getheilt. Der Großherzog von Schwerin besitzt den bei weitem größeren Theil, nämlich den nordwestlichen, der Großherzog von Strelitz dagegen einen nur sehr kleinen, den südöstlichen, so daß der schwerinsche Antheil mehr denn 4mal größer ist, als der strelitzische.

1. Meklenburg-Schwerin enthält folgende Städte, und zwar von Westen nach Osten:

Boizenburg, ein Städtchen an der Elbe, wo viel Fischerei, besonders Lachsfischerei und Schiffahrt getrieben, und von den Schiffen ein einträglicher Elbzoll bezahlt wird.

Folgende vier Oerter liegen unter gleichem Meridian von Norden nach Süden; Wismar, Schwerin, Wöbbelin, Ludwigslust.

Wismar ist zwar nicht mehr die ansehnliche Handelsstadt, die sie im Mittelalter zur Zeit der Hanse war, aber der Handel ist immer noch ziemlich beträchtlich. Denn sie liegt an einem Busen der Ostsee.

Schwerin, die Hauptstadt und die Residenz, liegt auf einer Insel im schweriner See und zum Theil auch auf dem festen Lande. Sie ist nur klein (14,000 Einw.), hat aber eine höchst freundliche, angenehme Lage; vor sich den weiten, mit Schiffen und Kähnen vielfach befahrenen, und mit vielen Dörfern umwohnten See. Auf einer besondern, kleinen Insel liegt das Residenzschloß, von dessen Thurme man eine herrliche Aussicht über den See hat.

Wöbbelin ist nur ein Dorf. In seiner Nähe fand der gemüthliche Dichter, Theodor Körner, am 26. Aug. 1813 im Kriege seinen Tod, und wurde darauf von seinen Kriegscameraden unter eine schöne, große Eiche nahe am Dorfe beerdigt. Sein Vater kaufte darauf den Baum und den ganzen Fleck, und ließ ihn umzäunen. Auf seinem Grabe ist ein Denkmal errichtet *).

Ludwigslust ist ein offenes, sehr regelmäßig gebautes Städtchen mit einem hübschgebauten Schlosse, welches im Sommer von der großherzoglichen Familie bewohnt wird. Dabei ist ein reizender Garten mit schönen Anlagen.

Wenn wir von Wismar längs dem Meerufer nach Osten hingehen, so kommen wir nach

Dobberan, einem unbedeutenden Flecken, 1 Stunde von der See entfernt. Hier sind Seebäder angelegt, die im Sommer sehr stark besucht werden. Die Anlagen für die Badegäste sind recht angenehm. „Wozu aber braucht man erst solche Seebäder anzulegen? Kann man sich nicht überall in der See baden?" — Keineswegs! Zuvörderst muß der Grund aus feinem Kiessand bestehen, weil man weder im Moraste noch auf Felsenklippen umhergehen könnte. Ferner muß das Ufer flach seyn, damit man nach und nach immer tiefer und tiefer hineingehen kann. Weiter muß es ein Meer seyn, das keine Ebbe und Fluth hat; wenigstens kann man sonst leicht von der Fluth überfallen und weggespült werden. Die Ostsee hat aber keine Ebbe und Fluth, und das mittelländische Meer hat deren nur eine ganz unbedeutende, kaum bemerkbare. Endlich aber würde es seine große Unbequemlichkeit haben, wenn man vom Ufer aus in Badekleidern vielleicht eine Viertelstunde weit in die See gehen müßte, und vor Wind und Wetter keinen Schutz hätte. Darum ist folgende Einrichtung gemacht worden: In der See, da wo die gehörige Tiefe ist, stehen geräumige Wagen, die mit einem Zelte ringsum bedeckt sind. Zu einem solchen Wagen fährt der Badegast, kleidet sich hier ungesehen um, und steigt vermittelst einer Treppe ins Wasser. Hat er sich gebadet, so kleidet er sich auf dem Wagen wieder an, und fährt zurück. Oder es sind, wenn das Wasser tief genug ist, daß die Badewagen nicht weit vom Ufer stehen können, Bretter bis zu den Wagen gelegt, so daß man trockenen Fußes hingehen kann. Oder man setzt sich auf solche Wagen, und läßt sich in die See so weit, als nöthig ist, fahren. Dabei ist in Dobberan und in ähnlichen Seebädern für das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt: Wohnungen, Ball- und Spielsäle, Traiteurs, Carousselsu. s. w. — Nicht weit von Dobberan liegt, etwas östlich,

Rostock, eine ziemlich ansehnliche Mittelstadt, größer als Schwerin, also die größte im Lande. Sie liegt an der Warnow, die sich hier zu einem Meerbusen erweitert. Daher ist sie eine Seestadt, und treibt noch stärkeren Handel als Wismar. Auch noch andere Merkwürdigkeiten hat diese Stadt. Zuvörderst hat sie eine Uni-

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 619. Auch meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4., S. 289.

versität. Dann finden wir in einer der Kirchen das Grabmal des Holländers Hugo de Groot (Hugo Grotius), eines der gelehrtesten Staatsmänner, Theologen, Juristen und Geschichtschreiber des 17ten Jahrhunderts. Wie ihn seine treue und listige Frau in einem Bücherkasten aus seinem Gefängnisse in Holland, in dem er lebenslänglich bleiben sollte, rettete, ist im 3ten Bande meiner Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausgabe, S. 164 erzählt worden. Er floh nach Schweden, und als er am Abende seines Lebens in sein Vaterland zurückkehren wollte, starb er auf der Reise in Rostock. Sein Herz und seine übrigen Eingeweide sind hier begraben; sein einbalsamirter Leichnam wurde nach Delft in Holland, seiner Vaterstadt, gebracht (s. unten bei Delft). Auch ist die Stadt der Geburtsort des tapfern Blücher von Wahlstatt. Seine Bildsäule von Erz ziert einen nach ihm benannten Platz. Die großen Schiffe können nicht bis Rostock kommen; sie bleiben in

Warnemünde, einem Flecken, da, wo der Meerbusen der Warnow sich mit der See vereinigt; hier ist also der Hafen von Rostock.

2. Meklenburg-Strelitz nimmt bloß den südöstlichen Winkel von Meklenburg ein.

Neu-Strelitz (zum Unterschiede von dem kleinen Städtchen Alt-Strelitz, 1 Stunde davon) ist die Hauptstadt und Residenz. Sie ist so regelmäßig, wie Karlsruhe in Baden, nur wieder in andrer Form gebaut. In der Mitte der Stadt nämlich liegt der Markt, und von diesem gehen nach allen Weltgegenden acht schnurgerade Straßen aus, so daß man, wenn man sich mitten auf den Markt stellt, zugleich zu allen 8 Thoren hinaussehen kann. Das Residenzschloß ist recht schön, und hat an dem See, an welchem die Stadt liegt, recht hübsche Gartenanlagen.

Hohenzieritz ist ein Lustschloß des Großherzogs. Hier starb die edle und liebenswürdige Königin von Preußen, Luise, 1810 bei einem Besuche, den sie ihrem Vater machte *). — Endlich gehört noch hieher die Stadt

Ratzeburg. Sie liegt weit von Strelitz entfernt, neben dem Herzogthum Holstein, also weit westlich, und gehört zum Theil dem Könige von Dänemark, zum Theil aber dem Großherzog von Meklenburg-Strelitz. Nämlich der Dom und die dazu gehörenden Häuser gehören dem letzteren.

Das Kurfürstenthum Hessen.

Da es noch zwei Hessen, nämlich Hessen-Darmstadt und Hessen-Homburg, giebt, so pflegt man das Kurfürstenthum auch wohl Hessen-Cassel zu nennen. Es liegt in Mitteldeutschland.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2.. S. 562 u. 597.

Boden: Hohe Gebirge hat Hessen zwar nicht, aber es ist auch kein flaches Land, sondern mit Bergrücken und Hügeln mannigfach durchzogen, und daher reich an schönen, anmuthigen Gegenden. Die beiden Gebirge im nördlichen Baiern, der Spessart und die Rhön, senden einige Zweige hinüber. Im nördlichen Theile sind zwei eigenthümliche, obwohl mehr waldige als hohe Gebirge: der Habichtswald und der Reinhards=wald. Beide hängen zusammen und machen einen Gebirgszug aus. Der Habichtswald liegt auf der linken Seite der Fulda, westlich von Cassel, der Reinhardswald aber nördlich von dieser Stadt, und zwar fängt er da an, wo die Fulda sich mit der Werra verbindet, und zieht sich dann am linken Weserufer bis an die preußisch=westphälische Gränze hin.

Flüsse: Sie fließen theils der Weser, theils dem Rheine zu. Zu den ersteren gehören die Fulda und die Werra, die sich bald zur Weser vereinigen. Auch die Weser durchfließt oder berührt vielmehr den nördlichen Theil des Landes. Mitten durch fließt die Lahn, die bei Coblenz (s. oben) sich in den Rhein ergießt. An der südlichen Gränze läuft der Main hin.

Klima: Im Ganzen ist die Luft rauh, wegen der vielen Berge. Doch im Süden an der Lahn und am Main wird die Luft milde und selbst dem Weinbau zuträglich.

Producte: Hessen bringt die gewöhnlichen Bedürfnisse her=vor, aber besonders reich ist es an keinem Product, ist daher auch kein reiches Land zu nennen.

Einwohner: Ein kräftiger Menschenschlag bewohnt das Land. Die Hessen sind als besonders treu bekannt, und haben das auch in neuer Zeit bewiesen, wo ihre Unterthanstreue oft auf harte Proben gestellt wurde. Die Sprache ist hier nicht mehr plattdeutsch, sondern oberdeutsch. Die Religion ist meist die reformirte. Wenn sich die Einwohner auch nicht durch Bil=dung auszeichnen, so stehen sie doch auch den übrigen Deutschen wenigstens nicht bedeutend nach.

Die Städte lassen wir so auf einander folgen, wie sie von Norden nach Süden liegen.

Cassel, die Hauptstadt des Landes, und die Residenz des Für=sten. Obgleich nicht groß — sie hat nur etwa 28,000 Einw. —, so giebt es doch nicht leicht eine so schön und angenehm gebaute Stadt. Sie liegt auf beiden Seiten der Fulda, der bei weitem größere Theil liegt auf der linken Seite. Wir kommen von der rechten Seite (von Osten), und treten daher zuerst in den kleinsten Stadt=theil, die Unterneustadt, ein. Da es hier für uns nichts Merk=würdiges zu sehen giebt, so gehen wir gleich nach der schönen, ob=gleich nicht langen, steinernen Brücke, die nach der eigentlichen Stadt führt. Hier zeigt sich uns ein schöner Anblick. Vor uns liegen fast lauter schöne, zum Theil prachtvoll gebaute, Häuser, über deren

Dächer viele Prachtgebäude hervorragen. Links, jenseits des Flusses, zeigt sich uns das große Residenzschloß, ein großes, aber verfallenes Gebäude. Etwas weiter flußaufwärts, auch links, ziehen sich jenseits des Flusses und längs demselben reizende Gartenanlagen hin: die sogenannte Aue, mit herrlicher Orangerie. Sind wir über der Brücke, so befinden wir uns in der Altstadt. Der erste Eintritt zeigt die Stadt nicht von ihrer schönsten Seite; denn die Altstadt hat viele enge, winkelige Gassen, und zum Theil alte, unansehnliche Häuser. Wir verlassen diesen Theil bald wieder, und wenden uns links nach dem oben erwähnten Schlosse. Vor demselben liegt der große Paradeplatz, an den sich, der Vorderseite des Schlosses gerade gegenüber, ein anderer, länglicher Platz, die Rennbahn, anschließt, die sich hinten in einen halbrunden Säulengang endigt. Hier fängt nun der dritte, schönste Stadttheil an, die Oberneustadt, die wahrhaft prächtig und königlich gebaut ist. Unter andern finden wir hier den herrlichen Friedrichsplatz, einen Platz, wie man ihn in wenigen Residenzen findet. Er ist noch einmal so lang als breit; in der Mitte steht die kolossale Bildsäule des Landgrafen Friedrich II.; das Ganze ist mit Gras bewachsen, durch welches Gänge geführt sind, und mit einem dreifachen Lindengang eingeschlossen. Alle Straßen der Oberneustadt sind schnurgerade, breit, mit schönen Häusern besetzt, und die Bürgersteige so schön mit Quadern gepflastert, daß man wie im Zimmer geht. Am schönsten ist die Königsstraße, die von dem einen Thore bis zum andern quer durch die Oberneustadt und Altstadt geht, uud in der Mitte den Königsplatz hat. Dieser Platz ist zirkelrund, von Prachtgebäuden eingeschlossen, und in der Mitte ist ein merkwürdiges Echo. Auf der einen Seite des Friedrichsplatzes steht das in antikem Style gebaute Museum. Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle hinauf, die auf 6 Säulen ruht, und von da tritt man in das herrliche Gebäude, in dem sich die Bibliothek, das Münzcabinet und andere Sammlungen befinden. Auf der andern Seite desselben Platzes befindet sich das schöne Gebäude, in welchem der Kurfürst (jetzt der Prinz-Regent) wohnt. Dies sind nur einige der Hauptplätze und Prachtgebäude, deren Cassel eine Menge enthält. — Eine gute Stunde von Cassel, westlich, liegt das berühmte Lustschloß

Wilhelmshöhe, wohl die schönste Gartenanlage in ganz Deutschland. Der Berg, an und auf dem die Anlagen sind, gehört zu dem Habichtswalde. Zuerst betrachten wir das Schloß. Das Hauptgebäude endigt sich in der Mitte in einen Dom; die Seitenflügel sind in altrömischem Geschmack gebaut. Gleich hinter dem Schlosse ist der große Springbrunnen, der 196 Fuß hoch springt, also noch höher als der in Herrenhausen. Gehen wir nun in den Park, so werden wir durch eine Menge schöner Anlagen überrascht: z. B. treffen wir im Innern eines Dickichts auf ein ganz nach Art der alten Ritterburgen gebautes Schloß, die Löwenburg. Wir kommen ferner zu einem nach chinesischer Art gebauten Dorfe; zu einer düstern Felsenhöhle, der Grotte des Pluto; zu einer Brücke, die von einem Felsenabhange zu einem andern führt,

der Teufelsbrücke; und endlich zu dem großen Winterkasten. Dies ist ein hohes, großes, achteckiges Gebäude auf dem Gipfel eines Berges. In diesem Gebäude befindet sich eine Wasserkunst, welche das Wasser bis auf den Berg hebt. Aus den Thoren des Gebäudes stürzt nun das Wasser wieder hinaus, und wälzt sich den Berg herab, von einer Felsenstufe zur andern stürzend. Auf dem Winterkasten steht eine hohe Pyramide, und auf derselben ein Herkules von Kupfer, aber inwendig hohl. In einem seiner Beine steigt man auf einer Treppe in ihn hinein, und setzt sich in seiner Keule gemächlich nieder. Hier haben 8—12 Personen Platz, und durch die angebrachten Fensterchen genießt man eine köstliche Aussicht. — Oestlich von Cassel liegt das Städtchen

Groß-Almerode, von dem nichts zu merken ist, als die berühmten Schmelztiegel, die, wie die passauer, weit und breit verschickt werden, ja sogar bis in ferne Erdtheile gehen, weil man nirgends so brauchbare findet, als an diesen beiden Oertern, und die Gypspfeifenfabrik.

Marburg im westlichen Theile des Landes, an der Lahn. Sie liegt in einer angenehmen, bergigen Gegend, und ist an einen Berg gebaut, auf dessen Spitze die alte, weitläuftige Burg steht. Die hiesige Universität ist nicht stark besucht. Wir besehen hier vor allem die herrliche Elisabethkirche, eine der schönsten Ueberreste altdeutscher Baukunst aus dem Mittelalter. Sie ist zu Ehren der frommen Landgräfin Elisabeth erbaut *), die im Jahr 1231 in einem hier von ihr errichteten Armenhospitale starb, und in der Elisabethkirche ein herrliches Grabmal hat. Auch bewundern wir hier die herrlichen Gemälde des nürnberger Malers, Albrecht Dürer (gestorben 1528 **). Endlich wurde in dem alten Schlosse 1529 die berühmte Unterredung zwischen Luther und Zwingli gehalten, in der sie sich in ihren Meinungen über die Lehre vom Abendmahl einigen wollten, aber nicht einigen konnten ***).

Fulda, von Marburg weit östlich, am Flusse Fulda, eine wieder in historischer Hinsicht merkwürdige Stadt. Sie wurde schon im 8ten Jahrhundert vom heiligen Bonifazius, dem Apostel der Deutschen, angelegt, der hier ein Kloster baute †). Sie liegt recht hübsch, am Abhange eines Berges. Der Dom ist ein altdeutsches, herrliches Gebäude. In ihm wird uns auch das Grabmal des heiligen Bonifazius gezeigt, dem man jetzt ein Denkmal auf dem Markte zu setzen gedenkt. — Im südlichsten Theile des Landes, nahe am Main, finden wir endlich die Stadt

Hanau, eine recht hübsch gebaute Mittelstadt. Die Altstadt ist unregelmäßig und eng, die Neustadt dagegen nach der Schnur gebaut. Es werden hier viele schöne Waaren, Galanteriesachen, Gold- und Silberarbeiten, Kutschen u. s. w. gemacht, und damit viel

---

*) S. meine Weltgesch., 4te Ausg., Th. 2., S. 169. Auch meine Gesch. der Deutschen, Th. 1., S. 342 u. folg.

**) S. meine Gesch. der Deutschen, Th. 2., S. 121.

***) Ebend Th. 2., S. 53.

†) Ebend. Th. 1., S. 134.

Handel getrieben. Auch waren sonst die hanauer Pasteten berühmt, die man aber jetzt auch wohl anderwärts eben so gut backen kann.

Von dem Hauptlande ganz abgesondert, liegt im Thüringerwalde, von Fulda ostnordostlich, in einem engen Thale

Schmalkalden, eine kleine, aber sehr betriebsame Stadt. Hier wird den ganzen Tag gehämmert und gefeilt. Denn man macht hier eine Menge von Eisen- und Stahlwaaren aller Art: Nägel, Pfriemen, Messer, Scheeren, Lichtputzen, Leuchter, Hämmer, Bohrer, Feilen, Blechwaaren u. s. w., und vor der Stadt sind viele Schleifmühlen, auf denen man die Schneideinstrumente gleich schleift. Auch werden hier viele Gewehre gemacht, die sehr geschätzt werden. In der Nähe liegt ein Berg, der Stahlberg, der fast ganz aus Eisenstein besteht, und das nöthige Eisen zum Stahle liefert. Auch durch die Geschichte ist Schmalkalden berühmt. Hier schlossen 1531 die evangelischen Fürsten den Bund, sich gegenseitig beizustehen, wenn sie von den Katholiken angegriffen würden *).

Die herzoglich-sächsischen Länder.

In der Mitte des 15ten Jahrhunderts lebte ein Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige. Er hatte 2 Söhne, Ernst und Albrecht, dieselben, die 1455 von Kunz von Kaufungen und dessen Gehülfen aus dem Schloß Altenburg geraubt wurden **). Unter die beiden Prinzen wurden die Länder getheilt, und so wurden sie die Stifter der noch regierenden, beiden sächsischen Linien, der ernestinischen und albertinischen. Jene bekam das Hauptland und die Kurwürde, diese den kleineren Theil und die Herzogswürde. Aber 1547 änderte sich die Sache. Der damals regierende Kurfürst Johann Friedrich (aus der ernestinischen Linie) fing mit Kaiser Karl V. den schmalkaldischen Krieg an, wurde in der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen, und mußte der Regierung entsagen. Sein Land und die Kurwürde bekam sein Vetter Moritz aus dem albertinischen Hause, und so geschah es, daß die jüngere, albertinische Linie das Hauptland bekam, und noch jetzt sitzt sie auf em sächsischen Königsthrone. Die ältere, ernestinische Linie dagegen wurde mit geringeren Ländereien abgefunden, und diese Besitzungen nennt man die herzoglich-sächsischen Länder ***). Jetzt besteht das herzoglich-sächsische oder ernestinische Haus aus 4 Linien: Weimar, Koburg-Gotha, Meinungen- Hild-

---

*) S. meine deutsche Geschichte, Th. 2., S. 61.

**) S. meine Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2, S. 261. Auch meine Gesch. der Deutschen, Th. 1., S. 477.

***) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 81. fg. und meine Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 45 u. folg.

burghausen und Altenburg. Die erste derselben hat die großherzogliche, die drei andern haben die herzogliche Würde.

Boden: der Thüringerwald geht mitten durch das Land, und breitet sich mit seinen Zweigen über dasselbe aus, so daß da, wo auch das eigentliche Gebirge nicht ist, sich doch Thäler und Hügel befinden. In den westlichen Theil dringt auch von Bayern herauf das Rhöngebirge. Das Thüringerwald-Gebirge führt den Namen mit der That; denn es ist größtentheils mit dickem Walde, theils Nadel-, theils Laubholz, bedeckt: dagegen sind die Seitenzweige fast ganz entholzt, und zu Ackerland benutzt. Das Land ist voll anmuthiger Gegenden, besonders die Saalufer sind schön und mit Wein- und Obstbergen eingefaßt.

Flüsse: Große Flüsse hat das Land nicht; aber der Nebenflüsse mehrere. Sie sind uns sämmtlich schon bekannt, nämlich von Westen nach Osten: die Werra, die der Weser zufließt, die Saale, die nach der Elbe geht, die weiße Elster, die in die Saale fällt, und die Pleiße, die sich mit der Elster vereinigt. Alle diese gehen von Süden nach Norden. Im nördlichen Theile berührt die Unstrut, ein Nebenfluß der Saale, das Land.

Produkte: Holz, auch daraus bereitetes Pech, Theer und Kienruß, schönes Obst, besonders treffliche Kirschen, und zahmes Vieh sind die Haupterzeugnisse des zwar wohlhabenden, aber nicht reichen Landes. Dazu kommt auf dem Gebirge viel Eisen.

Einwohner: Sie sind meist evangelich, fleißige und thätige Menschen. Besonders ist für die geistige Bildung recht viel gethan, und Wissenschaften und Künste finden hier so viele Ermunterung, daß sie hier, besonders in Weimar, seit länger als 50 Jahren ihren Haupttempel aufgebaut haben. Unstreitig befinden sich die Unterthanen kleiner Fürsten, wenn diese väterlich regieren, wie es hier der Fall ist, besonders glücklich. Das Land ist voll Fabriken, und besonders sind die Bewohner des Thüringerwaldes, wie fast immer Bergbewohner, ungemein fleißig.

a. Das Großherzogthum Weimar.

Städte: Weimar, die Hauptstadt und Residenz, am Flüßchen Ilm, eine Mittelstadt von etwa 10,000 Einw. Wir betreten diese Stadt mit Ehrfurcht, indem wir erwägen, wie viele ausgezeichnete Gelehrte und Dichter seit länger als 50 Jahren hier lebten und wirkten. Vor allen strahlten Herder, Schiller, Wieland und Göthe *). Die Stadt ist nicht vorzüglich gebaut, aber die sie umgebenden Anlagen sind sehr anmuthig und freundlich. Das neue Residenzschloß gewährt einen schönen Anblick; daran

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4., S. 139, 154, 206 u. 230.

stößt ein sehr geschmackvoll angelegter Park. Im Schlosse sind Sammlungen. Wir besuchen besonders das große Landes-Industrie-Comptoir, welches ein sehr unternehmender Mann, der bereits verstorbene Legationsrath Bertuch, anlegte, und welches mehrere große Gebäude, die er selbst erst dazu aufführte, füllt. Hier finden wir mehrere Unternehmungen vereinigt, z. B. ein geographisches Institut, welches geographische Werke und kleine und große Karten herausgiebt, z. B. eine Karte von Deutschland, aus mehr als 200 Blättern bestehend. Es läßt sich denken, wie viele Zeichner, Kupferstecher, Maler, Setzer und Drucker allein dieses Institut beschäftigt. In den andern Gebäuden ist eine Handlung von musikalischen Instrumenten, ausgesuchten Möbeln, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, Werkstätte für Mechaniker u. s. w., und das alles errichtete und leitete ein einziger, thätiger Mann. Besonders zieht uns aber eine andere Unternehmung an, die menschenfreundliche Anstalt des nun auch schon verstorbenen Legationsraths Johannes Falk. Dieser Mann hatte sich in Weimar niedergelassen, um in dieser wissenschaftlichen Stadt seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst, nachzugehen, und war auch wirklich schon als ein talentvoller Satyrendichter bekannt. Da hatte er das Unglück, während des Krieges in Einer Woche seine vier hoffnungsvollen Kinder zu verlieren. Dieser Verlust schlug sein Gemüth so nieder, daß er, der nun Kinderlose, beschloß, seine noch übrigen Lebensjahre und seine Kräfte menschenfreundlichen Bestrebungen ganz zu weihen. Gott hatte ihm seine Kinder genommen; darum wollte er sich fremder Kinder annehmen. Er suchte daher solche Knaben auf, die ihre Eltern durch den Tod früh verloren hatten, oder von ihnen in die Welt gestoßen, und daher in Gefahr waren, Böswichter zu werden. Er nahm sich solcher an, die aufsichtslos auf den Gaßen umherliefen, bettelten, oder Böses thaten, und da sein Vermögen dazu nicht hinreichte, so sprach er andere Menschenfreunde um Unterstützung an. Gott segnete auch das wohlthätige Werk; es fanden sich Freunde und Beförderer in der Nähe und Ferne; besonders gaben die Engländer, die jedes menschenfreundliche Werk gern unterstützen, reichliche Beiträge. Falk ließ die aufgenommenen Herumläufer reinigen, kleidete sie anständig, gewöhnte sie an Arbeit, wußte ihr Vertrauen zu gewinnen, und wies sie besonders auf Gott hin, den sie bisher gar nicht oder wenig gekannt hatten, und hatte bald die Freude, viele sonst verworfene Knaben, die zu Zuchthäusern heranreiften, zu fleißigen und gottesfürchtigen Jünglingen gebildet zu haben. Es war für jeden Menschenfreund eine wahre Herzensfreude, wenn man zu ihm hineintrat, die reinlich gekleideten, gesunden, frohen Jünglinge und Kinder um ihn herum sah, und sie dann einen wohlklingenden Gesang anstimmten. Einige Jahre vor seinem Tode — er starb 1826 — hatte er die Freude, daß er ein neues und geräumiges Haus für seine Anstalt bauen lassen konnte, und zwar bauten es seine Zöglinge, unter der Anleitung eines Bauverständigen selbst. Mit welchen frohen Gefühlen mußte er dies, sein Werk, betrachten. Heil ihm, Heil Allen, die wie er, Jeder in seinem Wirkungskreise, so vielen guten Saamen

ausstreuen, als sie können! Dort — werden sie erndten ohne Aufhören!

Unweit Weimar ist das Dorf Osmannstädt, wo Wieland viel gelebt hat und begraben ist *). — Auch die Lustschlösser Belvedere und Tiefurt mit reizenden Gartenanlagen dürfen nicht übersehen werden. — Eine Meile von Weimar liegt östlich

Jena an der Saale, in einem lieblichen Thale, von Wein- und Gartenbergen umgeben. Die Stadt ist nur klein und unansehnlich, aber mit sehr hübschen Umgebungen, und hat eine berühmte Universität. Wer gedenkt nicht der Schlacht bei Jena, den 14. October 1806! — Westlich von Weimar liegt

Eisenach in einem reizenden Thale. Dicht vor dem Thore erhebt sich der bewaldete Berg, auf dessen Gipfel das alte Schloß Wartburg liegt, das noch ziemlich gut erhalten ist. Hier wohnten einst die Landgrafen von Thüringen, hier wurde 1207 der bekannte Wettstreit der trefflichen Minnesänger, den man den Krieg auf der Wartburg nennt, gehalten **) Hier lebte die heilige Elisabeth, deren Grab wir in Marburg gesehen haben, hier wurde sie ins Elend verstoßen ***). Hier brachte Luther ein Jahr zu und fing die Uebersetzung der Bibel an †). Noch zeigt man das Zimmer, das er bewohnte, und den Tintenfleck an der Wand, den er machte, als er dem Teufel, den er, ihm drohend, in den Winkel glaubte stehen zu sehen, das Tintenfaß an den Kopf warf. — Wenn man von Eisenach südöstlich in den Wald hineingeht, so kommt man bald zu dem langen Dorfe

Ruhla, das in einem ausgedehnten Thale liegt. Die sehr fleißigen Einwohner verfertigen eine Menge Arbeiten, besonders elfenbeinerne Kämme, Pfeifenköpfe von Meerschaum, den sie sich aus der Türkei schicken lassen, und von Maserholz, Pfeifenröhre, eiserne Werkzeuge u. v. a. — Südöstlich von Ruhla, in einem abgesonderten Distrikte, liegt das Bergstädtchen

Ilmenau, in einem Thale des thüringer Waldes, mit sehr gewerbfleißigen Einwohnern. Unter andern werden hier viele Puppenköpfe gemacht.

b. Das Herzogthum Koburg-Gotha.

Städte: Koburg, in einem sehr anmuthigen Thale, eine recht hübsche, aber kleine Stadt (kaum 9000 Einw.). Hier residirt der Herzog in seinem Schlosse, das die Ehrenburg heißt. Größer und sehenswerther ist

Gotha (mit 13,000 Einw.). Hier residirte die erst vor einigen Jahren ausgestorbene gothaische Linie. Daher ist die Stadt recht hübsch und freundlich gebaut, und mit sehr schönen Anlagen und

---

*) S. meine Literatur für das weibliche Geschlecht, Th. 4. S. 139.
**) S. ebendas. S. 9.
***) S. meine Gesch. der Deutschen, für Töchterschulen, Th. 1., S. 347. Auch meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 169.
†) Ebend. Th. 2., S. 32. Auch meine Weltgesch. 4te Ausg., Th. 3., S. 25.

Spatziergängen umgeben. Das hochliegende Schloß heißt Friedenstein, ist gut gebaut, und enthält einige sehr treffliche Sammlungen. Unter dem Schlosse besuchen wir den Park mit herrlicher Orangerie. Die gothaer Gänseleberpasteten und die Würste sind berühmt. Eine Viertelstunde von der Stadt liegt der Seeberg, ein Hügel, auf dem eine berühmte Sternwarte steht. — Ganz im Thüringerwalde liegt

Schnepfenthal auf einer sanften Anhöhe, am Eingange eines Thals. Es ist ein Dorf, das uns nichts angeht, wohl aber die berühmte Erziehungsanstalt des berühmten Salzmann. Wem sollte dieser 1811 verstorbene Mann, der durch seine Jugendschriften so viel gewirkt hat, unbekannt sein! *) Die Anstalt besteht aus vielen ansehnlichen Wohn- und mehreren Nebengebäuden.

c. Das Herzogthum Meinungen-Hildburghausen.

Städte: Meinungen oder Meiningen ist die Hauptstadt, am rechten Ufer der Werra, eine kleine (6000 Einw.), aber freundliche, nett gebaute Stadt. Im Schlosse, die Elisabethenburg genannt, residirt der Herzog. Daneben ist ein schöner Park. — Einige Stunden davon, weiter nach Eisenach zu, liegt das Dorf

Möhra, wo Luthers Eltern wohnten. Noch ist das Haus zu sehen, wo er zwar nicht geboren wurde, aber doch seine erste Kinderzeit verlebte. — Etwas östlich davon kommen wir nach dem Schlosse

Altenstein, in einer herrlichen Gegend. Auf einem Felsen liegt die alte Burg, ein uraltes Bauwerk, das schon im 7ten Jahrhundert stand. Hier verkündigte im 8ten Jahrhundert der heilige Bonifacius das Christenthum; von der durch ihn errichteten Capelle sind noch einige Trümmer da. Daneben steht ein neues Lustschloß, das mit angenehmen Anlagen umgeben ist, und in welchen der Herzog im Sommer zu wohnen pflegt. Am Fuße des Berges ist eine merkwürdige Kalkhöhle, wie die im muggendorfer Thale in Nordbayern. Auch diese ist reich an Knochen von Thieren der Vorwelt. Nicht weit davon sehen wir eine alte Buche und dabei einen Brunnen Beide werden nach Luther benannt, der hier, als er vom Reichstage in Worms kam, von verkappten Reitern aufgefangen, und nach der Wartburg geführt wurde **).

Sonnenberg, eine kleine Stadt, nicht weit von der bayerschen Gränze, ein ungemein fleißiger Fabrikort. Hier werden, wie im Erzgebirge, und in und bei Nürnberg, eine Menge Holzwaaren, besonders Spielzeug, in ungeheurer Menge verfertigt, und von hier weit und breit verführt, z. B. Schachteln mit Häusern, Bergwerken, Figürchen von Holz und Teig, Drehorgeln, Schiefertafeln mit

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl. Th. 4., S. 201.

**) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 2., S. 32. Auch mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Aufl. Th. 3., S. 25.

Griffeln, Blecharbeiten jeder Art u. s. w. Unter dem Namen sonnenberger Waaren werden diese Dinge in der ganzen Umgegend verfertigt, in der Stadt aber erst bemalt und verpackt.

Hildburghausen, eine kleine Stadt, mit einem schönen Schlosse; denn bis auf die neueste Zeit residirte hier der jetzige Herzog von Sachsen-Altenburg.

Saalfeld, ein Städtchen in einer reizenden Gegend im Thale der Saale. Eine halbe Stunde von der Stadt, auf dem Wege nach Rudolstadt, sehen wir einen Würfel von Sandstein, der die Stelle anzeigt, wo am 10ten Oct. 1806 der Prinz Ludwig von Preußen fiel *).

d. Das Herzogthum Altenburg.

Stadt: Altenburg, unweit der Pleiße, eine hübsch gebaute Mittelstadt (12,000 Einw.). Dicht an derselben, auf einem hohen Felsen, liegt das Schloß. Es ist dasselbe, aus welchem die Prinzen Ernst und Albrecht von dem Ritter von Kaufungen 1455 geraubt wurden **). Auch besuchen wir eine weibliche Erziehungsanstalt: das adeliche Magdalenenstift. Hier werden junge Mädchen von Adel erzogen und unterrichtet. Die Einrichtung rührt noch aus jener Zeit her, wo man meinte, nur der Adel bedürfe einer sorgfältigeren und geistigen Bildung; für die nichtadligen Töchter sey es genug, wenn sie stricken, nähen und kochen könnten.

Die Umwohner von Altenburg stammen von den Wenden ab, sind aber jetzt schon ganz deutsch gebildet, und sprechen nur deutsch. Die Tracht der altenburger Bauern zeichnet sich noch sehr aus. Die Männer tragen z. B. schwarze Röcke, die vorn von oben bis zur Mitte des Unterleibes durch Heftel eng zusammen gehalten werden, und weite, unter dem Knie eng zusammengebundene, Lederhosen.

Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg

Beide Herzogthümer gehören dem Könige von Dänemark, werden aber zu Deutschland gerechnet. Daher ist auch der König ein Glied des deutschen Bundes.

Boden: Durch Holsteins Mitte zieht sich eine Fortsetzung der lüneburger Heide, ein so unfruchtbarer, öder Strich, daß man hier kein Feld, kein Dorf, keinen Baum oder Strauch meilenweit zu sehen bekommt. Diese traurige Gegend erscheint wie ein braunes Sandmeer. Ganz anders ist es aber im Westen und Osten. Längs der Elbe und Nordsee liegt ein überaus

*) S. meine Gesch. der Deutschen Th. 2., S. 554.
**) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 2., S. 261. 4te Ausgabe.

fruchtbarer Marschboden, wo Getreide und Gras herrlich gedeihen; nur ist das Land meist so tief, daß das Meerwasser kaum durch Dämme zurückgehalten werden kann, und wenn es viel geregnet hat, wie zu Anfange und zu Ende des Winters, so ist der Boden so schwer und zähe, daß man kaum hindurchkommen kann, und die Wagen und Pferde fast versinken. Im Osten des Landes, nach Meklenburg zu, ist das Land am schönsten: darum nennen es auch die Holsteiner ihr Paradies. Hier ist nicht nur das Land fruchtbar, sondern auch mit Hügeln, kleinen Seen, Buchen und andern Waldungen geziert, so daß einzelne Gegenden wahrhaft romantisch sind. Gebirge hat das Land gar keine.

Das längs dem rechten Elbufer liegende Lauenburg ist sehr sandig und dürr, nur an der Elbe ist der Boden meist gut und fruchtbar.

Gewässer: Auf der nordöstlichen Seite umströmt die Ostsee das Land, und bildet einen Meerbusen, den Kieler-Hafen. Nordwestlich ist die Nordsee. Südwestlich strömt die Elbe auf der Gränze. Unter ihren Nebenflüssen ist hier nur einer, rechts, zu merken: die Steckenitz. An sich ist sie unbedeutend, aber für den Handel sehr wichtig; denn sie kann mit Schiffen befahren werden, und hängt mit der Trave, die in die Ostsee geht, durch den Steckenitz-Canal zusammen, so daß also die Schiffe von der Ostsee in die Trave, von der Trave in die Steckenitz, und von dieser in die Elbe fahren können. Ferner merken wir uns zwei Küstenflüsse: Die Eider und die Trave. Beide entspringen in Holstein. Die Eider fließt nach der Nordsee, und bildet die Gränze zwischen Holstein und Schleswig. Sie ist durch den fast 6 Meilen langen schleswig-holsteinschen Canal mit der Ostsee verbunden, so daß nun die Schiffe, die von der Nordsee in die Ostsee, oder umgekehrt, fahren wollen, nicht erst nöthig haben, um ganz Dänemark zu fahren sondern auf diesem weit kürzeren Wege von dem einen Meere in das andere kommen können. Der Canal geht von der Stadt Rendsburg bis in den Kieler-Hafen, und wird daher auch wohl der rendsburger Canal genannt. Die Trave geht bei Travemünde, unweit Lübeck, in die Ostsee.

Klima: Die Luft ist zwar gemäßigt, aber rauh und feucht wegen der Nähe zweier Meere, die Stürme sehr häufig; daher der westliche Theil des häufigen Westwindes wegen fast ganz baumleer.

Producte: Ein Hauptreichthum des Landes ist die herrliche Viehweide in den Marschgegenden. Daher ist das holsteiner Rindvieh so berühmt. Das fette Fleisch wird geräuchert oder gepökelt, und unter dem Namen des hamburger Rindflei-

sches weit und breit verschickt. Die Pferde sind eben so tüchtig und stark als die meklenburger, und werden für Kutschen und schwere Fuhrmannswagen besonders gesucht. Die holsteiner Butter und der Käse sind vorzüglich gut, und werden besonders nach Hamburg gebracht, und von hier aus weiter gesandt. Endlich liefern die Küsten und Seen eine Unzahl von Fischen.

Einwohner: Sie gehören zwar zu dem germanischen Volke, bestehen aber nicht aus Einem Stamme. Im Westen nämlich, in dem Winkel zwischen der Eider und der Nordsee, wohnen die Dithmarsen, ein freiheitsliebendes, kräftiges Volk. Die allgemeine Volkssprache in beiden Herzogthümern ist die plattdeutsche, die Religion die evangelische. Für die Bildung ist durch gute Schulen gesorgt. Fabriken sind hier nicht viel. Der Fleiß der Einwohner richtet sich mehr auf Bearbeitung des Bodens und Gewinnung der natürlichen Erzeugnisse.

1. Das Herzogthum Holstein.

Städte von Norden nach Süden:

Rendsburg, ein befestigtes Städtchen in einer öden Heidegegend, an der Eider, da, wo der Eidercanal anfängt. In gleicher Breite, weiter östlich, liegt

Kiel, am Kieler-Hafen, eine Mittelstadt. Die Universität ist nicht bedeutend. Wichtiger ist der Seehandel und die Messe, der sogenannte kieler Umschlag. Das Wort bedeutet so viel als Umsatz, Umwechselung. Anfangs pflegten die Kaufleute und umwohnenden Güterbesitzer alle Jahre an einem bestimmten Tage ihre Geschäfte mit einander in Kiel abzumachen. Wegen der vielen Menschen, die dazu zusammen kamen, wurde dies nach und nach von den Kaufleuten zu einer Messe benutzt, und der Name Umschlag nun auf die Messe übergetragen.

Plön ist zwar nur ein kleines Städtchen im östlichen Theile, liegt aber in einer überaus angenehmen Gegend am Plöner-See, der einige reizend bewachsene Inseln hat, und mit Büschen, Dörfern und Landsitzen umgeben ist. Von dem Thurme des Schlosses hat man eine höchst liebliche Aussicht über den See und seine Umgebungen bis nach Lübeck hin. — Von hier reisen wir südwestlich quer durch ganz Holstein hindurch nach

Glückstadt. Obgleich nur eine kleine Stadt, so ist sie doch die Hauptstadt von Holstein und Lauenburg. Den Handel, den sie auf der Elbe treibt, an der sie liegt, abgerechnet, ist sie nicht merkwürdig. Weit wichtiger ist

Altona, zu der wir gelangen, wenn wir am rechten Elbufer aufwärts gehen. Sie ist die größte Stadt des Herzogthums (gegen 30,900 Einw.), und durch ihren Handel und ihre Schifffahrt sehr lebhaft. Der Name soll von ihrer Nähe bei Hamburg herkommen; denn sie liegt keine halbe Stunde von dieser Stadt entfernt. Als sie erbaut wurde, sollen die Hamburger in ihrer plattdeutschen Sprache gesagt haben: „det is doch all to nah“ (das ist doch all-

zunahe). Sie ist schön und freundlich längs dem Elbufer hingebaut, mit breiten und geraden Straßen. — Dicht dabei ist das schöne Elbdorf

Ottensen. Auf dem Kirchhofe liegt Klopstock neben seiner ersten Frau, seiner geliebten Meta, begraben, mit der er nur vier Jahre sehr glücklich lebte. Sie liegen unter einer herrlichen Linde. Sie starb schon 1758, er erst 1803 *). Auch ist hier ein Denkmal der 1813 von den Franzosen aus Hamburg vertriebenen, und hier vor Elend umgekommenen 1100 Hamburger **). — Noch merken wir nördlich von Hamburg das Städtchen

Wandsbeck. Es erinnert uns an den wandsbecker Boten. Unter diesem Nameu gab der gemüthliche Claudius, der hier bis zum Jahre 1815 lebte, seine Schriften heraus ***).

2. Das Herzogthum Lauenburg.

Stadt: Lauenburg, ein Städtchen, da, wo die Steckenitz in die Elbe fällt. Da alle Schiffe, die von Lübeck nach Hamburg und umgekehrt gehen, hier vorbei müssen, so hat sie einigen Verkehr.

Wenn wir die Elbe hinunterfahren, in die Nordsee hinaus, so kommen wir nach der ursprünglich deutschen, aber jetzt den Engländern gehörenden

Insel Helgoland.

Dies einsame Eiland liegt im deutschen Meere, den Mündungen der Eider, Elbe und Weser gegenüber. Schon in der Entfernung von 6 Meilen verkündigt in der Dunkelheit der Nacht der Leuchthurm auf Helgoland die Nähe dieser, den Schiffen Gefahr drohenden, Insel. Kaum erblickt der Schiffer den Strahl des Lichts, schnell werden die Segel eingezogen, und fleißig wird das Senkblei ausgeworfen. Ist die Nacht dunkel und stürmisch, so wird nicht ohne Besorgniß der Anbruch des Tages erwartet. Der Anblick der sich plötzlich aus den Wellen steil erhebenden Felseninsel überrascht hier das Auge um so mehr, da es an die flachen Küsten der umliegenden Länder gewöhnt ist. In einer Entfernung von 5 Meilen zeigt sie sich nur als ein kleiner, schwarzer Punkt am Horizonte. Immer höher und höher wächst bei der Herannäherung die Masse aus dem Meere hervor. Kommt man näher, so glaubt man, besonders, wenn die Morgensonne dagegen scheint, die von Menschenhänden aufgeführten Mauern einer Festung zu sehn; so bunt liegen die Felsenschichten über einander. Erst in der Nähe verschwindet die

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl. Th. 4. S. 90.
**) S. ebendaselbst Th. 3. S. 242 das schöne Gedicht von Rückert: die Gräber zu Ottensen.
***) Ebendaselbst Th. 4. S. 154.

Täuschung. Schroff aus dem Meere steigen die Felswände und Säulen empor. Einzelne Felsstücke und Klippen liegen im Wasser umher, Wohnsitze der See-Möven, die ihre unzugänglichen Spitzen umflattern. Das Meer tobt um den Felsen, und braust zwischen den tief ausgewaschenen Schluchten und Gewölben; schäumend thürmen sich seine Wellen an dem Ufer in hohen Brandungen, gleichsam als zürne der Meeresgott, daß der Fels noch wage, seiner Macht zu widerstehn. Das Ganze stellt eine furchtbare Naturscene dar, ohne alle freudige Eindrücke; alles erscheint kahl und öde, kein Baum, keine Staude, nichts Grünes bringt Abwechselung in den rohen Kampf der Elemente.

Helgoland besteht aus zwei Theilen: aus der hohen Felseninsel selbst, und aus einer tiefer liegenden Sandinsel. Jene ragt 206 Fuß über den Meeresspiegel empor, und ist oben ziemlich abgeplattet. Auf dem flachen, am Fuß derselben liegenden, Vorlande stehen 50—60 Wohnhäuser, hart an der über ihnen sich schroff erhebenden Felsenmauer. Hier werden Schiffe gebaut, und die gefangenen Fische ausgenommen, gesalzen, getrocknet und verpackt. Hier herrscht stets große Lebhaftigkeit. Hier legen Schiffe an und fahren ab. Auf der Oberfläche des Felsens dagegen herrscht ewige Stille. Man steigt hinauf auf einer breiten Steintreppe, und steht nun unmittelbar in der aus 350 Häusern und 1 Kirche bestehenden Stadt. Zweihundert Schritte davon steht auf einer kleinen Erhöhung der Leuchtthurm, wo alle Nächte ein großes Steinkohlenfeuer erhalten wird, damit die Schiffe sich vor der Felseninsel hüten.

Das Meer, das unaufhörlich gegen die Insel anstürmt, hat den Felsen rund herum so untergraben, daß man sich nicht ohne Gefahr dem Rande nähern darf. Hier und da hat es tief eingehende Höhlen ausgewaschen. Im Sommer ist die ganze Fläche des Felsens mit dem herrlichsten Rasenteppich überzogen. Selbst der Winter ist wegen der Seeluft mild; nie friert die See herum zu, und die Hitze des Sommers wird durch die frische Seeluft gemäßigt. Gewitter und Regen sind selten, desto anhaltender im Frühjahre die Nebel.

Vor Zeiten war Helgoland weit größer, in uralter Zeit voll heidnischer Tempel und Burgen (daher der Name Helgoland, d. i. heiliges Land). Späterhin enthielt sie viele Kirchen, Klöster und Ortschaften. Die Einwohner haben noch jetzt eine große Vorliebe für ihren kleinen Felsen, und glühende Freiheitsliebe. Sie sprechen die altfriesische, mit vielen fremden Wörtern vermischte Sprache, die rauh und unangenehm klingt. Sie leben theils von dem Gelde, das sie von den nach den Mündungen der Eider, Elbe und Weser fahrenden Schiffern für ihre Dienste als Lootsen erhalten, theils von dem ergiebigen Fisch-

fange, oder sie locken die großen Hummer durch Köder aus den Ritzen und Löchern des Felsens in ihre Netze, oder sie fangen Seevögel. Im Frühjahre und Herbste kommt eine große Menge von eßbaren Zugvögeln, Schnepfen, Krammetsvögeln, Lerchen u. a. ermüdet auf der Insel an. So wie sie sich niedersetzen, werden sie, da sie so matt sind, daß sie nicht fliegen können, mit Händen ergriffen, oder mit Stöcken todt geschlagen. Kommt ein solcher Vogelschwarm an, während die Leute in der Kirche sind, so wird der Gottesdienst sogleich abgebrochen; die Gemeinde verläßt eiligst die Kirche, und der Prediger steigt von der Kanzel, um das Vergnügen der Jagd zu theilen. Die Lebensart der genügsamen Helgoländer ist sehr einförmig. Oft fehlt es ihnen an Brot; dann müssen sie sich mit getrockneten Schellfischen begnügen, und beim Fischfange sind sie vielen Gefahren ausgesetzt. Ueberfällt sie ein Sturm, so finden die Fischer oft in den Wellen ihren Tod. Dafür sind sie aber auch mit dem Meere so vertraut, daß keine Gefahr sie aus der Fassung bringen kann. Besonders ist ihre Ehrlichkeit zu bewundern. Kommt ein Schiffer z. B. aus Hamburg zurück, so legt er alle für Andere auf Bestellung mitgebrachte Waaren auf den Strand hin, und nun nimmt sich Jeder, was ihm zukommt, ohne daß je Einer sich einer Sache, die ihm nicht gehörte, angemaßt hätte. Wer einer Unehrlichkeit je verdächtig wird, ist allgemein verachtet, und kann nicht mehr aufkommen. Die Männer sind groß und stark, blond, kleiden sich wie Matrosen in braunes Tuch, und zum Staate haben sie schwarze Jacken und Beinkleider, auf dem Kopfe aber einen hohen und spitzigen Hut. Die Weiber haben ein höchst beschwerliches Leben; sie müssen das Hauswesen besorgen, und außerdem noch ihren Männern beim Fischfange helfen. Auch die Bestellung der Aecker und Gärten liegt ihnen ob, und da es keine Pferde auf der Insel giebt, so müssen sie sich selbst vor den Pflug und die Egge spannen, und das Korn auf Handmühlen mahlen. Sobald die Männer die Fische ans Land bringen, so stehen schon die Weiber und Kinder bereit, sie rein zu machen, in Stücke zu schneiden, aus der Leber Thran zu kochen, und die Stücke einzusalzen. Sogar müssen sie die schweren Fischgeräthschaften die hohe Treppe hinauftragen. Sie sind von großer Lebendigkeit, sehr gefällig, plauderhaft und neugierig. Zu Handarbeiten, Nähen und Spinnen haben sie gar keine Lust; aber Arbeiten außer dem Hause, bei denen sie schäkern und plaudern können, sind ihre Lust. Alles was auf dem Festlande anders als auf ihrer Insel ist, erregt ihre Neugierde. Stunden lang können sie darüber schwatzen, wie ein Pferd oder eine Kutsche aussieht. Im vorigen Jahrhundert hatte sich einmal ein französischer Capitain mit einem dreieckigen Tressenhute

nach der Insel geflüchtet: dieser Treffenhut war noch nach 30 Jahren eine ihrer Lieblingsunterhaltungen. Als die Engländer einmal eine Kuh hinbrachten, konnten sich die Weiber nicht satt an ihr sehen, weil sie ein so großes Thier noch nie gesehen hatten. Ihre Kleidung ist so nett, daß sie der Erfindungsgabe der ersten pariser Putzhändlerin Ehre machen würde. Das Hauptkleidungsstück ist die sogenannte Pie, ein Leibchen von rothem Boi, ohne Aermel, das dicht an den Leib schließt, und an dem der Rock befestigt ist. Ueber der Pie haben sie ein Futterhemde von Cattun, bei festlichen Gelegenheiten mit seidenen Aermeln. Manchmal haben sie auch wohl 2—3 Röcke darüber, welche, wie die Pie, mit gelbgrünem Bande eingefaßt sind. Auf dem Kopfe haben sie eine Haube von Leinewand und eine Mütze von Kattun. Im Winter hängen sie einen rothen Rock über den Kopf, wenn sie aus dem Hause gehen: im Sommer aber haben sie eine sonderbare Art von Hut auf: sie nähen nämlich ein Stück Pappe von einer Elle in der Breite in eine blaue Schürze, und setzen die Pappe so auf den Kopf, daß die Schürze hinten den Nacken bedeckt. Des Sonntags aber haben sie Futterhemden von braunseidenem Zeuge oder gar von Sammt, viele rothe Röcke über einander, von denen einer immer kürzer als der andere ist, und hinten über dem Nacken und vorn über der Brust ein Stück von braunem oder schwarzem Seidenzeug, die beide auf der Schulter an einander gehakt sind, und unten mit einem breiten, seidenen Bande um den Leib festgebunden werden.

Ihre Häuser sind sehr klein, aber reinlich, und für die möglichste Raumersparung gesorgt. So haben sie keine Stühle oder Bänke, sondern statt deren lange, hölzerne Kasten, die längs den Wänden stehen, und in denen sie ihre Habseligkeiten haben. Die Betten sind in einem Alkoven, und zwar über einander; in dem oberen schlafen die Eltern und die kleinen Kinder, in dem untern die Magd und die etwas größeren; die herangewachsenen Kinder haben ihre Schlafstelle auf dem Boden.

Wenn die Männer von der Seefahrt oder vom Fischfange heim kommen, so überlassen sie sich der Ruhe; denn die Arbeit wird blos den Weibern überlassen. Dann liegen oder stehen sie Tage lang auf den höchsten Stellen der Insel, und schauen mit Fernröhren nach fernen Schiffen aus. Wird es aber Nacht, so sitzen sie in den Wirthshäusern, rauchen, trinken und spielen vingt-un. Ihr Lieblingsvergnügen ist der Tanz. Jeden Sonntag Abend wird getanzt. Der Tanz ist sehr einfach; denn sie bewegen sich dabei bloß im Kreise herum.

Seit einigen Jahren wird die Insel zur Sommerszeit von vielen Fremden besucht, um das Seebad zu gebrauchen.

Das Großherzogthum Hessen,

wird auch Hessen-Darmstadt genannt. Von dem Felseneilande Helgoland versetzen wir uns also in das mittlere Deutschland, an die schönen Ufer des Rheins und Mains.

Boden: Das Großherzogthum besteht aus zwei, zwar nicht weit von einander liegenden, doch getrennten Stücken, einem nördlichen und südlichen Theile. Ein Theil des Kurfürstenthums Hessen und das Gebiet von Frankfurt bewirken diese Trennung.

Der nördliche Theil (Oberhessen) wird östlich von dem Vogelsberge, einem rauhen, mit Wald bewachsenen, Basaltgebirge, durchzogen. Von ihm zieht sich nach Westen hin ein weites, sehr fruchtbares und trefflich angebautes Thal, die Wetterau, so benannt von dem auf dem Vogelsberge entspringenden Flüßchen Wetter.

Der südliche Theil (Starkenburg und das Rheinland) ist ungleich schöner. In der Mitte wird er von Süden nach Norden, vom Rhein durchflossen, dessen Ufer zwar hier flach sind, aber sich nach und nach, sowohl im Westen als im Osten, zu Gebirgen erheben. Am linken Ufer, westlich, steigt das Land bis zu dem Donnersberge hinan. Am rechten Ufer, östlich, zieht sich die schöne Bergstraße hin. Rechts von ihr, ungefähr in ihrer Mitte, zeichnet sich ein Berg, der Malchenberg, durch seine isolirte Lage, und durch die herrliche Aussicht, die man von dem Thurme auf seiner Spitze genießt, vor allen andern aus. Noch östlicher endlich erhebt sich der Odenwald, ein schon sehr gelichtetes, freundliches und wohl angebautes Gebirge, zwischen dem Main und Rhein.

Flüsse: Außer dem Rhein, der nur den südlichen Theil durchfließt, sind hier noch zwei Nebenflüsse zu merken: der Main, der bei Mainz sich in ihn ergießt, und die Lahn, deren Mündung in der Gegend von Coblenz ist. Die letztere berührt nur den nördlichen Theil.

Klima: Das Klima ist im Vogelsgebirge rauh: aber schon in der Wetterau sehr milde. Noch mehr ist dies der Fall in den gesegneten Rheingegenden, wo der Wein herrlich gedeiht.

Producte: Außer den gewöhnlichen Erzeugnissen Deutschlands bringt das Großherzogthum besonders vielen und sehr geschätzten Wein und schönes Obst (sogar Mandeln und Kastanien) hervor.

Einwohner: Die meisten Einwohner bekennen sich zur evangelischen Kirche, und sind überaus fleißig, sowohl in Fabriken als im Anbau des Landes. Dabei ist durch gute Schulen für die geistige Bildung gesorgt. Der Großherzog ist durch eine Verfassung beschränkt.

1. Der nördliche Theil:

Stadt: Gießen, ein alterthümlich gebautes Städtchen an der Lahn, mit einer unbedeutenden Universität.

2. Der südliche Theil:

a. auf der rechten Rheinseite:

Städte (von Norden nach Süden):

Offenbach am Main. Sie gehört dem Fürsten von Isenburg, der hier sein Residenzschloß hat. Bisher war sie als Stadt unbedeutend, und nur berühmt wegen der Thätigkeit ihrer Einwohner, die besonders schöne und dauerhafte Reisewagen, goldene und silberne Tabacksdosen, Brieftaschen und viele andere Sachen machen. Aber seit Kurzem hat sich ein großer Theil des Handels, den das nur 1 Stunde entfernte Frankfurt am Main trieb, hierher gezogen, besonders in Tuch und Leder, so daß Offenbach bald auch an Umfang zunehmen wird.

Darmstadt, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogs. Sie gehört zu den Mittelstädten (26,000 Einw.), und liegt am Anfange der Bergstraße in einer Ebene. Die Altstadt ist schlecht und winklig gebaut, desto schöner und regelmäßiger aber die Neustadt. Außer dem Schloße besehn wir das große Exercierhaus, das wohl in Deutschland der größte Saal ist, dessen Decke auf keinen Säulen ruht, und jetzt als Zeughaus dient.

b. Auf der linken Rheinseite:

Bingen am Rhein. Kurz vor der Stadt werden die Ufer des Rheins felsig, rücken näher zusammen, und zwingen den Strom, sich mit Gewalt und Brausen hindurchzudrängen. Am engsten ist der Felsenweg gleich unterhalb Bingen, wo ein Felsenriff durch den Rhein setzte, als wollte es dem Strome den Weg verwehren. In der Mitte ragte das Riff über das Wasser weg, und noch steht mitten im Strom ein uralter, aber felsenfester Thurm, den man den Mäusethurm nennt. Um den Namen zu erklaren, erzählt man, vor vielen Jahrhunderten habe man den unbarmherzigen Erzbischof Hatto hier gefangen gehalten, und er sey von Mäusen aufgefressen worden. Aber ohne Zweifel heißt der Thurm wohl der Mauththurm, weil die vorbeifahrenden Schiffe hier Mauth oder Zoll geben mußten. Früher hatte man nur auf der einen Seite des Thurms das Riff durchgearbeitet, damit die Schiffe vorbei könnten. Dieser Durchweg heißt das Binger-Loch, und Schiffe konnten hier leicht an den vorspringenden Felsen scheitern, wenn sich die Schiffer nicht in Acht nehmen. Allein neuerlich 1832 hat man alle den Schiffen gefährliche Klippen im Strome weggesprengt — eine großartige Unternehmung —, so daß die Schifffahrt nun gefahrlos ist. In der Nähe von Bingen wird schöner Wein gebaut. — Wenn wir von Bingen den Rhein aufwärts fahren, wozu es hier an Dampfschiffen und andern Gelegenheiten nicht fehlt, so kommen wir nach der uralten Stadt

Mainz, dem Einfluße des Main in den Rhein schräg gegenüber. Sie gehört schon zu den bedeutenden Mittelstädten, da sie an 35,000 Einw. zählt. Nur die Stadt gehört dem Großherzoge

von Darmstadt, die Festungswerke aber dem ganzen deutschen Bunde; sie ist also, wie Landau in Rheinbaiern, eine Bundesfestung, und von preußischen und östreichschen Truppen besetzt. Sie ist wie alle alte Städte, höchst eng, winkelig, unregelmäßig und altmodisch gebaut, und bietet nur von außen mit ihren vielen Kirchen und Thürmen einen hübschen Anblick dar. In den Revolutionskriegen hat sie äußerlich und innerlich sehr gelitten, fängt aber jetzt an, sich wieder durch Handel zu erholen. Mehrere alte Mauern, ein dicker, plumper Thurm und eine Wasserleitung sind noch aus der Römerzeit übrig. Unter den Gebäuden besehen wir vor allen den alten Dom, ein ehrwürdiges, aber etwas düsteres Gebäude. Die Rheinufer sind hier ziemlich flach; aber es gehen täglich Schiffe ab, auf denen man sowohl den Rhein hinauf- und hinabwärts, als den Main aufwärts fahren kann, um schönere Gegenden aufzusuchen. Eine steinerne Brücke führt zwar hier nicht über den Rhein, wohl aber eine auf mehr als 50 Schiffen ruhende Schiffbrücke. Auf ihr gelangt man auf das rechte Ufer, wo die kleine Festung Cassel oder Castel liegt. Bei Mainz ist nicht zu vergessen: der Hof zum Guttenberg, wo der Erfinder der Buchdruckerkunst, Joh. Gensfleisch, geboren worden ist, jetzt ein schönes Haus. Ein eingemauerter, schwarzmarmorner Denkstein giebt darüber Auskunft. Eben so ist der Hof zum Humbrecht, wo Faust's und Schäffers Offizin war, durch einen Denkstein bezeichnet. Man geht jetzt damit um, dem verdienten Joh. Gensfleisch (Guttenberg) ein Denkmal zu setzen. In der Nähe von Mainz lag auch das Städtchen Ingelheim, wo einst Karl der Große seinen Pallast hatte, von dem aber nur wenige Ruinen zeugen. Oberhalb Mainz sind die durch ihre schönen Weine bekannten Dörfer: Laubenheim, Nierenstein und Bodenheim. — Fahre ich von Mainz weiter stromaufwärts, also südlich, so komme ich nach

Worms, jetzt nur eine kleine Stadt, aber durch ihr hohes Alter und ihre geschichtlichen Beziehungen wichtig. Die Umgegend ist sehr reizend, zwar nicht wild-romantisch, wie bei Bingen, aber sanft hügelig, und die Hügel mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt. In der Ferne ragt der Donnersberg hervor. Jetzt ist Worms eine zwar recht gut gebaute, aber kleine Stadt. Daß sie einst weit größer war, zeigen die Ueberreste der alten Ringmauer und die in der Nähe derselben herumliegenden Kirchen und wüsten Plätze. Denn Ludwig XIV. ließ 1689, wie wir schon bei Heidelberg erzählt haben, die ganze Rheingegend zur Wüste machen, und zerstörte dabei auch Worms, so daß nur der alte Dom stehen blieb*). Daher kommt es auch, daß die sonst so alte Stadt neu aussieht. Der Dom gehört zu den schönen, altdeutschen Gebäuden des Mittelalters. Worms erinnert uns zuerst an Karl den Großen, der hier den Krieg gegen die Sachsen beschloß **), an Heinrich IV., der in Worms durch die deutschen Bischöfe den Papst Gregor VII.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 158.

**) S. ebend. Th. 1., S. 144.

abſetzen ließ *), und endlich an Luther, der 1521 ſich auf dem Reichstage zu Worms ſo männlich benahm **). In der Nähe wächſt der liebliche Wein Liebfrauenmilch.

Das Großherzogthum Luxemburg.

So wie der König von Dänemark durch den Beſitz von Holſtein und Lauenburg ein Mitglied des deutſchen Bundes iſt, ſo iſt es auch der König der Niederlande durch den Beſitz von Luxemburg, das die weſtlichſte Provinz von Deutſchland ausmacht.

Boden: Ein ſehr waldiges und bergiges Land; denn die Ardennen dringen von dem benachbarten Frankreich hinein. Daher iſt es auch weder fruchtbar, noch ſtark bevölkert.

Flüſſe: Außer der auf der öſtlichen Gränze fließenden Moſel iſt hier kein bedeutender Fluß.

Klima: Weder kalt noch warm, alſo gemäßigt. An der Moſel wächſt Wein; im Waldgebirge dagegen iſt die Luft ziemlich rauh.

Producte: Holz in Menge, auch gutes Eiſen.

Einwohner: Theils Deutſche, theils Wallonen. Auf der Weſtſeite des Ardennerwaldes ſpricht man ein verdorbenes Franzöſiſch, auf der Oſtſeite deutſch. Die Religion iſt die katholiſche, die Bildung gering. Mit Landbau beſchäftigen ſich nur Wenige, mehr mit Viehzucht, Holzfällen, Leinwandweberei und mit Gewinnung und Bearbeitung des Eiſens. Große Städte giebt es hier nicht, aber viele kleine.

Städte: Luxemburg iſt, wie Landau und Mainz, eine Bundesfeſtung. Die Stadt aber gehört dem Könige der Niederlande. Sie iſt eine Mittelſtadt, gut gebaut, aber ſehr todt. Man ſieht hier faſt mehr Soldaten als bürgerliche Einwohner. Sie beſteht aus der obern und untern Stadt. Jene liegt auf einem Felſen, in den die Werke meiſt gehauen ſind; dieſe liegt im Thale.

Bouillon iſt nur ihres Namens wegen berühmt; denn das auf einem hohen Felſen neben dem Städtchen gelegene Schloß war einſt die Reſidenz des frommen und tapfern Kreuzfahrers, Gottfried von Bouillon ***).

---

*) S. meine Geſchichte der Deutſchen für Töchterſchulen, Th. 1., S. 241.

**) Ebend. Th. 2., S. 24.

***) Ebend. Th. 1., S. 251 und 262. — Auch mein Lehrbuch der Weltgeſchichte für Töchterſchulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 102.

Das Großherzogthum Oldenburg.

Es besteht aus drei, sehr ungleichen Theilen. Das Hauptland liegt an dem deutschen Meere, und zwar ist es bis auf die Meerseite vom Königreiche Hannover eingeschlossen, nämlich zwischen dem Bremischen (östlich), und Ostfriesland (westlich). Das eine Nebenland aber, das Fürstenthum Eutin, liegt an der Ostsee; sonst ist es vom Herzogthum Holstein eingeschlossen; und das andere, das Fürstenthum Birkenfeld, auf dem linken Rheinufer, östlich von Trier, zwischen Rheinbayern und der preuß. Provinz Niederrhein.

Boden: Das Hauptland ist, wie die benachbarten hannöverschen Lande, d. i. durchaus eben, hier und da unfruchtbares Geestland, an andern Stellen moorig, an dem Seegestade aber und an den Flüssen und Bächen sehr fruchtbares Marschland. — Das Fürstenthum Eutin liegt im sogenannten holsteiner Paradiese; eine wellenförmige Ebene, aber fruchtbar, und nicht ohne anmuthige Gegenden. Birkenfeld ist meist fruchtbar, und voll Wälder und Berge, die zu dem benachbarten Hunnsrück gehören.

Gewässer: Von großen Flüssen ist hier nicht die Rede; die Weser, die auf der östlichen Gränze fließt, abgerechnet, sind es nur kleine Küstenflüsse. Aber die Nordsee bildet hier einen Meerbusen, die Jahde.

Klima ist wie in Hannover: feucht, nebelig, zuweilen stürmisch, aber selbst im Winter wegen der nahen See gemäßigt.

Producte, wie in Ostfriesland und in allen diesen Nordseeländern: treffliches Rindvieh, und daher Butter und Käse; gute und dauerhafte Pferde; Gänse und Fische.

Einwohner: Treuherzige, gutmüthige Menschen, meist evangelischer Religion und mit plattdeutscher Sprache. Sie hängen mit Liebe an ihren Großherzog, den sie wie einen Vater lieben, und der es auch durch seine milde Regierung verdient.

Im Hauptlande ist

Oldenburg, die Hauptstadt des ganzen Großherzogthums, und die Residenz des Großherzogs, eine kleine, freundliche Stadt.

In dem einen Nebenlande liegt

Eutin, ein kleines, aber sehr nettes Städtchen am eutiner See, mit sehr angenehmen Umgebungen; besonders anmuthig sind die Gartenanlagen an dem schönen Schlosse. Daß der berühmte Dichter Johann Heinrich Voß, der 1826 als Hofrath und Professor in Heidelberg starb, eine Zeit lang hier als Rector lebte, gereicht dem Orte auch als Zierde *).

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4., S. 211.

Das Herzogthum Nassau.

Von dem nebligen Norden von Deuschland gehen wir wieder zu den heitern Ufern des Rheins zurück. Nassau liegt an dem rechten Rhein- und Mainufer, und hat jenseits des Rheins von Mainz bis Bingen darmstädtisches, von Bingen aber stromabwärts preußisches Gebiet zur Gränze.

Boden: Alles, was wir oben von dem schönen Rheinufer zwischen Mainz und Coblenz bei der Beschreibung der preußischen Rheinprovinzen und von Darmstadt gesagt haben, gilt auch von Nassau. Das herrliche Rheinthal, welches 2 Stunden unterhalb Mainz anfängt, bis Rüdesheim (oder Lorch), $3\frac{1}{2}$ Meilen lang, hat den Namen des Rheingaus. Das Land ist meist voll Berge, Hügel und Thäler, die von zwei Gebirgen ausgehen. Der nördliche Theil wird vom rauhen Westerwald, der südliche vom freundlichen Taunus oder der Höhe durchzogen; beide werden von der Lahn getrennt. Das letztere Gebirge fällt südlich nach dem Rheine ab, und dieser südliche Abhang heißt eben der Rheingau. Beide Gebirge sind nicht hoch. Am lieblichsten ist der Taunus, der mit schönem Laubholz bewachsen ist, und reizende Thäler bildet; unfreundlicher ist der Westerwald.

Flüsse: Der Rhein fließt an der südlichen und westlichen Gränze hin, und nimmt hier den Main, den südlichen Gränzfluß, bei Mainz auf. Mitten durch das Land fließt die Lahn, in einem schönen, breiten Thale, welches zwischen den beiden Gebirgen liegt. Daß sie in der Nähe von Coblenz in den Rhein fließe, ist schon gesagt worden.

Klima: Es ist so milde, wie in den süddeutschen Ländern: denn die Berge halten die Nordwinde ab. Am mildesten ist die Luft am südlichen Abhange des Taunus, also im Rheingau.

Producte: Vor allen der herrliche Rheinwein, dessen schönste Sorten in diesem Lande wachsen. Sehr natürlich müssen die nassauischen Weinberge besseren Wein erzeugen, als die am linken Rheinufer liegenden preußischen und darmstädtischen, weil jene mehr die Mittagssonne haben, und also die Trauben an der Sonne mehr kochen können. Die berühmten Sorten: der Hochheimer, der Rüdesheimer, der Schiersteiner, der Markenbrunner, der rothe Asmannshäuser, und vor allem der Johannisberger, wachsen hier. Dann hat Nassau einen Ueberfluß von dem schönsten Obste. Außer herrlichen Birnen, Aepfeln, Kirschen und Pflaumen gedeihen hier auch Mandeln, Nüsse, Aprikosen Pfirsichen und Kastanien. Der Rhein giebt den schönen Rheinlachs, und endlich ist kein so kleines Land so reich an herrlichen Gesundbrunnen als Nassau.

Einwohner: Die größere Hälfte ist evangelisch, die kleinere

katholisch. Die evangelischen haben — die ersten in Deutschland — das Beispiel der Vereinigung der reformirten und lutherischen Kirche gegeben. Wo es noch nicht geschehen ist, liegt der Grund mehr in der verschiedenen Einrichtung der kirchlichen Verfassung, als in der Abgeneigtheit der Partheien: denn vernünftige Lutheraner und Reformirte betrachten sich ja längst alle als Brüder und als einverstanden. Seit mehr als 15 Jahren ist hier für die geistige Bildung der Einwohner durch gute Schulen sehr viel gethan.

Städte. Am Rhein hin liegen keine bedeutenden Oerter; es sind meist weinreiche Städtchen und Dörfer, alle in einer herrlichen Lage. Die Oerter selbst liegen meist unten hart am Strome, und über ihnen auf der Spitze der Felsen sind Lustschlösser oder Ruinen alter Ritterburgen. Zu den am Rhein liegenden Oertern gehören zuerst die Weindörfer: Hochheim unweit Mainz; dann stromabwärts: Schierstein; Johannisberg, das dem östreichischen Minister, dem Fürsten Metternich, gehört, und ein herrlich gelegenes Schloß hat; Rüdesheim; Asmannshausen. Alle 5 gehören zum Rheingau. Ferner das Städtchen

Caub, wo Fürst Blücher am 1sten Januar 1814 über den Rhein nach Frankreich übersetzte. Der Stadt gegenüber liegt mitten im Rhein auf einem aus dem Wasser ragenden Felsen ein alter Wachtthurm, die Pfalz. — Nicht weit von Mainz, stromabwärts, gerade da, wo sich der Rhein nach Westen biegt, liegt das Schloß

Biberich, die Residenz des Herzogs. Hier genießt man, besonders vom Altan des Schlosses, eine unvergleichliche Aussicht den Rhein hinab und hinauf; es ist dieß einer der schönsten Punkte unseres deutschen Vaterlandes. Bei dem Schloße herrliche Anlagen.

Die übrigen Oerter liegen von Norden nach Süden in folgender Ordnung:

Weilburg an der Lahn.

Bad-Ems liegt in einem engen Thale an der Lahn, nicht weit von ihrem Ausflusse in den Rhein. Die Gegend umher ist sehr lieblich, und der Ort im Sommer von sehr vielen Fremden besucht; denn das hiesige warme Bad gehört zu den besten in Deutschland. Das höchst prächtig eingerichtete Fürstenbad ist besonders sehenswerth.

Fachingen und Geilnau, zwei Dörfer in der Nähe der Lahn, mit berühmten Mineralbrunnen, von denen jährlich mehrere hunderttausend Krüge verschickt werden.

Niederselters, ein langes Dorf, wo das berühmte Selterwasser quillt, von dem jährlich 1—2 Millionen Krüge versandt werden. Man trinkt es entweder unvermischt, oder auch zum Wohlgeschmack, mit Milch oder mit Rheinwein vermischt.

Langenschwalbach, auch ein langes, in einem tiefen und schmalen Thale des Taunus gelegenes Dorf, wieder mit einem berühmten Sauerbrunnen. Dasselbe ist von dem eine Meile entfernten

Schlangenbad zu sagen. Es ist ein Dorf, dessen kaltes Bad viel besucht wird, in einem tiefen Thale.

Wiesbaden ist die Hauptstadt des Landes. Sie liegt am Abhange des Taunus in einem sehr anmuthigen Thale, von Obst- und Weinhügeln umgeben, und hat berühmte, warme Bäder, die schon den Römern bekannt waren. Unter den schönen Anlagen für die Badegäste zeichnet sich besonders der schöne Cursaal aus, der ungemein groß und prächtig, und inwendig ganz mit Marmor ausgelegt ist. Die Stadt ist offen, und ist zwar nicht sonderlich gebaut, hat aber einzelne, prächtige Gebäude, unter denen sich die Landhäuser auszeichnen. — In gleicher Breite mit Wiesbaden liegt

Höchst am Main, zwischen Mainz und Frankfurt. Hier war es, wo im dreißigjahrigen Kriege Tilly den Herzog Christian von Braunschweig schlug *).

Das Herzogthum Braunschweig.

Es besteht aus drei Stücken. Die beiden größten liegen nördlich vom Harze, meist von preußischem und hannöverschem Gebiete umgeben, das eine westlich, das andere östlich. Ein drittes, kleineres Stück liegt südlich im Harze.

Boden: Die beiden nördlichen Stücke haben nach dem Harze zu wellenförmigen Boden, und sind hier sehr fruchtbar und fleißig angebaut. Aber ganz im Norden nähert sich das größere Stück den Sandebenen Hannovers, und hier ist der Boden daher sandiger. Der westliche Theil reicht bis an die Weser, und hier ist es hügelig durch den Solling, der sich an das Wesergebirge (auf dem linken Weserufer) anschließt. Der südliche Theil, der ganz auf und im Harze liegt, ist sehr bergig, aber voll Naturschönheiten.

Flüsse: Die Weser fließt, wie gesagt, bloß durch das westlichste Ende. Die übrigen Flüsse sind: die Ocker und die Leine. Daß beide in die Aller gehen, ist uns schon aus dem Obigen bekannt.

Producte: Braunschweig ist ein reiches Getreide- und Flachsland; denn es wird hier viel gesponnen und gewebt. Jede Bauernfamilie spinnt sich ihr Garn selbst. Der Harz ist reich an Holz und Metallen.

Einwohner: Größtentheils evangelischer Religion. Sie sprechen plattdeutsch; bloß die höheren Stände hochdeutsch. Für gute Schulen ist gesorgt. Der Herzog ist durch die Landstände beschränkt.

1. Der nordöstliche Theil:

Städte: Braunschweig liegt an der Ocker, und ist die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Herzogs. Sie ist

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 190.

ziemlich groß und hat 36,000 Einw.; die Straßen sind breit, und sehr schön gepflastert, aber keine einzige gerade und von gleicher Breite, ein Fehler, den alle alte Städte mit einander gemein haben; denn schon Heinrich der Löwe hat sie erbaut, oder vielmehr vergrößert und verschönert, da sie seine Residenz war *). Das herzogliche Residenzschloß, der graue Hof, brannte 1830 bei der Empörung der Einwohner gegen Herzog Karl bis auf einen Flügel ab; dahinter ist ein gut angelegter Schloßgarten. Vor dem ganz alten Schlosse, jetzt eine Kaserne, liegt ein eherner Löwe aus den Zeiten Heinrichs des Löwen. Die Stadt ist lebhaft und sehr gewerbthätig. Sie hat eine Menge blühender Fabriken, und jährlich zwei, jetzt freilich nicht mehr so blühende Messen als sonst. Besonders berühmt sind hier: die Mumme, ein dunkelbraunes, dickes, sehr nahrhaftes und wohlschmeckendes Bier, das weit und breit verschickt wird, der Pfefferkuchen, und die Schlackwürste. Von den Schulen ist die berühmteste das Carolinum, ein höheres Gymnasium. Wer in der deutschen Litteratur nicht ganz unbewandert ist, wird die hier einst stehenden Professoren: Zachariä (gestorben 1777), Ebert, Uebersetzer von Youngs geistreichen Nachtgedanken (gest. 1795), und Eschenburg, Uebersetzer Shakespeare's, (gest. 1820), kennen **). — Etwas südlicher liegt

Wolfenbüttel, auch an der Ocker, eine kleine, recht freundliche Stadt. Für wen die hiesige große und schöne, herzogliche Bibliothek auch nicht interessant wäre, der darf doch nicht vergessen, daß der berühmte Lessing (gest. 1781) hier Oberbibliothekar war ***). — Oestlich von Wolfenbüttel liegt

Schöppenstädt. Von den guten Schöppenstädtern erzählt man eine Menge alberner Streiche, die sie einst in ihrer Einfalt begangen hätten. Aber wären sie auch vielleicht sonst in der Geistesbildung etwas zurück gewesen, so ist das doch nicht mehr jetzt der Fall (s. Buxtehude in Hannover und Polkwitz in Schlesien). — Oestlich von Braunschweig finden wir

Helmstädt, ein niedliches Städtchen mit freundlichen Umgebungen, jetzt aber unbedeutend, seitdem die hiesige Universität aufgehoben ist.

2. Der nordwestliche Theil:

Lutter am Barenberge. Am Städtchen selbst ist nichts zu sehen. Aber aus der Geschichte erinnern wir uns seiner. Denn hier war die Schlacht, in welcher im 30jährigen Kriege Tilly den König von Dänemark, Christian IV., schlug †).

3. Der südliche Theil auf dem Harze.

So wie der Harz überhaupt ein äußerst romantisches Gebirge ist, so ist das auch der Fall bei dem Theile, der zu Braunschweig gehört. Unter den vielen Naturmerkwürdigkeiten besuchen

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. I., S. 279, 289, 298, 299, 301 u. 302.

**) S. mein Lehrb. der deutsch. Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4.

***) S. ebendaselbst.

†) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2. S. 196

wir besonders die beiden merkwürdigen Kalksteinhöhlen, die Baumanns- und die Bielshöhle. Beide liegen in einem und demselben Thale, die Eingänge einander schräg gegenüber. Die Baumannshöhle hat ihren Namen von einem Bergmanne, der vor etwa 200 Jahren in die bis dahin unbekannte, oder wenigstens unbesuchte Höhle kroch, und immer weiter und weiter stieg. Er war schon über mehrere Felsenspalten und Abgründe hinweggestiegen, als ihm sein Grubenlicht verlosch, und dicke Finsterniß ihn umgab. Er kletterte, umhertappend, hin und her, jeden Augenblick in Gefahr, sich den Kopf an einen Felsenzacken einzustoßen, oder in einen Abgrund zu stürzen. So brachte er zwei Tage und Nächte zu; endlich schimmerte ihm das Tageslicht entgegen und er sah sich gerettet. Beide Höhlen bestehen aus mehreren Abtheilungen, in die man zum Theil auf Leitern steigt, oder indem man sich kriechend fortbewegt. Alle sind voll Stalaktiten, die sonderbare Formen bilden, wie wir sie schon in den muggendorfer Höhlen in Bayern gesehen haben. — Wenn man sich dem Harze nähert, so sieht man schon in weiter Ferne auf einem Berge das herrlich gelegene Schloß

Blankenburg schimmern. Von hier hat man über einen Theil des Harzes und über das vorliegende flache und Hügelland eine unvergleichliche Aussicht. Das Schloß hat einige recht schöne Gemälde. Am Fuße des Felsens liegt das freundliche Städtchen Blankenburg. Hier ist eine gute Töchterschule, welcher der bereits verstorbene Ziegenbein, dessen Lesebuch für Töchter meinen Leserinnen wohl bekannt sein wird, sonst vorstand, ehe er als Abt und Consistorialrath nach Braunschweig ging. Nahe bei der Stadt fängt die sogenannte Teufelsmauer an. Schwarz und düster erhebt sich, so scheint es, ein Mauerwerk, bald höher, bald niedriger, aus der Erde, und läuft stundenweit hin. Es ist wundersam zerklüftet und zerbrochen, und spitzig ragen die Mauerzinnen und Zacken in die Luft. Es gleicht einem alten Mauerwerke; aber in der Nähe sieht man bald, daß es keine Mauer, sondern ein aus der Erde ragendes Sandsteingebirge ist. Ferner sind ganz nahe bei Blankenburg auf einem Sandsteinfelsen die alten Ruinen eines im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses, Regenstein. Alle Mauern, Keller und Brunnen sind in den Felsen gehauen, und von dem schroffen Felsen hat man eine weite und köstliche Aussicht.

Die Herzogthümer Anhalt.

Sie bestehen aus zwei Landestheilen, einem östlichen und westlichen. Der östliche liegt auf beiden Seiten der Elbe, Mulde und Saale, der kleinere westliche an und auf dem Harz. Beide Theile werden fast ganz von preußischem Gebiet, und zwar meist von der Provinz Sachsen, umschlossen.

Boden: Die Beschaffenheit beider Theile ist sehr verschieden. Der östliche ist besonders auf dem linken Elbufer recht fruchtbar, sandiger dagegen auf der rechten Elbseite, und überall flaches Land. Der westliche aber am Harze ist bergig und hügelig, meist mit schönen Laubwaldungen bedeckt, voll herrlicher, von Bächen bewässerter, Thäler, und reich an Naturschönheiten der lieblichsten Art.

Flüsse: Die hier schon recht breite Elbe fließt von Osten nach Westen hindurch, und nimmt hier zwei von Süden nach Norden fließende Flüsse auf: die Mulde unweit Dessau und die Saale.

Klima: Gemäßigt im östlichen Theile. Der westliche Theil ist etwas rauher, der Winter länger, und selbst im Sommer sind noch zuweilen rauhe Tage.

Producte: Im Hauptlande viel Obst, besonders Pflaumen und Aepfel. Es giebt Bauern, die den Obsthandel im Großen treiben, und mit schönen borsdorfer Aepfeln, getrockneten Pflaumen und Pflaumenmuß bis nach Petersburg fahren. Am Harze sehr viel Bergbau, besonders für Eisen.

Einwohner: Meist evangelischen Glaubens. In ihrer geistigen Bildung stehen sie den übrigen Norddeutschen nicht nach. Die regierende Familie besteht aus drei Linien: Dessau, Bernburg und Köthen.

1. Das Herzogthum Anhalt-Dessau.

Ein schönes, herrlich angebautes, sehr glückliches Ländchen. Der treffliche, letztverstorbene Herzog Franz, ein ausgezeichneter Mann und wahrer Vater seiner Unterthanen, hat das Land so weit gebracht, daß es wie ein freundlicher Garten ist. Schon mehrere Stunden, ehe man nach der Hauptstadt

Dessau kommt, fährt man in beständigen, schönen Pappelalleen, neben Gebüschen, Getreidefeldern, Wiesen, Land- und Jagdhäusern hin. Die vielen hier gehegten Hirsche und Rehe, die um des jagdliebenden Herzogs willen gehalten werden, und dem Lande allerdings manchen Schaden thun mögen, laufen zahm am Wege hin. Die Stadt ist ungemein freundlich und lieblich, nur etwas todt. Sie hat nur etwa 10,000 Einwohner, und könnte nach ihrer Größe wohl noch einmal so viel haben. Besonders schön ist die lange, breite, schnurgerade und großartig gebaute Cavalierstraße. Das Schloß ist ein altes, zum Theil noch aus dem 14ten Jahrhundert herrührendes, aber schön eingerichtes Gebäude, und davor, wie um die Stadt herum, gar freundliche Anlagen. Die Mulde fließt bei der Stadt vorbei, und geht eine Stunde davon in die Elbe. Dessau hat eine wohleingerichtete, öffentliche Töchterschule, und außerdem eine sehr verdiente Privaterziehungsanstalt für Mädchen. — In der Nähe der Stadt sind die Lustschlösser: Luisium und Georgium mit Gärten; der schönste Lustgarten aber ist bei

Wörlitz, einige Stunden von der Stadt entfernt, nicht weit von der Elbe. Der verstorbene Herzog hat während seiner langen Regierung großen Fleiß und vieles Geld auf diesen großen und schönen Garten gewendet, der wohl einer der vorzüglichsten in ganz Deutschland ist. Man kann einen ganzen Tag darin umher gehen oder zu Wasser fahren, und immer noch etwas Neues finden. Da es von Canälen durchflossen wird, so ist die Einrichtung gemacht, daß man auf Gondeln den ganzen Garten durchfährt, und nur bei den vorzüglichsten Stellen aussteigt. Hier starb der Dichter Matthisson *). — Fahren wir über die Elbe, da, wo einst eine Brücke war, an welcher im 30jährigen Kriege Wallenstein den berühmten Mansfeld schlug **), so gelangen wir nach einigen Stunden nach

Zerbst, einer kleinen, aber recht belebten Stadt, wo eine treffliche, öffentliche Töchterschule ist, die auch von Auswärtigen viel besucht wird. Auch ist das zerbster Bier berühmt.

2. Das Herzogthum Anhalt-Bernburg.

Der eine Theil liegt neben Dessau an der Saale, der andere ist eben jener anhältsche Theil am Harze. In jenem liegt die Hauptstadt

Bernburg an der Saale, in einer hügeligen Gegend, ein sehr todter Ort. Vor der Stadt, auf dem andern Saalufer, liegt auf einem Berge das Schloß, ein altes, unansehnliches Gebäude, welches von der herzoglichen Familie aber selten bewohnt wird, da sie ihre Residenz am Harze hat, nämlich in

Ballenstädt, einem kleinen, niedlichen Städtchen, am Fuße des Harzes. In der Tiefe liegt die Stadt. Von da steigt man einen breiten, mit Bäumen und hübschen Häusern besetzten, langen und schnurgeraden Weg nach dem Schlosse hinan, wo man eine herrliche Aussicht hat, und wo es sich allerdings mag besser wohnen lassen, als in dem düstern bernburger Schlosse. — Einige Stunden davon liegt, gleichfalls am Fuße des Harzes, neben dem Städtchen Gernrode der anmuthige

Stuffenberg. Er zeichnet sich zwar nicht durch seine Höhe, aber durch seine Lage und seine schönen Anlagen aus. Der ganze Berg nämlich ist mit Gartenanlagen bedeckt. Oben steht auf der Spitze ein geräumiges Gasthaus, mit allen Bequemlichkeiten versehen, und umher finden sich eine Menge Anstalten zum Vergnügen der Gäste: Kegelbahnen, Billards, russische und andere Schaukeln, Carousselsu. s. w. Von dieser Höhe hat man eine entzückende Aussicht auf das umliegende hügelreiche Land, das wie eine Landkarte mit seinen Städten, Dörfern, Gebüschen, Feldern und Hügeln vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet liegt. Im Sommer findet man hier täglich Gäste, Sonntags aber ist der ganze Berg belebt. — Geht man mehr in das Innere des Harzes hinein, so kommt man in das herrliche

---

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschl., Th. 4., S. 239.
**) S. meine Gesch. der Deutschen für Töchtersch. Th. 2., S. 195.

Selkethal. Man denke sich ein langes, mehrfach gekrümmtes, von waldreichen Bergen eingeschlossenes, ziemlich enges Thal, durch welches das klare Flüßchen, die Selke, schäumend fließt. An dem Wasser liegt vorn ein reizendes Dorf, in dessen Nähe der Badeort Alexisbad, von vielen Fremden schon wegen der lieblichen Umgegend besucht. Geht man weiter in das Thal hinein, der Selke entlang, so wird die Gegend immer wilder, die Berge immer höher und schroffer; endlich steht man am Fuße eines hohen, düsteren Berges, auf dessen Spitze die alte Burg Falkenstein thront, deren Mauern, Thürme, Burgverließ u. s. w. besonders gut erhalten sind. Noch weiter im Thale kommt man bei mehreren Mühlen, Eisenhämmern, Drathhütten u. s. w. vorbei, bis man zu einem sonderbar geformten Felsen gelangt, welcher der Mädchensprung heißt, weil die Sage erzählt, daß hier eine Riesenjungfrau, von einem Berggeiste gejagt, vom Felsen nach dem gegenüberstehenden über das Thal hinweggesprungen sey. Nicht weit davon ist auch die Burg Anhalt auf einer hohen Felsenspitze, von herrlichen Buchen beschattet. Von ihr sind nur noch wenige Mauertrümmer übrig; kein Wunder: denn dies alte Stammschloß des Hauses Anhalt ist bereits ums Jahr 900 erbaut, und liegt schon seit länger als 450 Jahren in Trümmern. Merkwürdig ist hier, dicht neben den Ruinen, eine ungeheuer große und sehr alte Esche, in deren Laubgewölbe man auf 53 Stufen steigt.

3. Das Herzogthum Anhalt-Köthen.

Es liegt auf der linken Elbseite, neben Dessau und Bernburg. Die Hauptstadt und Residenz ist

Köthen, eine kleine Stadt, die sich durch nichts auszeichnet.

Das Fürstenthum Schwarzburg.

Es liegt mitten in Deutschland, und besteht aus zwei getrennten Stücken, einem nördlichen und südlichen. Beide liegen zwischen dem Harze und dem Thüringerwalde. Der nördliche Theil heißt die niedere Grafschaft, und liegt am südlichen Abhang des Harzes. Der südliche Theil wird die obere Grafschaft genannt, und liegt am nördlichen Abhange des Thüringerwaldes. Daher sind beide hügelig und bergig. Die niedere Grafschaft wird von einer Bergkette durchzogen, welche die Hainleite heißt. Sehr hoch ist dieser Gebirgszweig zwar nicht, aber mit schönen Waldungen bedeckt. Er endet mit dem romantischen Kyffhäuser, der bis an die goldene Aue tritt. Von dieser Aue (zwischen welchen Städten war sie doch?) und dem Kyffhäuser haben wir schon oben (S. 144) gesprochen. Die Einwohner sind fast durchgängig evangelisch. Die regierende Familie theilt sich in die Linien Sondershausen und Rudolstadt. Beide haben sich in das Land so getheilt, daß jede einen Antheil an der oberen und an der niederen Grafschaft hat.

1. In der niedern (nördlichen) Grafschaft liegt

Sondershausen, die Hauptstadt und Residenz der davon benannten Linie, eine kleine Stadt, in einer sehr angenehmen Gegend, mit schönen Anlagen umgeben.

Frankenhausen, nicht weit vom Kyffhäuser. Hier war es, wo 1525 in dem von dem Schwärmer Thomas Münzer erregten Bauernaufruhre die verbündeten Fürsten den Bauern eine große Niederlage beibrachten *).

2. In der obern Grafschaft finden wir

Rudolstadt an der Saale, in einer reizenden Gegend. Wie herrlich ist der Weg von hier die Saale herab bis Jena! Sie ist die Hauptstadt und Residenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, dessen Schloß auf einem Berge liegt.

Das Fürstenthum Lippe.

Auch dies Fürstenthum besteht aus zwei Stücken. Wenn man von Minden in der preußischen Provinz Westphalen über die Weser, etwas nach Osten, geht, kommt man in das nördlichere und kleinere Stück, und geht man von Minden etwas südlich, so trifft man das südlichere und größere. Beide sind hügelig und waldig. In dem südlicheren ist der Teutoburger-Wald, und zwar gerade der Theil, in dem wahrscheinlich der Römer Varus die bekannte Niederlage durch den Cheruskerfürsten Armin oder Herrmann 9 Jahr nach Christus Geburt erlitten hat **). Das regierende Haus zerfällt in zwei Linien: Lippe-Detmold und Lippe-Schauenburg oder Schaumburg. Detmold besitzt den südlichen Theil, Schauenburg den nördlichen. Die Einwohner sind in beiden Ländchen evangelisch.

1. Lippe-Detmold liegt auf der linken Weserseite, und wird überaus gut und väterlich regiert. Hier ist die Stadt

Detmold, die Hauptstadt und Residenz. Von ihr sagt Niemeyer ***) in seinen Beobachtungen auf Reisen Folgendes:

„Umgeben von waldigen Gebirgen und fruchtbaren Anhöhen liegt diese Residenz. Die Stadt ist klein, aber hell, freundlich und reinlich. Vor allem sahen wir das Institut, das unter dem Namen der Pflegeanstalt vielfach wohlthätig wirkt. Hier findet jeder Arme seinen Kräften und Jahren gemäße Beschäftigung, die Kinder neben der Arbeit Unterricht, hülflose Kranke Wartung und Pflege. Am meisten zog uns der Theil an, welcher der Aufbewahrung junger Kinder zwischen 1—6 Jahren gewidmet ist. Arme, auf die Arbeit gehende, Eltern dürfen ihre Kleinen am Morgen bringen, und Abends wieder in Empfang nehmen. Sobald das

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2. S. 49.

**) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1. S. 49. Meine Weltgesch. Th. 1. S. 291.

***) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4. S. 217.

Kind des Morgens übergeben wird, entkleiden es die aus der Erwerbschule genommenen und zu diesem Berufe vorbereiteten und angelernten Wärterinnen, baden und reinigen es, bekleiden es dann mit einem reinen Hemde und einem wollenen Jäckchen. Zur Ernährung bekommt es die einfachsten und gesundesten Speisen. Eine Aufseherin achtet darauf, daß die Wärterinnen genau ihre Vorschrift befolgen. Zwölf theils verheirathete, theils unverheirathete Frauenzimmer aus den höhern und mittleren Ständen theilen sich in die allgemeine Aufsicht. Keinen Tag, keine Stunde ist man vor ihrem Besuche sicher. Was sie bemerkt haben, und wie sie alles gefunden, zeichnen sie auf. Als wir in das Zimmer traten, war eben die Mittagsstunde vorüber. Rings umher fanden wir Vorrichtungen zu einfachen, weichen Schlafstellen. Schon lagen die Meisten nach dem Empfange der dem Alter und Bedürfnisse angemessenen Nahrung in süßem Schlummer; andern fielen unter Lächeln und Singen eben die Augen zu. Ein gesundes, schlafendes Kind ist immer ein rührender Anblick. Es ist selbst in schlechter Umgebung doch so sicher unter dem Schutze der Achtung und Liebe, die selbst der rohe, noch nicht ganz ausgeartete, Mensch der hülflosen Unschuld nicht versagen kann. Aber hier — so viel besser geborgen, ärmlichen, dumpfen Wohnungen entrückt, vor den verderblichen Mitteln, sie zum Schweigen zu bringen, bewahrt, vor jeder Mißhandlung ungeduldiger Wärterinnen oder rauher Väter geschützt, so recht eigentlich unter den Flügeln des Genius wahrer Menschenfreundlichkeit! Nicht minder reinlich und zweckmäßig war alles in den übrigen Theilen der Anstalt, wahrhaft musterhaft für jede Armenpflege.“ Stifterin der trefflichen Anstalt ist die nun bereits verstorbene, ausgezeichnete Fürstin Pauline. Welches schöne Denkmal hat sie sich nicht dadurch auf Erden gestiftet!

Lemgo, ein Städtchen, in welchem berühmte Pfeifenköpfe aus Meerschaum geschnitten werden.

2. Lippe-Schauenburg liegt auf dem rechten Weserufer, ein zwar kleines, aber angenehm gelegenes Ländchen. Hier wie in Detmold, spricht der gemeine Mann nur plattdeutsch.

Bückeburg, ein kleiner Ort, ist Hauptstadt und Residenz.

Das Fürstenthum Hohenzollern.

Dies kleine Fürstenthum liegt im südlichsten Deutschlande, meist von Würtemberg, zum Theil auch von Baden umgeben, und zieht sich von Nordwesten nach Südosten. Mitten durch streicht die rauhe Alp. Im Nordwesten fließt der Neckar, im Südosten die Donau hindurch. Die Einwohner sind katholisch. Das regierende Haus besteht aus zwei Linien: Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Es ist

die jüngere Linie des Hauses Hohenzollern, dessen ältere Linie mehr Glück gehabt hat, und auf dem preußischen Königsthrone sitzt.

1. Hohenzollern-Sigmaringen, das größte, hat die Hauptstadt und Residenz

Sigmaringen, einen ganz unbedeutenden Ort, dessen Schloß aber eine sehr schöne Lage auf einem Felsen an der Donau hat.

2. Hohenzollern-Hechingen, ein sehr kleines Ländchen, hat die Hauptstadt und Residenz

Hechingen. Nicht weit davon liegen auf einem Berge die Trümmer des alten Schloßes Hohenzollern, des Stammschlosses des preußischen Hauses. Neuerlich ist das alte Schloß wieder-hergestellt.

Die reußischen Fürstenthümer.

Sie liegen im sächsischen Voigtlande, also an der Ostseite des Thüringerwaldes: ein Stückchen liegt etwas nördlicher, doch auch von Sachsen eingeschlossen, an der weißen Elster. Dieser Fluß und die Saale fließen durch das Ländchen. Es gehört den Fürsten Reuß, von denen es drei Linien giebt: Greiz, Schleiz, und Ebersdorf. Sie haben von den Schlößern, auf denen sie residiren, ihren Namen. Daß das Land bergig und waldig ist, geht aus seiner Lage hervor. Alle Fürsten von Reuß heißen Heinrich. Sie unterscheiden sich durch die beigesetzte Zahl, z. B. Reuß der 23ste, 57ste u. s. w.; doch zählt jede Linie für sich. Die Städte sind klein und unbedeutend. Die wichtigste ist

Gera, die den beiden letzteren Linien zusammen gehört, eine hübsch gelegene, recht freundliche und wohlgebaute Stadt an der Elster. Dann ist noch das Dorf

Köstritz zu merken, mit einem schönen Schloße und Garten, und berühmt durch das hier gebraute köstritzer Bier, das weit und breit verführt wird.

Das Fürstenthum Waldeck.

Es besteht aus zwei ungleichen Landestheilen. Das Hauptland liegt etwas westlich von der Stadt Cassel; das Nebenland gleich östlich neben Lippe-Detmold. Jenes ist besonders bergig; denn Fortsetzungen vom Rothlagergebirge und vom Reinhardswalde streichen durch das Land. Daher ist die Luft ziemlich rauh. Die Einwohner sind meist evangelisch.

1. Das Hauptland enthält:

Arolsen, einen kleinen, aber schönen Ort, Hauptstadt und Residenz des Fürsten. Vor der Stadt ist ein herrlicher, 2000 Schritte langer Baumgang, der aus einer sechsfachen Reihe uralter Eichen besteht.

Korbach, die größte Stadt des Ländchens.

2. Im Nebenlande liegt in einem anmuthigen Thale der berühmte Badeort

Pyrmont. Welches Leben ist während der Sommermonate in dieser kleinen, aber niedlich gebauten Stadt! Nicht eine, sondern mehrere Heilquellen von verschiedenem Gehalte dringen hier mächtig aus der Erde hervor, und werden im Sommer von einer großen Anzahl der Stärkung bedürftiger Menschen besucht. Pyrmont gehört zu den berühmtesten und besuchtesten Badeörtern. Rings umher sind schöne Anlagen zum Vergnügen der Badegäste gemacht.

Die freien Städte: Hamburg, Frankfurt am Main, Bremen und Lübeck.

Bis zur Auflösung des deutschen Reichs gab es in Deutschland mehr als 50 sogenannte freie Reichsstädte, d. i. die keinen Fürsten als Oberherrn erkannten, sondern allein unter dem Kaiser und dem Reichstage standen. Als aber das deutsche Reich 1806 aufgelöst wurde, verloren sie ihre Freiheit, und wurden dem Fürsten zugetheilt, in dessen Land sie lagen; nur einige der reichsten und mächtigsten dieser Städte blieben frei, und dies ist noch mit jenen vieren der Fall. Jede wird von ihrem eigenen Magistrate oder Senate regiert. Wir lassen sie nach ihrer Größe folgen.

1. Hamburg am rechten Ufer der Elbe, die erste deutsche Handelsstadt, und die dritte in Europa (London die erste, Liverpool die zweite), mit etwa 120,000 Einw. Tritt man zuerst in die Altstadt, so ist man überrascht, hier keineswegs das Eigenthümliche einer großen Stadt zu finden; dagegen ergötzt ihre Alterthümlichkeit; denn die Häuser gehören meist frühern Jahrhunderten an, und einige sind sogar noch aus dem 12ten Jahrhundert. Diese Altstadt, die durch enge und krumme Gassen durchschnitten ist, wird durch das Flüßchen Alster von der nordwestlich liegenden Neustadt getrennt. Dieser Fluß ist zum Handel trefflich benutzt worden. Er bildet nicht nur zwei große Bassins, eins vor und eins in der Stadt, sondern ist auch in mehrere Kanäle gezwängt worden, die täglich zwei mal bei der Fluth mit frischem Wasser gefüllt werden, das bei der Ebbe zwei mal täglich wieder abläuft. Auf diesen Kanälen, die sich alle beim Hafen vereinigen, werden den Kaufleuten auf Fahrzeugen die Waaren bis an die hinter ihren Häu-

sern befindlichen Speicher gebracht. In dem Hafen finden mehrere hundert Schiffe vor Sturm Sicherheit, und um sie gegen die Eisschollen im Winter zu schützen und die rollenden Wogen zu brechen, so ist der Hafen mit einer Anzahl Duc d' Albe umgeben. So nennt man drei bis fünf zusammengekettete, ungeheure Bäume, die der Herzog von Alba in den Niederlanden zuerst gebraucht haben soll. Die Elbe ist bei Hamburg bis zu dem gegenüberliegenden Haarburg eine Meile breit, und von vielen Inseln durchschnitten. Bisher war die Stadt auf der Landseite mit einem Walle umgeben; dieser ist aber in neuer Zeit nebst den andern Festungswerken in Spatziergänge umgeschaffen worden. Die schönste Aussicht über diesen die Stadt umgebenden Garten ist vom sogenannten Stintfang beim Hafen, und von der Gegend der Lombardsmühle. Die letztere liegt auf einem Damm, der das Alsterbecken in jene zwei Hälften theilt. Das innere Bassin, auf welchem man Boote schwimmen sieht, ist von einer schönen Straße umgeben, die mit Bäumen bepflanzt ist, und der alte und neue Junfernsteig heißt, der schönste Spatziergang in der Stadt. Von hier führt eine neuangelegte, großartige Straße, auch mit Bäumen bepflanzt, die Esplanade, nach dem Dammthore. Die schönen, freundlichen, und zum Theil prächtigen Häuser, die wir besonders hier sehen, sind der Ausdruck der in Hamburg herrschenden Wohlhabenheit. Mehrere Gärten sind in der letzten Zeit zu regelmäßigen, breiten Straßen mit ansehnlichen Häusern umgeschaffen worden. So regelmäßig sind alle Straßen der Neustadt, die aber weniger lebhaft ist als die so merkwürdige, handeltreibende Altstadt, besonders die Gegend des Niederhafens, wo die Seeschiffe in großer Menge liegen, und des Oberhafens mit den aus der Elbe kommenden Schiffen (hier Kähne genannt). Hier landen täglich an hundert kleine Fahrzeuge, die meist aus den Vierlanden *) und den vielen Elbinseln und Elbufern Milch, Früchte, Blumen, Gemüse, Heu, Stroh, Holz, Torf und Fische den Hamburgern zuführen. Alle diese Insel- und Uferbewohner durchziehen in ihren verschiedenen und höchst eigenthümlichen Trachten die Stadt mit ihren Waaren, die sie in einem schwer zu verstehenden Dialect in den Straßen feil bieten. Auch manche andere Gewerbetreibende haben ihre eigenthümliche Tracht. Dahin gehören die Zuckerbäckerknechte in den mehreren hundert Zuckersiedereien; die Krahnzieher, welche schwere zweirädrige Karren mit großen Lasten durch die krummen Straßen ziehen u. a. An den über die breitern Kanäle führenden Brücken sehen wir einen vorzüg-

*) Die Vierländer sind eine holländische Colonie. Ihre Vorfahren wurden wahrscheinlich schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, zum Deichbau herübergezogen, und sie erhielten die durch die angelegten Deiche dem Strome abgewonnenen Elbufer und einige Elbinseln. Ihre eigenthümliche Tracht haben sie Jahrhunderte lang erhalten. Es sind wohlhabende Leute, die mit dem größten Fleiße Gemüse anbauen, und diese nicht nur früher als anderswärts, sondern auch von vorzüglicher Güte zu liefern verstehen. Ihr Geschäft ist nicht ohne Lebensgefahr, im Sommer beim Sturm auf dem weiten Strom, im Winter auf den meilenbreiten, oft unsichern Eisfeldern.

lich lebhaften Verkehr. Hier bieten die Blankeneser *) und Helgoländer Schellfische, Schollen, Zungen, Steinbutten und Hummer zum Kauf aus; neben ihnen haben die Fischverkäuferinnen (berüchtigt durch ihre Fertigkeit im Schimpfen) mit Fischen, die Vierländer und Inselbewohner mit Kälbern und Ferkeln feil. Noch weiter findet man bewohnte Schiffe, mit Gärten verziert, die Jahr aus Jahr ein Töpfe, Früchte aus Sachsen und Böhmen, Bretter und Latten verkaufen. In der Nähe des Hafens liegen schon tiefere Elbschiffe (Ewer), mit Steinen, Holz und Torf beladen. Sie nähern sich darin den Seeschiffen, daß sie einen höhern Bord und einen rundgewölbten Boden haben. Sonderbar sieht es aus, daß sie auf dem Trocknen liegen; denn sie kommen mit der Fluth, müssen sich mit derselben hinter den Speicher legen, kommen hier, wenn die Ebbe eintritt, aufs Trockne, und fahren mit dem höchsten Wasser der nächsten Fluth wieder fort. Jeder Hamburger kennt diese Zeit, und man benutzt sie, um sich mit den Bedürfnissen zu versehen. In den Kanälen der Stadt findet man zahllose Schuten (breite Fahrzeuge mit flachen Böden), stets bereit, die Waaren aus den Seeschiffen zu holen, oder sie denselben zuzuführen. Dabei kommt viel auf den Wind an; denn jede Hausfrau weiß, daß beim Westwind frische Fische da sind, so wie der Kaufmann Schiffe aus der See damit erwartet. Solcher Seeschiffe kommen jährlich 2—3000. Welcher interessante Anblick ist daher der Niederhafen! Außer den unaufhörlich ankommenden und absegelnden Seeschiffen, sehen wir hier auch die Dampfschiffe, die zu bestimmter Zeit nach Amsterdam, Hull, London u. a. O. abgehen oder von da zurückkommen. Auch ist seit kurzem eine Dampfschiffahrtsgesellschaft zusammengetreten, welche dafür sorgt, daß man täglich nach Haarburg und Cuxhaven gelangen kann, und welche bei widrigen Winde alle Schiffe die Elbe hinunter bugsiren läßt. Von da gehen wir auf den Hopfenmarkt, den Hauptverkaufsplatz für Fische und andere Lebensmittel, wo auch die weitläuftigen Fleischhallen stehen. Dann nach der Börse. Dies Gebäude ist noch ganz in der Gestalt, wie vor drei Jahrhunderten, obgleich jetzt täglich wohl 4000 Personen die Börse besuchen, vielleicht zehnmal mehr als damals. Dafür ist nahe dabei eine ähnliche Anstalt errichtet worden: Die Börsenhalle, wo die Neuigkeiten aller Länder, vorzüglich alle Handelsnachrichten, verbreitet werden, wo man Lesezimmer mit allen ausländischen Zeitungen, Billarde, und Erfrischungen aller Art findet. Hier, wo vornehmlich die reichsten Kaufleute zusammenkommen, werden die größten Geschäfte gemacht. Um 1 Uhr, die dazu bestimmte Stunde, sieht man die Handelsleute geschäftig nach der Börse und Börsenhalle gehen, und binnen einer Stunde sind die täglichen Geschäfte beendigt. Die Kaufleute verkaufen durch Mäkler, jetzt 700, ihre Waaren, und da alles nur in Masse geht, so macht 1 Pfennig mehr fürs Pfund schon guten Gewinn, so wie das Fallen einer Waare manchen Kaufmann plötzlich arm machen kann. — Interessant sind auch die Straßen,

*) Blankenese ist ein nahes Fischerdorf an der Elbe.

wo die Matrosen aller Länder verkehren: Die Vorsetzen und der Hamburgerberg. Unter den ersteren versteht man die Häuser des niedrigen Volks, welche längs der Kanäle in der Nähe des Hafens stehen, und der Hamburgerberg ist nach Altona zu und wird nur durch einen Graben von Holstein getrennt. Hier findet man, wie zur Meßzeit in Leipzig vor dem Petersthore, täglich eine Menge Buden mit Sehenswürdigkeiten: wilde Thiere, Kunstreiter, Seiltänzer, Riesen und Zwerge, Marionetten u. a. dgl., und besonders Sonntags ist hier das Getümmel so groß, daß man an der Thorsperre bei gutem Wetter oft an 20,000 Menschen sich hereindrängen sieht. Beim ersten Anblicke begreift man nicht, wie Hamburg auf einem für seine Volksmenge beschränkten Raum so viele Menschen fassen kann. Allein man sehe nur in die Vorsetzen und in ihre Gänge und Höfe hinein; man betrete nur die Kellerwohnungen, deren Bewohner, selbst wenn sie durch angestrengte Arbeit wohlhabend werden, bei ihrer Jacke und gewohnter Einfachheit bleiben. Bei hohem Wasser sind diese Leute sehr gefährdet. Oft steigt die Elbe ungewöhnlich schnell, und dann erinnert ein sechsmaliger Kanonendonner die Kellerbewohner, ihre unterirdischen Wohnungen zu verlassen. Der Termin dazu ist in den einzelnen Stadttheilen verschieden. Manche Keller müssen gleich nach dem ersten Schuß geräumt werden, während die Bewohner anderer den dritten Schuß abwarten. Mit jedem Fuß, den das Wasser höher steigt, erneuert sich der Kanonendonner. Kommt nun bei so hohem Wasserstande eine Springfluth noch hinzu, so entsteht ein eigenes reges Leben und Treiben, und da die meisten Küchen im Kellergeschoß liegen, so muß auch hier alles weggeräumt oder festgestellt werden, was vom Wasser erreicht werden kann. In allen tiefliegenden Straßen liegen dann Kähne zum Transport. Sobald das Wasser abgelaufen ist, ziehen die Bewohner in die eben vom Schlamm gereinigten Wohnungen wieder ein, und es gehört eine Hamburger-Natur dazu, bei der Feuchtigkeit nicht krank zu werden. — Zu den Sehenswürdigkeiten Hamburgs gehören: die Michaelskirche, ein herrliches und neues Gebäude, dessen breites Schiff auf keinen Säulen ruht und 7000 Menschen faßt; von dem 456 hohen Thurme hat man eine herrliche Aussicht über die Steinmasse der tosenden Stadt, über die fruchtbaren Umgebungen, und die mit Schiffen besäete meilenbreite Elbe. Das Schauspielhaus, ein neues, großartiges Gebäude, welches 2500 Zuschauer faßt. Das Blockhaus, das mitten im Hafen liegt, und den besten Ueberblick über das hier herrschende Menschen- und Schiffsgetümmel giebt. Die weitläuftigen Schiffswerfte und das in der Nähe liegende Wilhelminenbad. Das rödingsche Museum, sehr reich an Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten. Das Krankenhaus, erbaut durch wohlthätige Beiträge der Einwohner, das über 1000 Kranke zugleich verpflegt, und eine musterhafte Einrichtung hat. Das Waisenhaus, mit Gärten umgeben, die für die Waisenkinder zu Spielplätzen dienen. Außerdem ist Hamburg vorzüglich reich an Wohlthätigkeitsanstalten: denn der Kaufmann, der durch glückliche Unternehmungen zu Reichthum gelangt ist, fühlt sich gedrungen,

durch milde Stiftungen dem Himmel seinen Dank zu bezeugen, und wodurch kann er den Segen des Himmels eher erwerben, als wenn er seinen Ueberfluß den Armen mittheilt? — Zur Erleichterung des Verkehrs hat Hamburg eine Girobank und mehrere Assecuranzgesellschaften. Beide Ausdrücke sind hier zu erklären. Unter Kaufleuten, besonders Eines Ortes, kann nicht fehlen, daß häufige Hin- und Herzahlungen statt finden. Sollte dies jedes Mal baar geschehen, so würde das viele Mühe machen und Zeit kosten. Daher tritt eine Gesellschaft zusammen, um eine Girobank zu bilden. Jeder legt hier eine so große Summe baar nieder, wie er will, und der Banko-Buchhalter verzeichnet in ein großes Buch, in welchem jeder Theilnehmer sein besonderes Blatt hat, wie groß das Guthaben eines Jeden ist. Soll nun z. B. der Kaufmann A. dem Kaufmann B. eine Zahlung von 8000 Rthlr. leisten, so haben sie nichts weiter zu thun, als nach der Bank zu gehen, wo der Buchhalter auf dem Blatte des A. die 8000 Rthlr. ausstreicht, und sie auf das Blatt des B. diesem zu Gute schreibt. Andern Tages hat vielleicht B. eine Zahlung von 6000 an Kaufmann C. zu leisten. Gleich wird dasselbe wiederholt, und mit einigen Federstrichen ist das ganze Geschäft abgemacht. Eine solche Anstalt heißt eine Girobank. Hamburgs Bank ist dadurch die sicherste Bank, weil alles Geld, welches hier in Millionen täglich hin und her abgeschrieben wird, in Silberbarren liegt. — Ferner wenn ein Kaufmann ein Schiff befrachtet, so kann demselben unterweges mancherlei Unglück begegnen: es kann von Seeräubern genommen werden; es kann stranden, scheitern u. a. m. Geschieht das, so ist der Kaufmann vielleicht zu Grunde gerichtet. Darum treten Gesellschaften zusammen, welche sich anheischig machen, ihm für den Verlust des Schiffes und der Ladung zu stehen. Z. B. der Kaufmann D., der ein Schiff mit Leinwand nach Brasilien schicken will, geht zu einer Assecuranzgesellschaft, und sagt: „ich schicke ein Schiff nach Brasilien; das Fahrzeug ist 10,000 Rthlr. werth, die Ladung 12,000; wie viel muß ich euch geben, wenn ihr mir für die Erhaltung des Schiffes und der Waaren stehen wollt?“ Ist es nun Seekrieg oder die Zeit der Stürme, so ist die Assecuranz höher als gewöhnlich. Gesetzt, die Gesellschaft verlange 1 Procent, so muß der Eigner für das Schiff 100, für die Ladung 120 Rthlr. geben. Das Geld ist ihm freilich verloren, wenn, was gewöhnlich geschieht, das Schiff glücklich ankömmt. Geht es aber verloren, so erhält er von der Gesellschaft jene 22,000 Rthlr. ausgezahlt. Dergl. Assecuranzen giebt es in allen Seestädten. Aber man hat auch solche für Brand, Hagelschlag u. s. w. — Um Hamburg herum, am meisten an der Elbe und Alster, haben die wohlhabenden Einwohner viele schöne Gartenhäuser. Obgleich der französische Marschall Davoust 1813 alle Gärten und Gartenhäuser zerstören ließ, so stehen sie doch schöner wieder da, und man sieht es den Bäumen nicht an, daß sie erst 20 Jahre stehen. Besonders anmuthig ist die Fahrt auf der Alster nach Harvestehude und auf der Elbe nach Blankenese. — Zu Hamburg, das 15 Meilen vom Meere entfernt ist, gehört noch am Ausflusse der Elbe der Hafenort Cuxhaven mit einer Seebadeans-

stalt, ein kleiner Ort, der nur von Fischern und Lootsen bewohnt wird, und als der äußerste Hafen von Hamburg betrachtet werden kann.

2. Frankfurt am Main, wie Hamburg, auch eine uralte Stadt. Die Umgebungen derselben sind äußerst freundlich, ein unaufhörlicher Wechsel von Gärten und Lusthäusern. Ueber den Main führt eine lange Brücke nach dem auf der linken Mainseite liegenden Städtchen Sachsenhausen, das als eine Vorstadt von Frankfurt zu betrachten ist. Frankfurt ist alterthümlich, meist eng, unregelmäßig gebaut; aber es hat seit Abtragung der Festungswerke, die in schöne Promenaden verwandelt sind, sehr gewonnen; die Häuser sind zum Theil schön, und die Straßen ungemein lebhaft. Sie hat etwa 50,000 Menschen und einen großen Verkehr. Was Leipzig für Norddeutschland ist, das ist Frankfurt für das südliche. Dazu kommt ihm seine Lage an dem schiffbaren Flusse zu statten, was bei Leipzig fehlt. Sie ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Frankreich und Deutschland, und zwischen den nördlichen und südlichen deutschen Provinzen. Am größten ist der Verkehr zur Zeit der beiden großen Messen, obgleich sich seit einigen Jahren ein Theil des Handels nach dem benachbarten Offenbach gezogen hat. Besonders wichtig ist in Frankfurt der Handel mit Rhein- und französischen Weinen. Der schönste Theil der Stadt ist die Zeil, eine lange und breite, aber nicht ganz gerade Straße. Daß Frankfurt sonst die Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser war, ist bekannt. Zur Wahl versammelten sich die Kurfürsten in einer kleinen Capelle der Bartholomäus-Kirche. Die Krönung aber geschah auf dem alten, ehrwürdigen Rathhause, dem Römer. Dies Gebäude ist groß, inwendig ungemein verwickelt gebaut, und auswendig durch mehrere angebaute Häuser zum Theil verdeckt, sonst wegen seines Alters höchst merkwürdig. Der deutsche Bundestag, der bekanntlich in Frankfurt seinen Sitz hat, hält seine Sitzungen im ehemaligen Thurn- und Taxisschen Pallast. Göthe ist 1749 in Frankfurt geboren worden. Er macht (im 1sten Theile seines Lebens) eine Beschreibung von seiner Vaterstadt, die hier auszugsweise stehen mag. „Am liebsten spatzierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk. Der schöne Fluß auf- und niederwärts zog meine Blicke nach sich. Gewöhnlich ward durch Sachsenhausen spatziert, und die Ueberfahrt zurück für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits; da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo sonst die Burg Kaiser Karls des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttags gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelt. Hier hatte sich, von den frühesten Zeiten an, die Menge

der Verkäufer über einander gedrängt. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spatziergang. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Kräm, war immer aufheiternd und ergötzlich. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am meisten an sich zog, waren die vielen, kleinen Städte in der Stadt, die ummauerten Klosterbezirke nämlich, und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen mehr oder weniger burgartigen Räume, die verschiedenen alten Familien zu festen Wohnungen gedient hatten. Bedeutender noch für uns blieb das Rathhaus, der Römer genannt. In seinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gern. Wir verschafften uns Eintritt in das große, höchst einfache Sessionszimmer des Raths. Aber größeren Reiz hatte alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, heitre, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuschlüpfen, und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umhergemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte. Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht uns nach dem Dom zu begeben, und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feind geschätzten, Günther zu besuchen *). Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Conclave (Wahlcapelle) führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Traten die Messen ein, so brachten diese in den sämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervor. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte eine unbezwingliche, thätige Neugierde. Diese großen, im Frühjahr und im Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über etwas Besonderes vorging. Die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten; denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt, als mit Augen gesehen.“ Aus jenen Zeiten nämlich, wo die Wege noch unsicher waren, hatte sich noch die Gewohnheit erhalten, daß die bewaffneten Reiter der Stadt die zur Messe kommenden Handelsleute feierlich einholten, und ihnen auf dem Ge-

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1, S. 417 und 418.

biete der Stadt das Geleite gaben. „Die bürgerliche Reiterei ritt also in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an der Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus; gegen Abend kam sie, von der wartenden Menge kaum noch gesehen, zur Stadt wieder herein. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblicke durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte."

3. Bremen, auf beiden Seiten der Weser, etwa 15 Meilen von der See, ist, wie die beiden vorigen, eine alte, ansehnliche Handelsstadt mit etwa 40,000 Einwohnern. Ihre Entstehung geht in die älteste, deutsche Geschichte hinauf; daher ist die Bauart alterthümlich, die Straßen sind meist eng und krumm, aber viele Häuser zeugen von dem langjährigen Wohlstande. Auf dem rechten Weserufer liegt die Altstadt, die besonders eng und unregelmäßig gebaut ist; besser ist die Neustadt auf dem linken Ufer. Beide sind durch eine hölzerne Brücke verbunden. Seeschiffe können nicht bis nach der Stadt kommen, und müssen daher an der Mündung der Weser umgeladen werden. Besonders ist der Handel mit französischen Weinen stark. Die meist reformirten Einwohner zeichnen sich durch Geistesbildung, Rechtlichkeit und Sittlichkeit aus, so daß es etwas höchst Seltenes ist, einen gewissenlosen Bremer zu finden. Unter den beiden sehenswürdigsten Gebäuden, der Domkirche und dem alten Rathhause, befinden sich berühmte Gewölbe, in die wir hinabsteigen müssen. Unter dem Dom ist der berühmte Bleikeller, in dem die Leichen nicht verwesen. Niemeyer sagt davon:

„Der Bleikeller ist ein großes Gewölbe unter dem Chor des Doms. In alten Zeiten wurde das Blei, mit dem ein Theil des Daches gedeckt war, darin gegossen; daher der Name. Man hat schon seit Jahrhunderten den Gebrauch, vornehme Personen, die zufällig auf der Reise in Bremen starben, bis auf weitere Ordre darin beizusetzen, und machte wahrscheinlich eben so zufällig die Entdeckung, daß sie, statt zu verwesen, eintrockneten, und in eine Art von Mumien verwandelt würden. So sieht man hier eine englische Gräfin Stanhope bereits über 200 Jahre; einen schwedischen General nebst seinem Adjntanten und einer schwedischen Gräfin, sämmtlich aus der Zeit des 30jährigen Kriegs; die Ueberreste eines verunglückten Dachdeckers; daneben ähnliche Mumien von todten Katzen, Vögeln u. s. w. — Aus diesen freudenlosen Grüften, wo selbst die langsamere Zerstörung des einst Belebten das Bild des Todes nur noch gräßlicher macht, gingen wir unmittelbar in die mit Recht weit und breit gepriesenen nnterirdischen Gewölbe, über welche sich das Rathhaus und die Börse erhebt. Welcher Contrast! Dort die Stille des Todes, hier das muntre Leben der Freude und des Genusses. Wenn das Geschäft des Tages voll-

bracht ist, versammeln sich die Bürger der Stadt, gruppiren sich dann in kleineren und größeren, bequem angelegten Logen, in denen auch zuweilen Mahlzeiten gegeben werden, zu vertraulichem Gespräch, und vergessen bei dem mit dem Saft der edelsten Reben gefüllten Becher wenigstens stundenlang ihrer Sorgen und Mühen. Dabei freut sich dann auch der patriotische Bremer des Anblicks der uralten Gefäße, deren Rücken mehr als Ein Jahrhundert trägt, als einer reichen Verlassenschaft seiner Väter. Auch der Arzt, wenn er kein Mittel mehr hat, das verlöschende Leben noch eine, wäre es auch nur kurze, Zeit zu fristen, wendet sich zum innersten Heiligthum, der Rose und den 12 Aposteln, die den Kranken eine Gabe des köstlichsten, zu Lebensöl veredelten Labeweins nicht versagen. Es enthält nämlich der Raths-Weinkeller eine große Menge Stückfässer, und hat seines Gleichen nicht in ganz Deutschland. Der Theil, den man von einem daran befindlichen Gemälde die Rose nennt, verwahrt den ältesten Wein. Hierauf folgen 12 Stückfässer, denen man den Namen der Apostel gegeben hat, und unter denen hier Judas Ischarioth oben an steht. Der wirkliche Werth dieses Weins muß sehr hoch seyn, wenn man die langen Jahre bedenkt, die er liegt. Auch dem Fremden werden, wenn es ihm gelingt, im Geleit eines wohlwollenden Senators diese Schätze zu besuchen, Proben des Kostbarsten gereicht."

4. Lübeck liegt an dem Flüßchen Trave, das nicht weit davon in die Ostsee geht, und ist, wie Hamburg und Bremen, eine von den Thüren, durch welche die fremden Waaren, die über die See gebracht werden, nach Deutschland eingehen. Denn die Trave ist schiffbar. Die Schiffe werfen an der Mündung des Flusses, bei Travemünde, die Anker, werden durch Auspacken eines Theiles der Ladung leichter gemacht, und fahren nun erst bis in die Stadt. Wie jene drei Städte, so ist auch Lübeck alt, unregelmäßig und eng gebaut, und die zum Theil großen und massiven Häuser erinnern an den großen Verkehr und Reichthum, der sonst hier herrschte. Denn sie war ja im Mittelalter der Hauptsitz der Hanse, und in dem großen Saale des alterthümlichen Rathhauses sah man damals oft die Gesandten von Königen, die sich um die Freundschaft der mächtigen Hanse bewarben *). Gegen damals ist freilich der Handel nicht mehr so bedeutend; doch werden immer noch, besonders in Wein und in russischen Producten, ansehnliche Geschäfte gemacht. Die zur See angekommenen Waaren werden theils zur Axe, theils auf der schiffbaren Steckenitz nach der Elbe weiter gebracht. Die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich auf etwa 28,000.

Die Landgrafschaft Hessen-Homburg.

Dies sehr kleine Ländchen liegt am Taunus oder an der Höhe, gerade nördlich über Frankfurt am Main; ein anderes Stück auf

---

*) S. meine Gesch. der Deutschen, Th. 1., S. 353. Auch mein Lehrb. der Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 3., S. 166.

dem linken Rheinufer, neben Rheinbayern, am Hunnsrück. Die Lage ist sehr angenehm; schöne Thäler und Berge, milde Luft. Die Hauptstadt und Residenz des Landgrafen ist

Homburg, mit dem Beinamen: vor der Höhe, um es von einer andern Stadt gleiches Namens in Rheinbaiern zu unterscheiden. Es ist ein kleiner, aber reizender Ort.

Das Fürstenthum Liechtenstein

ist das kleinste Ländchen in Deutschland, auf dessen äußerster Gränze es liegt; nämlich südlich vom Bodensee, zwischen Tyrol und Helvetien, am rechten Ufer des Rheins, ehe dieser in den Bodensee fällt. Der Boden ist ungemein bergig; hohe, himmelanstrebende Felsen schließen enge Thäler ein. Der Fürst von Liechtenstein, dem es gehört, ist in Oestreich angesessen, und hat hier vierzigmal größere Besitzungen als das kleine Fürstenthum, von dem er den Namen führt. Er hat über 160 Landgüter, und ist also wohl einer der reichsten Vasallen in Deutschland. Hauptort ist der Flecken

Liechtenstein, sonst Vaduz genannt, auf einem steilen Felsen.

Das Königreich der Niederlande.

Dieses Königreich gehörte einst zu den spanischen Niederlanden, bis die unkluge Verfolgung der evangelischen Niederländer durch Philipp II. sie bewog, sich von der spanischen Herrschaft loszureißen *). Diese freigewordenen Provinzen, 7 an der Zahl, bildeten nun eine Republik unter der Verwaltung von Fürsten aus dem Hause Oranien, die den Titel Erbstatthalter führten, bis die franz. Revolution auch sie in ihren Strudel riß. Diese Abhängigkeit von Frankreich hörte erst 1813 auf, und nun kehrte die ehemalige Republik der vereinigten Niederlande unter die Herrschaft des Hauses Oranien zurück, wurde aber in ein Königreich umgeschaffen, und 1815 mit Belgien vereinigt. Dieses letztere riß sich von der väterlichen Regierung König Wilhelms 1830 los, und bildet seitdem ein besonderes Königreich.

Das ganze Land ist durchaus eben, und so niedrig, daß ein-

*) S. mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 146.

zelne Striche sogar tiefer als der Meeresspiegel liegen. Im Meere und an den Flüssen ist fruchtbarer, höchst fleißig bebauter Marschboden; in der Mitte findet man Moräste, Sand- und Heideland. Es giebt kein Land, das mit solcher Sorgfalt dem Meere gleichsam abgewonnen ist, als die Niederlande. An vielen Stellen längs dem Meeresufer laufen Sandberge, Dünen, welche durch die Meereswellen gebildet worden sind, und einen natürlichen Damm gegen das anstürmende Meer bilden. Wo sie nicht sind oder nicht hinlänglich befunden werden, haben die thätigen Einwohner kostbare Dämme aufgeworfen, deren Unterhaltung sehr viel Mühe macht. Nun ist aber der Boden hier fast lauter Morast; also war noch mehr zu thun; die Einwohner mußten auch eine Menge Graben und Canäle ziehen, um das Wasser abzuleiten. Nirgends findet man so viele Canäle als wie hier; das ganze Land ist damit durchschnitten, so daß man hier nicht, wie in andern Ländern, zu Wagen zu reisen pflegt, sondern sich lieber der Schiffe bedient. Diese Schiffe, mit denen hier jedermann reiset, und mit denen selbst die Post expedirt wird, heißen Trekschuyt (sprich Treckscheut), d. i. Ziehschiff. Niemeyer giebt in seinen Beobachtungen auf Reisen davon folgende Beschreibung: „Man denke sich ein längliches Fahrzeug, ganz ähnlich unsern kleinen Flußkähnen, ungefähr 30 Fuß lang, 6—7 Fuß breit. Den größten Theil nehmen zwei mit plattem Dach bedeckte Zimmer ein. Der Raum in dem größten ist der Aufnahme von minder wohlhabenden Reisenden, ein Nebenverschlag der Aufbewahrung des Gepäcks bestimmt; der kleinere oder das Roef (sprich Ruff) hat Doppelthüren, und ist geräumig genug, um 8 Personen auf den beiden einander gegenüberstehenden, mit einzelnen Polstern versehenen Bänken aufzunehmen. Von beiden Seiten hat es Glasfenster; der Thüre gegenüber einen Tisch, Spiegel, Wandleuchter und andere kleine Geräthschaften, unter denen auch das wohlbekannte Quispel-Dorjes nicht fehlen darf*). Das Steuerruder liegt am Ende des Roefs, am andern

---

*) Zu den in Holland herrschenden, uns sonderbar vorkommenden Sitten gehört auch die, daß die Holländer keine solche Spucknäpfe haben, als wir, sondern ein Gefäß, das sie Quispel-Dorjes nennen und das oben und unten weit, in der Mitte aber enge ist, und meist aus Porzellan besteht. Diese Quispel-Dorjes stehen auf den Tischen umher, selbst auf dem Eßtische, und Jeder, der auszuspucken nöthig hat, ergreift ein solches Gefäß, hält es an den Mund und spuckt hinein. Uns erscheint diese Gewohnheit ekelhaft, und uns würde der Appetit vergehen, wenn ein solcher Spucknapf zwischen den Schüsseln und Tellern stände. Aber bei den Holländern ist es umgekehrt; sie finden wieder unsere Spuckkasten, die ihren Inhalt Jedermanns Augen darbieten, eine ekelhafte Einrichtung. **Chacun a son goût.**

Ende steht der Mast, über dessen Spitze ein langes Seil oben am Roef befestigt wird, welches bis an das Ufer reicht, und an welches das den Canal entlang laufende Pferd gespannt wird. Auf das Pferd setzt sich dann der Postillon oder Jäger —, meist ein jungerBursche. Daher die gewöhnliche diminutive Benennung: het Jagerge, d. i. das Jägerchen. Um das Verdeck vor Sonnenhitze und Regen zu schützen, pflegt es mit einem mit Muschelschalen gemischten Guß überzogen zu seyn. Das Pferd läuft stündlich gerade eine deutsche Meile. Während des dann eintretenden Wechsels hat man Zeit, ans Ufer und in ein wohlversehenes Gasthaus zu gehn. Bei dem häufigen Abgehen von Paketen, oder dem Abgehen und Ankommen einzelner Reisenden, ist dazu überhaupt noch öfterer Gelegenheit. Fast unbeweglich, mit der ganzen Kälte, Ruhe und Theilnehmungslosigkeit, wie sie dem Seemanne eigen ist, steht am Steuerruder im weiten Rock, einer Stutzperücke, blauen Strümpfen, großen Schuhschnallen, auch, damit die Pfeife nie ausgehe, ein kleines Torfbecken neben sich, der Capitain, und sammelt gegen das Ende der Fahrt das Fahrgeld in seinen kleinen, ledernen Beutel. Selten läßt er sich in lange Gespräche ein. Kein Wunder, daß er immer phlegmatischer werden muß, da ihm auf seiner einförmigen Fahrt nie etwas Ungewöhnliches begegnet, er alle Gegenstände, vor denen er täglich vorübergleitet, kennt, diese fast zur Minute wieder vor seine Augen zurückkehren sieht, in seinem Geschäft aber nicht die mindeste Anstrengung liegt. Doch leidet darunter eine gewisse, einfach gefällige Höflichkeit nicht, und die größte Redlichkeit wird diesen Schiffern allgemein nachgerühmt. Die Bezahlung ist äußerst billig. Diese Fahrten sollen zugleich sehr angenehm seyn, und man kann, da nichts Widriges sie hindern kann, genau berechnen, wenn man an den Ort der Bestimmung ankommen wird. Niemeyer setzt hinzu: „mehr dem Auge, wenn es Neues erblickt, als dem Gefühl glauben wir, daß wir fortgleiten. Reizende Umgebungen des Ufers ziehen im bunten Wechsel vor uns vorüber. Friedliche Dörfer, welche kleinen, wohlhabenden Flecken gleichen, reiche Triften, muntres Menschengewühl in den stattlichen Wirthshäusern wechseln mit wohl unterhaltenen, freilich hier und da allzu peinlich beschnittenen und zugestutzten Baumreihen.“

Diejenigen Stellen, die durch Anlegung von Graben und Kanälen dem Morafte abgewonnen, und in Wiesen oder Gärten verwandelt sind, nennt man hier Polder, und deren giebt es in den sumpfigen Gegenden eine Menge. Freilich ist es auch wohl schon Manchmal geschehen, daß das Meer wieder die Oberhand gewinnt, und ganze weite Gegenden, die mit Mühe angebaut worden waren, verschlingt. Ein solcher Fall trat im

13ten Jahrhundert ein, als die See, wie schon oben bei Hannover gesagt worden ist, mehr als 50 Oerter in Ostfriesland verschlang, und den Dollart bildete. So giebt es an einem der Arme des Rheins, nicht weit von seiner Mündung, einen weiten, großen See, den Biesbosch, an dessen Stelle sonst 72 Dörfer standen, und 100,000 Menschen lebten. Da drang die See 1421 ein, verschlang die ganze Gegend, und bildete den noch stehenden, großen Landsee. Der morastige Boden ist weniger für den Ackerbau, als für den Grasbau tauglich, daher findet man hier ausgezeichnet schöne Weiden, und die Viehzucht ist hier die Hauptbeschäftigung der Einwohner.

Gewässer: Zuerst die Meerbusen: den Dollart, der auf der Gränze zwischen den Niederlanden und Deutschland ist, kennen wir schon. Weit größer ist die Zuyder-See (sprich Seuder-See), ein Busen der Nordsee. Auch hier hat das Meer im 13ten Jahrhundert große Verwüstungen angerichtet. Denn sonst war hier meistentheils Land; aber das Meer brach ein, riß das Land fort, und bedeckte es mit Wasser. Der südwestlichste Winkel der Zuydersee heißt der Pampus. Dieser wieder schließt sich bei Amsterdam an einen kleineren See, het Y (das Ey) genannt *), und das Ey geht endlich in das haarlemer Meer über. Der Biesbosch ist schon genannt. — Auch an Flüssen ist hier kein Mangel. Zuerst der Rhein. Bald nachdem er auf niederländischen Boden getreten ist, theilt er sich in mehrere Arme. Der eine geht rechts nach der Zuydersee ab, und heißt die Yssel (sprich Eissel): die andern erhalten auch verschiedene Namen, und gehen nach der Nordsee zu; nur einer der kleinsten Arme behält den Namen des alten Rheins, und dieser wird so klein, daß er bei niedrigem Wasser sich fast im Sande verliert. Daher die falsche Angabe, die man oft hört, daß der Rhein sich im Sande verlöre. — Ferner die aus Frankreich kommende Maas. Sie kommt während ihres Laufs dem Rheine immer näher und näher, und zuletzt vermischen sich ihre Arme und Mündungen mit denen des Rheins so, daß man nicht mehr weiß, welche zu ihr oder zum Rhein gehören. Daher hört man wohl zuweilen auch sagen, die Maas wäre ein Nebenfluß des Rheins, was aber nicht eigentlich der Fall ist. — Ein Küstenfluß ist die Schelde. Sie gehört nur mit ihren Mündungen hierher, und ist ein für den Handel sehr wichtiger Fluß. Denn sie ist schiffbar, und trägt an ihrem untern Theile selbst Seeschiffe. Unter den Kanälen ist der merkwürdigste der große nordholländische Kanal, der von Amsterdam bis nach der Nordspitze von Nordholland, dem Dorfe ter Helder, führt,

*) Y wird ei ausgesprochen.

und von den größten Seeschiffen befahren wird, so daß diese nicht erst die weitere und wegen der Sandbänke gefährliche Fahrt über die Zuydersee zu machen nöthig haben.

Klima: Die Nähe der See und die vielen Moräste und Kanäle machen die Luft ungemein feucht; die Nebel sind häufig, besonders im Frühjahre und Herbste; und zuweilen so dick, daß man den Boden, auf dem man geht, kaum sieht, und es oft geschieht, daß die Menschen ins Wasser laufen, weil sie es nicht sehen. Daher auch die allgemeine Gewohnheit des Tabackrauchens, selbst bei den Frauen, wenigstens der niederen Stände. Auch läuft von der Feuchtigkeit alles Metall an, und die Niederländer müssen daher beständig putzen und scheuern, was sie auch mit größter Pünktlichkeit thun. So wie durch die Seeluft die Wärme des Sommers gemildert wird, so ist es auch im Winter mit der Kälte. Es friert zwar das Wasser der Kanäle zu; aber die Kälte ist sehr erträglich, und geringer, als in andern Ländern derselben Breite. Recht sonderbar ist der Anblick, wenn auch Frauen auf dem Eisspiegel auf Schlittschuhen einherschweben. Denn so wie im Sommer die Kanäle dienen, um auf Schiffen von einem Orte zum andern zu kommen, so ist es im Winter mit den Schlittschuhen. Da schnallen sich Männer und Weiber die Eisen an, und fliegen mit einer Schnelligkeit über das Eis hin, die man bei uns selten sieht. Die Bauerweiber kommen auf diese Art mit ihren Waaren, die sie auf den Köpfen tragen, zu Markte, und selbst Damen machen auf Schlittschuhen Besuche bei ihren Bekanntinnen in mehrere Stunden weit entfernten Städten.

Producte: Die Niederlande haben zwei Hauptproducte: Vieh, besonders Rindvieh mit herrlicher Butter und fettem Käse, und Fische. Auch findet man vielen Torf, besonders den sogenannten Baggerttorf. Er hat den Namen von einer Art von Schiff, welches Back heißt, und mit welchem er gewonnen wird. Er besteht nähmlich nicht, wie der gewöhnliche Torf, aus einer festen Masse, sondern ist so weich wie Schlamm, und wird vermittelst Netzen aus den Sümpfen oder Brüchen, in denen er sich befindet, heraufgeholt. Das dazu nöthige Netz nämlich hat unten an der vorstehenden Kante ein breites Eisen. Das Back, welches die Gestalt einer kleinen Fähre oder Waschbank hat, steht auf dem festen Boden; von hier wirft man das Netz hinein. Das Eisen schaufelt den Torf auf, und bringt ihn in das Netz. Dies zieht man wieder herauf, schüttet den Torf auf den Boden des Fahrzeugs, und knetet ihn hier durch einander. Ist er hier etwas trocken geworden, so sticht man ihn in Formen von Backsteinen, eine Spanne dick, aus, läßt ihn vollends trocknen, und bewahrt ihn nun zum Brennen auf. In

einem Lande, welches holzarm ist, hat dieses Feurungsmaterial großen Nutzen. Ferner werden sehr viele Fische verschiedener Art, besonders Heringe, Sardellen, Stockfische, auch Seekrebse und Austern, gefangen. Daß die Niederländer sehr fleißige Leute sind, und eine Menge Waaren bereiten, die weit und breit verführt werden, ist bekannt. Wer sollte nicht ihre schöne Leinewand, ihr Papier, ihre Tuche, ihr Steingut, ihre Gypspfeifen, und ihren Taback kennen? Ferner nehmen sie für die Blumenzwiebeln manche schöne Summe ein.

Einwohner: Die Niederländer sind germanischen Ursprungs, und ihre Sprache die holländische, der deutschen, besonders der plattdeutschen, die im Hannöverschen gesprochen wird, so nahe verwandt, daß wir sie, und sie uns ziemlich gut verstehn. Die reformirte Kirche ist die vorherrschende; doch ist allgemeine Religionsfreiheit. Ganz eigenthümlich sind der Charakter und die Sitten. Der Holländer ist ernst, bedächtig, schweigsam, voll Vorliebe für das Alte und Hergebrachte, aber voll Menschenfreundlichkeit; dabei ungemein thätig, sparsam und reinlich. Jeden Sonnabend werden die Häuser in- und auswendig gewaschen. Man begnügt sich nicht, Fenster, Thüren, Zimmer und Fluren zu waschen, sondern auch von außen werden die Häuser abgescheuert. Sonst würden sie bei dem beständigen Kohlen- und Torfdampf bald schwarz werden. Man hat dazu große Handspritzen und Borstbesen, die mit langen Stielen versehen sind. Dieses allgemeine Spritzen, Bürsten und Waschen gewährt einen höchst sonderbaren Anblick. Niemeyer, der das Land selbst bereiste, bemerkte Folgendes: „Daß man auf Geld und Gut einen sehr hohen Werth legt, daß besonders alle die Künste, welche dazu dienen, die Güter des Lebens herbeizuschaffen, geschätzt werden, liegt in der Natur eines Handelstaats. Ebenso begreiflich ists, daß durch die leichte Befriedigung aller Bedürfnisse, der Bequemlichkeit und allen mit wohlbehaglicher Ruhe verbundenen Genüssen reiche Nahrung gegeben wird, wie denn der Hang dazu schon in dem Temperament des Holländers liegt. Doch dünkte mich, daß die hohe Geldschätzung, die ihm oft vorgeworfen wird, mehr in einer gewissen Selbstgenügsamkeit und in dem Gefühl, Niemanden nöthig zu haben, als in der Verachtung und Geringschätzung Anderer, und einer für den minder Begüterten drückenden Ueberhebung besteht. Daß aber die Liebe zum Gewinn bei dem größeren Theil der Nation der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit weit weniger gefährlich geworden ist, als bei andern, handeltreibenden Völkern, das bezeugen wenigstens viele unpartheiische Beobachter. Die Ausartung des Erwerbfleißes in Geiz und Engherzigkeit ist gewiß oft nur scheinbar. Die ganz ausnehmende Wohlthätigkeit widerlegt wenig-

stens diesen Vorwurf, sobald er die Mehrzahl treffen soll *). Eine natürliche Gutmüthigkeit zeigt sich überhaupt bei allen Gelegenheiten, zwar nicht in vielen schönen Worten, oder in einer gesuchten Empfindsamkeit, aber desto mehr durch That und Wahrheit. Wo Noth ist, will man nicht bloß helfen; man hilft; man bedauert den Unglücklichen oder Verunglückten nicht allein; man sucht ihn zu retten. Alte treue Diener werden mit vorzüglicher Sorgfalt gehegt und gepflegt, wenn sie nicht mehr arbeiten können, und die sogenannten Hofjens, d. i. einfache, anständige, mit einem kleinen Garten umgebene Häuser, in welchem sie den Rest ihrer Tage zubringen können, möchten schwerlich in einem andern Lande so zahlreich gefunden werden."

„In dem Privatleben und dem geselligen Umgange erschien auch mir der Holländer kälter, langsamer, selbst in seiner industriösen Thätigkeit, minder rasch als der Deutsche, Engländer und vorzüglich der Franzose. Die Lebendigkeit des Letzteren steht im stärksten Contraste mit jener ruhigen Bedächtigkeit und gewöhnlichen Schweigsamkeit. Man kann sich an öffentlichen Orten und in Gasthäusern in einer großen Gesellschaft befinden, ohne irgend ein lebhaftes Gespräch zu hören. Man raucht, trinkt Thee, bekümmert sich wenig, ob Jemand kommt oder, geht; doch zeigt in der Regel Jeder sich gefällig und dienstfertig, wenn er angeredet, oder wenn von ihm Rath und That verlangt wird. Ist daher gleich der Umgangs- und Gesellschaftston mehr still als lebendig und unterhaltend, so macht man doch sehr angenehme Erfahrungen von dem sanften, wohlwollenden und harmlosen Charakter, welcher auch nach dem Zeugnisse derer, welche weit länger in Holland gelebt haben, gewiß national genannt werden darf. In den untern Ständen spricht er sich durch eine Treuherzigkeit in Wort und Benehmen aus. Auch findet man sich schon darum in dem Bauernhause, das freilich nicht, wie noch so viele bei uns, eine elende Lehmhütte, sondern überall von Backsteinen erbaut ist, so wohl, weil überall Reinlichkeit herrscht, und das Auge weit weniger durch ekelhaften Schmutz in Kleidung und Hausgeräth beleidigt wird. Man erblickt in beiden Geschlechtern eine Menge großer, starker,

---

*) Als der Stifter des hallischen Waisenhauses und Pädagogiums, August Herrmann Franke, in Holland reisete, und da Beiträge sammelte, kam er zu einem reichen Kaufmanne, der seinen Diener, als dieser bei der langen Unterredung im Dunkeln Licht brachte, damit wegschickte, weil man es sparen könnte. Wie wunderte sich Franke, als derselbe Mann ihm nachher einen reichlichen Beitrag gab! Und als er seine Bewunderung darüber äußerte, erhielt er die Antwort: „Myn Heer Franke! Sparde ik niet het kleene en overvloedige, gewis ik kun den Weesen geen so anseenlyke Presenten maken" (d. i. Sparte ich nicht das Kleine in überflüssigen Dingen, gewiß ich könnte den Waisen keine so ansehnlichen Präsente machen).

breitschultriger Gestalten, meist rund und fett, die Frauen mehr junonisch als fein gebaut, gesund und frisch, die Gesichter wie Milch und Blut, die Kinder oft wunderschön, doch eine gewisse nationale Aehnlichkeit auf vielen Gesichtern. Das gilt auch von dem Anzuge. In den höhern Ständen huldigt freilich alles der Mode, auch des Auslandes, und schon in den mittleren, wohlhabenden verschwindet allmählig die alte Tracht, namentlich der Schlafrock, in dem vormals auch der reiche Holländer, die Pfeife im Munde, über die Straße ging. Aber in den übrigen Klassen erhält sich noch die nationale Kleidung, die besonders bei sehr corpulenten, weiblichen Gestalten eben nicht geeignet ist, die Natur zu verschönern.“ Nächst der Pfeife ist dem Holländer nichts lieber als der Thee: die Theemaschine kommt fast den ganzen Tag nicht vom Tische. Oefen hat man nicht, aber Kamine, um welche sich, am meisten des Abends, die ganze Familie traulich versammelt. Und wie reinlich wird das Kamin gehalten! wie blank geputzt sind alle Feuergeräthschaften und die herumstehenden Quispel-Dorjes! Man könnte dem Holländer keine ärgere Beleidigung zufügen, als wenn man mit beschmutzten Stiefeln in sein Zimmer käme, oder auf den Fußboden spuckte. „Die Dörfer sind durchweg nett. Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut. Scheunen und Vorrathshäuser sieht man nicht, weil der holländische Landmann sein Heu, sein Stroh und seine Früchte im Freien unter einem beweglichen Dache aufbewahrt, das aus Stroh besteht und auf vier hölzernen Säulen ruht. Alle Gebäude, Gärten und Straßen werden überaus reinlich gehalten. Uberall sieht man schönes Rindvieh und kräftige Pferde. Ihre Erzeugnisse führen die Holländer auf zweirädrigen Wagen nach der Stadt. Diese Wagen sind mit grüner Oelfarbe angestrichen, was einen Ausdruck von Wohlthätigkeit giebt. Sehr schön sind die mit kleinen, gebrannten Steinen gepflasterten Landstraßen, welche aber nur mit leichtem Fuhrwerk befahren werden.

An der Spitze der Regierung steht der **König**, dessen ältester Sohn den Titel: Prinz von Oranien führt. Er ist beschränkt durch die **Generalstaaten**, die den Titel: Edel- und hochmögende Herren haben. Sie bestehn aus **2** Kammern; die Mitglieder der ersten ernennt der König auf Lebenszeit: die der zweiten werden von den Provinzen auf **3** Jahre gewählt.

Im Mittelalter gehörten die Holländer zu den Völkern, die den ausgebreitetsten Handel trieben. Jetzt ist zwar der **Handel** nicht mehr das, was er war, aber er ist immer noch sehr bedeutend, und hat seit der Trennung von Belgien sehr zugenommen. Auch Wissenschaften und Künste werden eifrig be-

trieben, und die Holländer haben sich von jeher durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet.

Das Königreich ist in 10 Provinzen eingetheilt: dazu kommt noch das Großherzogthum Luxemburg, welches zu Deutschland gehört. Sie heißen; Holland, Utrecht, Geldern, Overyssel, Drenthe, Gröningen, Friesland, Zeeland (Seeland), Nordbrabant, und Limburg.

Wir nehmen die Städte so viel wie möglich, nach ihrer Lage, fangen aber mit der Hauptstadt an:

Amsterdam, die den Namen von dem Flüßchen Amstel führt, das sie durchfließt, und hier in Het Y (das Ei) geht. Ueber die Amstel führt eine lange, schöne Brücke, die auf 35 Bogen ruht, deren einige so groß und breit sind, daß ansehnliche Schiffe darunter hin fahren können. Eine schöne, große Stadt, die mehr als 200,000 Einwohner hat. Jetzt mag die Bevölkerung wieder im Wachsen seyn. Wir werden die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten am besten kennen lernen, wenn wir uns von Niemeyer darin herumführen, und ihn selbst sprechen lassen: „Je näher man Amsterdam kommt, desto unverwandter hängt das Auge an dem prachtvollen Anblick der Stadt. Auf der Fahrt von Utrecht (sprich Uetracht) nach Amsterdam erblickt man zwar den Mastenwald noch nicht, welcher der Stadt an der entgegengesetzten Seite, von Y her, das wundervolle Ansehen giebt, als schwämme sie auf dem Meere. Aber die hohen Pallästе, die große, steinerne Brücke am Thore, das Leben auf dem Canal und an seinen Ufern, die, wenn die Boote landen, herzudringende Menschenmenge, um erwartete oder unerwartete Ankommende zu begrüßen, das frohe Gefühl, ein Hauptziel der Reise erreicht zu haben — das Alles kann seine Wirkung auf Phantasie und Empfindung nicht verfehlen. In wenigen Minuten waren unsere Sachen ausgepackt. Unter den vielen Kragern — so nennt man die Leute, welche, an die schwersten Lasten gewöhnt, das Gepäck auf großen Schubkarren nach dem Quartiere bringen — wählte uns der Schiffer einen sichern Mann aus, dem wir nun durch ziemlich lange Straßen bis nach dem Logis folgten. Die Stadt war ziemlich still; man merkte, daß es Sonntag war. Große Haufen begegneten uns indessen mit Gesangbüchern in verschiedenen Richtungen.“

„Wer kann auf diesem Boden stehen, ohne es sich deutlicher zu denken, welche ungeheure Thätigkeit, welcher Aufwand von Menschenkraft, welche unermüdet auf Einen Zweck hinarbeitende Industrie nothwendig war, um dies alles zu schaffen! Seen und Moräste mußten ausgetrocknet, ganze Wälder in den sumpfigen Boden gesenkt werden, um den steinernen Gebäuden sichern Grund zu verschaffen. So erforderte selbst das Stadthaus einen Rost von mehr als 13,600 Eichenstämmen. Aus dem verhältnißmäßig späten Ursprung der Stadt erklärt es sich, daß man im Innern der Stadt weit wenigeren Denkmälern und Ueberresten aus der grauen Vorzeit begegnet, als in London, Paris, Mainz, Trier und Cöln, der alten Roma nicht zu gedenken. Die ältesten Theile unterscheiden

sich wohl durch schlechtere Häuser und engere Straßen. Aber im Ganzen ist es heller, freundlicher, durch die ausnehmende Reinlichkeit gefälliger, als so viele weit größere Metropolen (Hauptstädte). Alle Reisebeschreiber ergießen sich auch mit Recht im Lobe der prächtigen Straßen, die an den mit Linden umpflanzten Gragten oder großen Canälen hinlaufen, vorzüglich der Kaisergragt, Prinzengragt und Herrengrägt, die in drei gleichlaufenden Bogen sich um die Stadt ziehen. Viele, besonders in diesen Gegenden der Stadt sehr prächtige, übrigens in Bau und Einrichtung doch sehr ähnliche Häuser, mit ihren hohen Fenstern und glänzenden Spiegelscheiben; der Marmor, der ihnen entlang statt des Pflasters den Weg ebnet, und selbst in ganz gewöhnlichen Häusern häufig den Flur, die Wände, die Portale, die Treppengeländer bekleidet, — dies alles kündigt einen Reichthum an, mit dem sich, was man in andern großen und vormals reichen Seestädten, wie Hamburg, Bremen, Lübeck, selbst Kopenhagen sieht, nicht vergleichen läßt. Nur jene Gleichförmigkeit der Bauart, der Verzierungen, der Farbe vermindert auf die Länge den Eindruck. Die außerordentliche Verschwendung des Marmors ist übrigens doppelt überraschend in einem Lande, wo fast kein Stein anzutreffen ist. Aber der Reichthum der Nation hat ihn aus den entferntesten Gegenden herbeizuschaffen gewußt."

„Wer kennt nicht die holländische Reinlichkeit? Fast berüchtigt ist das unaufhörliche Waschen, Scheuern und die peinliche Aengstlichkeit vor jeder Verunreinigung, die nach unserm Gefühl in den zum Tischgeräth gehörenden Spucknäpfen (Quispel; Dorjes) ins Ekelhafte ausartet. Häufig sieht man die hohen Fenster mit eigenen Instrumenten und Spritzen von außen abspülen, und das Anstreichen, besonders alles Holzwerkes mit Oelfarbe, wiederholt sich unablässig. Gleichwohl ist dies in einem so feuchten Klima nothwendig, da Nässe und Salpeter zerstörend und auflösend einwirken. Auch erklärt sich daraus die bekannte, durch alle Stände durchherrschende, Neigung zum Tabackrauchen. In den untern Klassen ist dies den Weibern so gut als den Männern Bedürfniß. Auch dürfen selbst bei milder Witterung die hölzernen, mit Torf erwärmten, Feuerstübchen (Stoove) nicht fehlen, und man hat nichts Eiligeres zu thun, als sie in Gesellschaften jeder Dame unter die Füße zu setzen."

„Die Klage der Fremden über die widrigen Ausdünstungen der Canäle, selbst in den schönsten Straßen, ist nicht übertrieben, so viele zum Theil sehr kostbare Anstalten auch getroffen sind, sie möglichst zu verhüten, das Wasser immer fließend zu erhalten, und den Unrath wegzuschaffen. Besonders sind hierzu die unaufhörlich die Gassen durchfahrenden Vulniskarrn (Fäulnißkarren) bestimmt. Selbst in den nicht sehr heißen Septembertagen bemerkten wir hier und da einen so ekelhaften Geruch, wie er in Paris an den seichten Stellen der Seine zu Hause ist. Nur die lange Gewohnheit kann dagegen unempfindlich machen."

„Fast alle Reisende befremdet es, daß bei einer so starken Bevölkerung nicht ein noch regeres Leben die Straßen füllt. Wir machten in einigen Revieren diese Bemerkung; weniger in andern. Es war aber auch eben Kermes oder Messe, und da, wo sich der

Hauptverkehr fand, war auch das Gedränge so stark, daß man sich nur mit Mühe durchzuarbeiten vermochte. Was man in Leipzig vor dem Petersthore im Kleinen sieht, erschien hier in den größten Massen und den mannigfaltigsten Formen. Die Buden der Kunstreiter, die Riesen und Zwerge, alle Arten von zahmen und wilden Thieren aus allen Klimaten der Erde, die Marionetten, die dampfenden Garküchen nehmen kein Ende. Und wie war das Alles am Abende erleuchtet! Besonders die hölzernen Cabinette, in denen der leckere Schmecker jedes Gelüste befriedigen konnte, — wie aufgeputzt, wie reich tapezirt, wie alles durch Spiegel für das Auge verdoppelt! Geblendet, zerdrückt, betäubt kam man freilich davon zurück. Aber es war doch ein sehenswerthes Schauspiel, und wir trafen in so fern eine glückliche Zeit für unser Hierseyn. Wenn außer dieser Zeit die Straßen ungleich weniger lebhaft als in andern großen Handelsstädten sind, so darf man nicht vergessen, daß theils die Zahl der Müßiggänger an einem Orte geringer ist, wo alles auf Erwerb im Großen und Kleinen berechnet wird, theils eine sehr große Menge der Einwohner aller Klassen mehr in den Häusern, den Werkstätten, auf den Canälen und Schiffswerften thätig sind; auch schon darum weniger Wagen über das Pflaster rollen, weil der Transport der meisten Waaren zu Wasser geschieht, und so den Speichern, Magazinen und Gewölben geräuschlos zugeführt wird."

„Die Kaufläden sind zahllos und reich ausgestattet, aber sie liegen größtentheils in engen Straßen. Auch machen sie bei weitem nicht den Eindruck, wie die englischen. Doch werden diese von den prächtigen Fruchtgewölben, übertroffen, wo die stolze Ananas, die Melonengeschlechter, Orangen, als wären sie aus dem Garten der Hesperiden, Weintrauben die an Josua und Kalebs Trauben erinnern, mit großer Kunst geordnet, dem Auge ein lebendiges Gemälde darstellen, hinter dem die allergrößten Frucht- und Blumenmaler doch weit zurückbleiben müssen."

„Bei weitem die herrlichste Ansicht der Stadt gewährt der Hafen, welcher durch das Y gebildet wird. Wie stolz lehnt sich an den Halbkreis die königliche Stadt mit ihren Werften, Docken *),

---

*) Der Name: Docken wird künftig noch öfters vorkommen; daher werde er hier ein für allemal erklärt. Neben dem Hafen der Seestädte befindet sich oft eine Abtheilung, deren Boden und Wände ausgemauert sind, und in die nach Belieben Wasser ein- und ausgelassen werden kann. Zu diesem Ende sind Schleusen angebracht. Ist nun ein Schiff so beschädigt, daß es ausgebessert werden muß, so wird es durch die Schleusen in die Docke hineingezogen, dort auf Klötze hohl gelegt, und nun das Wasser wieder abgelassen, damit die Arbeiter im Trocknen arbeiten können. Ist es fertig, so wird es auf dieselbe Weise wieder hinausgebracht. Diese Bassins sind oft so groß, daß viele Seeschiffe neben einander liegen können. Es giebt auch Docken, die nicht nach Willkühr trocken gelegt werden können, sondern es nur während der Ebbe sind, und durch die Fluth mit Wasser versehen werden. Die schönsten, größten und kostbarsten Docken befinden sich in solchen Seestädten, die Kriegshäfen sind, wo also große Kriegschiffe erbaut und ausgebessert werden. — Schiffswerfte sind dagegen die großen Plätze neben einem See-

Lagerhäusern und Fabrikgebäuden. Welcher Anblick muß es gewesen seyn, als noch der Handel in seiner vollen Blüthe stand, wo Hollands Flotten der Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten konnten. Wer auf den Werften der Admiralität, in der Nähe des prächtigen Arsenals, steht, wie breitet sich da vor ihm die unabsehliche Wasserfläche aus; wie erheben sich zur Linken die hohen Masten der Kauffahrer! Wie ergötzt es, zumal bei hellem Sonnenlicht, das Auge, wenn die Winde mit den Wimpeln und Flaggen an den Spitzen jener hohen Stämme spielen, die zum Theil in den entferntesten Ländern der Erde entwachsen, hier wie in einem andern Elemente gewurzelt, stündlich bereit stehen, vielleicht in den entgegengesetztesten Zonen noch ein Mal ihr Vaterland zu begrüßen!"

Nach dieser allgemeinen Ansicht der Stadt wollen wir ihm zu den vornehmsten Gebäuden folgen.

1. Das Stadthaus (het Stadthuys). „In dem denkwürdigen Friedensjahre 1648 begann der Bau dieses Prachtwerks. Großartig ist alles, das Aeußere wie das Innere. Ueberall sieht man sich von glänzenden Marmorwänden, Säulen und Deckenstücken umgeben. Treppen und Treppengeländer, die Fußböden selbst, erinnern fortdauernd an jene Zeit, wo die Reichthümer und Schätze aus allen Welttheilen der Stadt zuströmten, und unerschöpfliche Summen dem Magistrat, der den Bau unternahm, zu Gebote standen. Wochen würden erforderlich seyn, alles Einzelne genau zu sehen. Unter Allem, was das Haus enthält, ward von jeher nichts so herrlich gefunden, als der große, 120 Fuß lange, 100 Fuß hohe Bürgersaal. Das Stadthaus vereinigte in seiner früheren Bestimmung sehr mannigfaltige Zwecke. Es war nicht bloß der Sitz der Rathsversammlungen der mächtigen Republik, der Gerichte, sondern es enthielt auch eine Kunstkammer und Gemäldegallerie, ganz oben ein Zeughaus, und das Erdgeschoß die Schätze der Girobank, in einer andern Abtheilung Criminalgefängnisse." Jetzt ist es die königliche Residenz. „In den Hauptsälen und Gemächern haben die Erbauer sowohl, als viele Künstler alles aufgeboten, um durch Bilder und symbolische Sculpturwerke die Bestimmung eines jeden Locals anzudeuten, und in die Verzierungen durch Statuen, Gemälde und Basreliefs zugleich einen tieferen

---

hafen, auf denen Seeschiffe gebaut werden. Dies geschieht natürlich auf dem Trocknen. Damit aber nachher das fertige Seeschiff ins Wasser gebracht werden könne, so muß der Boden schräg ablaufend seyn, und das Schiff auf großen hölzernen Walzen (Stapel) gebaut werden. Wenn es nun ganz fertig ist, so läßt man es vom Stapel laufen. Die Taue, die es halten, werden zerhauen, und nun setzt es sich durch seine eigene Schwere in Bewegung, indem es auf den Stapeln nach dem Wasser hinschießt. Dieses Vomstapellaufen wird immer mit vieler Feierlichkeit vollbracht; das Schiff ist dann voll Menschen; man hört eine rauschende Musik; der Schiffseigner giebt einen großen Schmauß, und das Schiff erhält seinen Namen. Es ist ein schöner Anblick, wenn ein solches großes Gebäude daher fährt, in das Meer schießt, und das Wasser hoch aufbraust. In Kriegshäfen, wo Linienschiffe gebaut werden, sind die Schiffswerfte am ansehnlichsten.

Sinn zu legen. Zum Beispiel in die untere Gallerie, wo den schweren Verbrechern die Todesurtheile bekannt gemacht werden, führen zwei Thüren von Bronze. Da drohen in der einen Thüre zwei Schwerter mit der lateinischen Unterschrift: „lernt die Gerechtigkeit achten!" an der andern ein herabfahrender Blitzstrahl mit den Worten: „und die Götter scheuen!" Ueber dem Sitze des Oberrichters stellen zwei Basreliefs von weißem Marmor das Gericht Salomo's und das Urtheil des Brutus *) über seine Söhne dar. Glücklich ist die Idee, in der Bürgermeisterkammer, an den Fabius Maximus **), und an die unbestechlichen Römer Fabricius ***) und Curius Dentatus †), in dem Zimmer der Rathsitzungen aber an den um Weisheit betenden Salomo, und an Moses, wie er die Aeltesten des Volks mit sich zu Rathgebern und Richter verbindet, durch zwei große Gemälde zu erinnern."

2. Wohlthätigkeitsanstalten. „Der Waisen-, Wittwen-, Armen- und Krankenhäuser giebt es hier eine große Zahl. Sie sind zum Theil sehr reich dotirt. Die ausnehmende Milde der Nation gegen alle Klassen der Hülfsbedürftigen steht mit dem im Einzelnen gewiß nicht ungegründeten Vorwurf einer bis ins Kleinliche gehenden Sparsamkeit in einem merkwürdigen Contraste. Man tadelt sogar den Ueberfluß, der hier und da in den milden Stiftungen nicht bloß nähren, sondern verwöhnen soll. Die Kosten der Wohlthätigkeitsanstalten der reformirten Gemeinde in Amsterdam sollen allein mehr als eine Million Gulden betragen, und eben so hoch sind die Ausgaben der zu den übrigen kirchlichen Gemeinden gehörenden anzuschlagen. Im Bürgerwaisenhause werden über 1000 Vaterlose beiderlei Geschlechts erzogen. Große Reinlichkeit herrscht überall. Die Stuben und Säle sind geräumig und hell, die Beköstigung frugal und gesund; nur die Kleidung befremdend. Auf der einen Seite des Körpers ist der Anzug roth, auf der andern schwarz, so wie man es hier und da in Deutschland mit den Züchtlingen hält. Auch ist der Zweck wohl derselbe. Jedermann soll wissen, daß es Waisenkinder sind, wenn er ihnen begegnet. Denn streng ist untersagt, ihnen irgend etwas zu gewähren oder zu reichen, was wider die Ordnung des Hauses ist. Diesem Waisenhause stehen sowohl an Größe als an Zahl der Kinder noch mehrere andere nicht nach." — Im Findelhause werden 1000 Kinder erzogen, und 3000 durch die Anstalt auf dem Lande untergebracht.

3. Das Raspelhaus. „Für männliche Verbrecher, die entweder schon eine körperliche Strafe erhalten haben, oder denen sie

---

*) S. meine Weltgesch. für Töchtersch. 4te Ausg., Th. 1., S. 100.
**) S. meine Weltgesch. für Töchtersch., 4te Ausg. Th. 1., S. 224.
***) Ebend. Th. 1. S. 213.
†) Auch ein alter Römer. Als er das höchste obrigkeitliche Amt in Rom bekleidete, kamen einst die Abgesandten eines benachbarten Volks zu ihm, und wollten ihm Geschenke machen, damit er die Römer beredete, mit ihnen Frieden zu machen. Sie fanden ihn, da er arm war, am Heerde sitzen, und sich ein Gericht Rüben kochen. Dennoch wies er ihr Geschenk zurück. „Ich will lieber" sagte er, „über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn."

noch bevorsteht, ist das Raspelhaus bestimmt. Man tritt zuerst in ein Zimmer, in welchem alle Arten von Ketten, Schellen und Zwangsinstrumenten, mit welchen man die Verbrecher bändigt, an den Wänden hängen. In dem Viereck des innern Hofes liegen die Kerker, in welchen die größeren Missethäter mit einer centnerschweren Raspel Brasilienholz, das härteste von allen, zu Färbestoff klein machen. Man sieht sie durch die offenen Fenstergitter — größtentheils schreckliche Gestalten —, mitunter auch wohl einen, in dem die Züge einer besseren Natur noch nicht ganz verlöscht sind. Sie drängen sich, sobald sie einen Fremden gewahr werden, gierig hervor, bieten kleine Kupfermarken an, und bitten halb grinsend, halb drohend um eine Gabe. Vor einigen Gittern saßen im Hofe Männer und Frauen und Schwestern, und sprachen mit den unglücklichen Brüdern. Andere Elende, an denen vielleicht kein menschliches Wesen mehr Theil nahm, knirschten mit den Zähnen u. raspelten fort. Beharrlich Widerspenstige sperrt man in ein feuchtes, enges Gefängniß, wo sie unaufhörlich zu pumpen genöthigt sind, wenn sie nicht im Wasser versinken wollen. Gott! was hat der Mensch doch alles erfinden müssen, um sich vor dem Menschen sicher zu stellen!"

4. Die Börse. „Sie bildet ein längliches Viereck. Die beiden längeren Seiten haben offene, bedeckte Säulengänge, um gegen übles Wetter zu schützen. An jeder Säule, jedem Pfosten ist das Geschäft angeschrieben, über welches auf diesem Platze verhandelt wird. Die, welche gleiches Interesse haben, sind sicher, sich hier zu treffen. Oberhalb wohnen Schreiber und Mäkler, und was unten verabredet ist, wird da, wenn es nöthig ist, zu Papier gebracht. In dem innern, 250 Fuß langen Hofe drängt sich die Menschenmasse unaufhörlich, durch die man sich besonders gegen 2 Uhr nur mit Mühe windet, wenn Tausende ab- und zuströmen. Bei weitem ein schöneres Local hat die Börse in Rotterdam."

5. Das Schauspielhaus ist äußerst geschmackvoll, aber uns Deutschen können die Vorstellungen nicht gefallen, weil selbst im Lustspiel auch das Allergewöhnlichste und Unbedeutendste mit einem Pathos und Affect ausgesprochen wird, der selbst in den ernsthaftesten Rollen nach unserem Gefühle ins Komische fällt. Je ärger die Schauspieler schreien, lärmen und die Hände bewegen, desto anhaltender und lärmender ist der Beifall. „Höchst ermüdend sind die langen Pausen zwischen den Acten, und um so unerträglicher, je ungeheurer der Lärm ist, den die Gallerie treibt, die sich dabei die größten Ungezogenheiten erlaubt."

6. Die Marineschule. „Dem Handel und der Schifffahrt verdankt Holland das Daseyn, wie seine Größe und seinen Reichthum. Kein Wunder, daß es, gleich dem stets mit ihm wetteifernden England, auch recht eigentlich die Pflanzschule großer Seefahrer und großer Seehelden geworden ist. Die Marineschule liegt im Angesichte des Hafens, und zeichnet sich gerade als Gebäude nicht aus; desto mehr durch die ganze innere, höchst zweckmäßige Einrichtung. Wir fanden einen großen Theil der Zöglinge eben

auf dem Hofe, wo eine völlig ausgerüstete Fregatte steht, an welcher sie in allen Exercitien ihres künftigen Geschäfts praktisch unterrichtet werden. Es war ein angenehmes Schauspiel, als die kleinen, muntern, ganz einfach, aber sehr reinlich gekleideten Matrosen mit unglaublicher Behendigkeit an den Seilen und Tauen hinaufklimmten, über die Segelstangen herabhingen, die Segel aufzogen und herabließen, den Mastkorb erstiegen und auf das Commandowort in einem Moment wieder auf dem Verdeck waren. Die andere Hälfte war in mehreren Sälen mit Schreiben, Rechnen und Zeichnen beschäftigt. Ihre ganze Lebensweise ist Vorbereitung auf ihre Lebensart. Sie essen auf ihren Laden, sie schlafen in Hängematten, welche des Morgens aufgerollt werden, und unter denen die Kisten für ihre kleinen Geräthschaften stehen. Die Säle sind zum Theil nur gerade so hoch, als die Schiffsräume unter dem Verdeck. Auch die Kost ist der Schiffskost ähnlich. Mögen auch die Eltern einzelner Zöglinge wohlhabender seyn, hier fällt aller Unterschied weg."

7. Die Anstalt Felix meritis. Schwerlich giebt es in irgend einer der größeren Städte ein Clubgebäude, das an Umfang und Pracht dem Museum verglichen werden könnte, an dessen Fronte jener Sinnspruch (den Verdiensten geweiht!) in goldenen Buchstaben prangt. Höchst verdienstlich bleibt es für jene 40 patriotischen Männer, die im Jahr 1777 den Plan faßten, in einer Stadt, in welcher bis dahin fast alles nur auf Erwerb berechnet schien, eine Anstalt zu stiften, welche die Leere, die der gebildete Kaufmann nach vollbrachter Arbeit in seinen Nebenstunden drückend empfinden muß, durch Unterricht, Gespräch und Uebung der Kunst ausfüllen, den Geist mit Ideen bereichern, und selbst auf das höhere Bedürfniß des weiblichen Geschlechts berechnet seyn sollte. Fünf Gegenstände schienen hierzu besonders geeignet: Philosophie, unter der man auch Naturkunde, Physik und Chemie; Mathematik und Naturlehre, unter denen man auch Astronomie begreift; Litteratur, Tonkunst und Zeichnenkunst." Es wurde dazu 1 Million Gulden zusammengelegt, der Wissenschaft und Kunst ein würdiges Heiligthum zu bauen. Diesen Charakter trägt denn auch der Bau und die Einrichtung, wie im Aeußeren, so im Innern." An einer herrlichen gebauten, schnurgeraden, und mit Bäumen bepflanzten Gragt erhebt sich das Prachtgebäude. Es hat außer dem Erdgeschosse drei Stockwerke, obgleich man von vorn nur zwei gewahr wird. Das Erdgeschoß nehmen größere und kleinere Versammlungssäle, desgleichen der länglichrunde Concertsaal mit einem großen, an 100 Musiker fassenden Orchester ein. Das erste Stockwerk umfaßt das große Auditorium zu Vorlesungen wissenschaftlicher Abhandlungen und poetischer Declamationen, mit einer durch kunstvolle Sculpturarbeit geschmückten Tribune; dann das amphitheatralische Zimmer für die Experimentalphysik mit einer ausgesuchten Instrumentensammlung. Das zweite Stockwerk gehört den zeichnenden Künsten und den astronomischen Beobachtungen an. In einem der Säle zeichnet man nach der Natur; ein anderer vereinigt die vorzüglichsten Bildsäulen aus den auswärtigen Museen in sorgfältigen Gypsabgüssen; ein dritter, aus dem eine Treppe auf die Stern-

warte führt, den ganzen astronomischen Apparat. Jedem Fache sind feste Tage bestimmt, an denen alle (schon über 400) Mitglieder an den Vorlesungen und übrigen Beschäftigungen Theil nehmen, auch Fremde einführen können. Jedes Talent findet hier Gelegenheit sich zu zeigen, auch wohl auf die Probe zu stellen; denn, auch wer der Gesellschaft nicht als Mitglied angehört, darf seine Arbeiten mittheilen.

Von den Eigenthümlichkeiten Amsterdams liefert Niemeyer ein Beispiel, indem er Folgendes erzählt: „Wir waren eines Abends ausgeladen. Die Wohnung des Einladers war von der unsrigen entfernt; wir bestellten einen Wagen. Als uns der Lohnbediente meldete, daß er angekommen sey, fanden wir eine große, altmodische Kutsche auf einer Schleife befestigt, mit einem Pferde bespannt. Unser Befremden darüber beschwichtigte er durch die Versicherung, daß dies nicht nur eine wohlfeilere, und besonders für corpulente Personen sehr bequeme, sondern auch ganz gewöhnliche Art sey, in die Kirche oder nach dem Schauspiele zu fahren, und Besuche in den vornehmsten Häusern zu machen. Bequem war sie in der That, und wiewohl der Führer, den Zaum in der Hand, nebenher ging, doch schnell genug. Auch bemerkten wir, daß die Gefahr der Entzündung des Schlittens durch einen an den Ecken des Kutschkastens angebrachten, mit Flüssigkeiten angefüllten, Beutel verhütet ward, mit denen von Zeit zu Zeit die Kufen benetzt, und der Boden befeuchtet wurde. Daß diese Schlittenfahrten im Sommer auf die Schonung des in der That vortrefflichen Pflasters berechnet sind, da sie es selbst noch mehr zu ebnen und zu befestigen scheinen, ist wohl wahrscheinlicher, als daß man dabei an den unsichern Boden, auf welchem die Stadt erbaut ist, gedacht, und die zu starken und häufigen Erschütterungen der Gebäude durch das Rollen der Wagen dadurch zu vermindern gesucht habe. Wir fanden das ungewohnte Fahrzeug in der That so behaglich, daß wir gern später die Wohnung unseres Wirths erreicht hätten."

Das Y trennt Amsterdam von Nordholland; so heißt das erst breite, und immer spitzer zulaufende Land im Westen der Zuydersee. Dies Land ist theils wegen der tiefen und sumpfigen Lage, theils wegen der hier besonders starken Viehwirthschaft und der Reinlichkeit der Einwohner merkwürdig. Vor allen sind hier zwei Oerter, welche die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich ziehen: das wegen der übertriebenen Reinlichkeit der Einwohner berühmte Dorf Broek (sprich Bruhk), und das Dorf Saardam. Auch hierhin wollen wir Niemeyern folgen.

„Vom frühen Morgen an geht mit dem Glockenschlage jeder Stunde eine Schuyt über das Y nach dem ersten nordholländischen Dorfe Buiksloot. Es ist in einer Viertelstunde erreicht; daher auch eins der besuchtesten von Amsterdam aus, wie man bald an der Menge der geräumigen Gasthöfe und der Nettigkeit der Fremdenzimmer gewahr wird. Wagen- und Reitpferde stehen beständig bereit, um Reisende nach den nordholländischen Städten und Flecken zu führen. Ein Cabriolet führte uns auf einem überall von Canälen durchschnittenen Boden, oft auf sehr schmalen Dämmen, in einer halben Stunde nach

Broek. In diesem merkwürdigen Broek, einem der Hauptsitze nordholländischer Sitten, liegt zunächst der Gasthof hart an dem Dorf. Weiter darf kein Fuhrwerk kommen, kann es auch kaum, da auch die ganze Ebene, auf welcher der Ort erbaut ist, überall mit Wassergraben durchschnitten wird, die Fußwege aber so enge und schmal sind, daß oft kaum zwei Personen Raum haben. Diese Fußwege sind sehr sorgfältig mit Klinkers, oder kleinen, auf die hohe Kante gestellten Backsteinen, gepflastert, gleichen aber häufig — besonders nahe an den Häusern, einem mit allen Figuren künstlich ausgelegten Fußboden. Die Häuser — ein paar neuerlich angelegte ausgenommen — sind weder groß, noch von gefälliger Bauart, von außen ringsum mit Brettern beschlagen, und meist mit grüner Oelfarbe angestrichen. Die Giebelseite steht in der Regel nach der Straße zu. Hier ist in der Mitte die Hauptthüre, zu der eine bewegliche, und nur an großen Familientagen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, angesetzte Treppe von 3 — 4 Stufen führt. Nur bei solchen Festen wird dies Allerheiligste geöffnet; zu den inneren Wohnstuben führt eine kleine, versteckte Hinterthüre. Aber auch diesen Eingang versucht der Fremde vergebens; doch entschädigen die hellen Spiegelscheiben einigermaßen die Neugier. Man sieht, wie alles höchst sauber, glänzend polirt, mit buntem Geräth aufgeputzt dasteht. In dem recht stattlichen Schulhause war gerade keine Lehrstunde, und so konnte ich wenigstens durch die Fenster mit Bequemlichkeit die glänzenden Tische, Bänke, Bücherbretter und alles Geräth betrachten, wie man es kaum in den Lehrzimmern unserer Fürstenkinder finden mag. Auch hier war Niemand zu erblicken. Ein Menschengesicht gewahr zu werden, ist überhaupt eine Seltenheit. Ich glaube nicht, daß uns während unseres Dortseyns vier lebendige Wesen begegnet sind. Ich ersehe mir einen Materialladen, forderte ein paar Loth Kaffee, und versuche ein Gespräch mit der Verkäuferin anzuknüpfen. Vergebens! Sie schien wohl zu merken, daß es mir um das Haus, nicht um ihre Waare zu thun war. Unglaublich schnell war ich abgefertigt. Die Frau entfernte sich, und ich hatte nichts gesehen. So treibt man sich denn in dieser Oede langweilig umher. Bunt genug ist alles — recht wie die kleinen, geputzten Häuser und hölzernen Bäume, die wir unsern Kindern zu Weihnachten schenken. Da ist kein Geländer, kein Pfahl, keine Thüre, keine Schwelle ohne frischen Anstrich. Baumstämme selbst fand ich mit weißer Oelfarbe bemalt, eben so jedes Hausgeräth — man sagt aus Noth, weil die feuchte Luft alles auflöse und verzehre. In den kleinen Gartenanlagen vor oder hinter den Häusern herrscht der kleinlichste Geschmack. Schatten giebt da kein Laubdach, kein überhängender Zweig. Die Scheere hat gesorgt, daß alles fein rund und nach der Schnur pyramidalisch gestutzt sey. Ein Mosaik von Muscheln und farbigen Steinen bedeckt die Beete; gemalte Blumen an den Einfassungen sollen die natürlichen ersetzen. Da ist denn freilich, weil nichts keimt, nichts wächst und blüht, auch kein Unkraut auszujäten, kein verwelktes Blatt wegzukehren, und bei den künstlichen aus Buxbaum und Taxus geformten Hirschen und Pfauen ist man wenigstens sicher, daß sie nichts verunreinigen. Bei einem solchen Hange zum

Sonderbaren, so kalter Abweisung alles geselligen Verkehrs, kann es die Bewohner dieses Orts nicht befremden, wenn der überall zurückgestoßene Fremde unnatürlich nennt, was unnatürlich ist. Gerade diese Bröker sind, nach dem, was man überall hört, so reich, daß die Schätzung Einzelner fast den Glauben übersteigt, und wie sparsam auch von andern Seiten ihr Haushalt seyn mag, so lassen sie es doch, besonders die Frauen, zwar in fast unwandelbar stehenden Formen, doch an innerem Werth und selbst an Pracht des Anzuges nicht fehlen. Auch kommen die Männer in ihren Geschäften sehr oft in die Stadt, und sind kenntlich an der Länge und Weite ihrer Röcke von dem feinsten, meist schwarzen Tuche, und dem eigen gestutzten Hute, fast täglich auf der Börse, auch wohl an öffentlichen Vergnügungsorten, zu finden. Im Schauspielhause zeigte man uns eine Nordholländerin, deren Haupt- und Haarschmuck von Gold und Juwelen unserem Nachbar fast unschätzbar dünkte. Gewöhnlich verbergen sie das Haar unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drei länglich gebogene Spangen von gebrochener Arbeit, die sich elastisch anschließen, geben ihm Halt. Eine geht über die Stirne hin, und drückt sich in der Nähe des linken Schlafs ein; die beiden andern winden sich über die Ohren bis an die vollen Wangen hin. Neben goldenen Ohrringen spielen auch wohl spiralartig gewundene kleine Schlangen von Silberdraht um Stirne und Auge. Eine dicke Schnur von rothen Korallen um den Hals schließt ein goldenes Schloß zusammen. Wenn bei schönen, gesunden, milchweissen, wohlgeformten Gesichtern selbst das Barocke des Putzes nicht beleidigt, so contrastirt damit freiwillig der übrige Anzug, bei dessen eckigem Ausschnitt der Aermel und dem bauschigen Umfange der Röcke die schönsten Gestalten verlieren müssen. Da es vergeblich war, in diesem Broek mit irgend einer menschlichen Seele in Berührung zu kommen, so eilten wir, um den Mittag und übrigen Theil des Tages in Sardam zuzubringen."

Ein anderer Reisender schildert die in der Nähe von Broek liegenden Holländereien auf folgende Art: „In einem artigen, nach hiesiger Gewohnheit ausgeputzten, und mit niedlichen Matten belegten, von dem Kuhstalle nur durch eine Thüre abgesonderten Cabinette fanden wir den Hauswirth, welcher wider unsre Erwartung sehr freundlich und bereit war, uns die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft zu zeigen. Er öffnete die Thüre, und wir befanden uns — im Kuhstalle, welcher, zumal in dieser Jahreszeit, da die Kühe auf der Weide waren, eben so gut zum Visitenzimmer hätte dienen können. Der marmorne Fußboden, mit den feinsten Matten bedeckt, die Wände mit Vließen eingelegt, zu beiden Seiten, wo die Stände für die Kühe waren, der etwas erhöhete Fußboden von bemaltem Holze, auf dem man kein Stäubchen gewahr wurde. Die Geräthschaften, Schaufeln, Mistgabeln und dergleichen waren ebenfalls bemalt, und mit vergoldetem Schnitzwerk versehen. Eimer und Milchgefäße auswendig bunt, und inwendig mit weißer Oelfarbe überstrichen. Von hier gingen wir in die Molkenkammer, wo ein niedliches, äußerst reinlich angezogenes Mädchen in kurzem Unterrocke und mit aufgestreiften Aermeln sich mit Buttermachen

beschäftigte. Hier ist die große Reinlichkeit am rechten Orte, und wenn man die hiesige Molkenwirthschaft sieht, muß sie uns die holländische Butter doppelt schmackhaft machen. Ich erkundigte mich genau nach dem Prozesse des Buttermachens, und durch dasjenige, was ich erfuhr, bin ich überzeugt worden, daß der vortreffliche und reine Geschmack, der ihr eigen ist, fast einzig und allein daher rührt, daß man die Milch eher abrahmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter sorgfältiger reinigt, als bei uns. Das Vieh wird täglich zweimal gemolken. Die Milch am Abende wird des folgenden Morgens, und die vom Morgen des Nachmittags darauf abgerahmt, und der Rahm sogleich verarbeitet. Wenn man die holländische Butter zerschneidet, so findet man sie ganz zusammenhängend, ohne fremde Theile, ohne Zwischenräume, und ohne mancherlei Farben. Dies sind Eigenschaften, welche vorzüglich von einer sorgfältigen Reinigung abhängen, und ich glaube fest, wenn man bei uns so verführe, so würde man die Butter so wohlschmeckend, als die Holländer sie haben, gewinnen können."

Zaandam oder Saardam liegt auch in Nordholland, d. i. an der Nordseite des Y, Amsterdam schräg gegenüber. Der Ort heißt ein Dorf, doch ist dies Dorf so groß und bevölkert, daß es sich mit den meisten unsrer Mittelstädte recht gut messen könnte; ja es übertrifft sie weit an Sauberkeit und Nettigkeit der Häuser, der Baumgänge und Kaufläden. Es ist von einem ganzen Walde umgeben, aber nicht von Bäumen, sondern von Windmühlen, deren Zahl wir nicht angeben können; denn manche Reisende sprechen von 700, andere von 1400, und noch andere gar von 2000. Wahrscheinlich hat Keiner sie gezählt, weil es ihrer zu viele waren. Aber woher so vieles Korn zum Mahlen? wird Mancher fragen. Nicht bloß Korn wird hier gemahlen, sondern auch Graupen, Pulver, Zichorie, alle Arten von Färberwaaren, während in andern Papier gemacht, und in noch andern Balken zersägt werden. Besonders ansehnlich sind die, in welchen das berühmte holländische Papier gemacht wird. Von dem sonderbaren Anblick hat Keiner, der es nicht gesehen hat, einen Begriff, wenn bei gutem Winde alle, oder wenigstens die meisten dieser Mühlen in Bewegung sind. Außerdem ist hier der Schiffbau umgemein wichtig. Wer sollte nicht wissen, daß hier 1697 Peter der Große den Schiffbau auf den großen Werften lernte *)? Er lebte hier einige Zeit unter dem Namen Peter Baas. Die Hütte, in welcher er damals wohnte, steht noch. „Sie wird nur durch den Bewohner bedeutend; denn sie zeichnet sich weder innerlich noch äußerlich durch etwas aus. Doch eben dies erhöht das Interesse. Lebendiger vergegenwärtigt sich die Phantasie gerade an dem Orte, wo er einst hauste, den originellen Menschen, den Beherrscher eines halben Erdtheils, wie er, vom Zimmerplatze zurückkehrend, sich sein selbst eingekauftes Essen hier zubereitet, dann in dem engen Wandbette von des Tages Last und Hitze ausgeruht, auch wohl in mancher schlaflosen Stunde den großen Plan überdacht haben mag, neue Schöpfungen in sei-

*) S. mein Lehrb. der Weltgesch. für Töchtersch., 4te Ausg., Th. 3. S. 264.

nem unermeßlichen Reiche hervorzurufen, und, jeden fremden Beistand verschmähend, durch die Kraft des eigenen Genies das Unmöglichscheinende möglich zu machen; der von hier aus in der einen Stunde Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer aussendet, dem König August von Polen Schutz zur Behauptung seines Throns zusagt, dann in der nächsten mit Axt und Beil wieder hinaus auf die Werfte eilt." „Ich bin hier," ließ er an den Patriarchen Adrian von Moskau schreiben, „um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten; aber ich arbeite. Das Seewesen will ich selbst lernen, und dann die Feinde des christlichen Namens besiegen." Bei unsern Wanderungen durch den Ort machten wir wieder mancherlei Erfahrungen von der Unfreundlichkeit der Bewohner. Wir hätten so gern mehrere der großen Gärten, schon wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Anlagen, besucht. Aber sobald wir nur einige Schritte in das Gehöfte wagten, wurden wir unhöflich zurückgewiesen."

Ehe wir nach den westlichen und südlichen, von Amsterdam gelegenen, Oertern gehen, besuchen wir noch einmal Nordholland. Nicht weit über dem Dorfe Broek, dessen Umgegend das Waterland genannt wird, liegt an dem Westufer der Zuyder-See das Städchen

Edam, welches so bedeutenden Käsehandel treibt, daß der holländische Käse davon auch wohl edamer Käse genannt wird. — Reisen wir noch weiter hinauf, so finden wir an der nördlichsten Spitze das Schiffer- und Fischerdorf

ter Helder, von wo der oben erwähnte, nordholländische Kanal bis Amsterdam führt. Gegenüber liegt die Insel

Texel (sprich Tessel). In beiden wohnen nichts als Fischer und Lootsen. Denn zwischen beiden geht die Haupteinfahrt nach der Zuydersee, und da dieselbe wegen der vielen Sandbänke gefährlich ist, so dienen die Einwohner den ankommenden Schiffen als Lootsen. Außerdem sind auch hier bedeutende Schiffswerfte.

Wir kehren von Nordholland nach Amsterdam zurück, und wenden uns zunächst westlich nach

Haarlem (spr. Harlem), einer ansehnlichen Stadt. Wir folgen hier wieder Niemeyern als Führer, nnd bemerken nur vorher, daß sie sich besonders durch ihre weltberühmten Leinwand- und Garnbleichen und durch ihre Kunstgärten auszeichnet, in denen die herrlichsten Blumenarten wachsen, mit welchen die hiesigen Kunstgärtner einen ausgebreiteten Handel treiben. Den höchsten Grad hatte dieser Handel im 17ten Jahrhundert erreicht, wo die Blumenliebhaberei größer als jetzt war. Für eine einzige Tulpenzwiebel wurden einmal 13,000 Gulden bezahlt! „In den berühmten Gärten," sagt Niemeyer, „waren nur die großen, aber leeren Felder zu sehen, auf welchen die blühenden Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Aurikeln und Hyacinthen noch vor einigen Monaten den ganzen Umkreis mit Wohlgeruch erfüllt, und die Besucher aus allen Gegenden herbeigelockt hatten. Die Zwiebeln und Bollen lagen schon

wieder gesondert in den geräumigen Vorrathskammern in unzählbarer Menge, um das Inland und Ausland zu versorgen. In der Stadt selbst verdienen drei Hauptmerkwürdigkeiten die Aufmerksamkeit des Reisenden: das teylersche Institut, die Denkmale Lorenz Kosters und die große Orgel."

„Teyler, Bürger und Seidenfabrikant in Haarlem, hatte durch glücklichen Handel und eine Sparsamkeit ohne Gleichen ein ansehnliches Vermögen erworben. Von dieser Sparsamkeit erzählten uns glaubwürdige Personen fast unglaubliche Züge. So wollte man versichern, daß der Millionär täglich eine Kanne Milch, jedoch von zwei Milchfrauen, die Hälfte an der Vorder- und die andre an der Hinterthüre, gekauft habe, um zweimal die Zugabe eines Löffels voll zu erhalten. Als er starb, da bewährte sein Testament nicht nur das außerordentliche Vermögen, in dessen Besitz er war, sondern auch den Umfang seines mit Freunden besprochenen Plans, es zu wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen verwendet zu sehen. Eine dieser Stiftungen sollte für eine bestimmte Anzahl unbemittelter Bürgerfrauen ein Zufluchtsort im Alter werden. Wenn man vor den hohen Säulen des dazu erbauten Hauses steht, ahnt man schwerlich diese Bestimmung. Die andere größere Stiftung war lediglich wissenschaftlichen Zwecken gewidmet. Nach seiner Verordnung ward hinter seinem eigenen Wohnhause ein prächtiges Gebäude aufgeführt, dessen mittlerer Theil ein großer, durch zwei Stockwerke gehender, ovaler Saal einnimmt. Hier steht die weltberühmte Elektrisirmaschine. In der Mitte des Saals befindet sich ein langer Tisch mit Glaskasten für die ausgesuchtesten Exemplare der Mineralien. Rings umher laufen Mahagonyschränke voll der kostbarsten physikalischen Instrumente aller Art. In der oberen Gallerie vereinigt die Bibliothek alle Prachtwerke und Hauptschriften der Naturlehre und Naturgeschichte in einer seltenen Vollständigkeit. Mit der Stiftung sind auch Preisaufgaben verbunden, theils aus der Naturwissenschaft, theils aus der Philosophie und Theologie." Alle Winter werden in der Stiftung naturwissenschaftliche Vorlesungen gehalten.

Die zweite Merkwürdigkeit Haarlems betrifft den Streit zwischen den Holländern und Deutschen; wer der Erfinder der Buchdruckerkunst sey. Die Deutschen nennen als solchen den Johann Guttenberg, die Holländer den vormaligen Rathsherrn von Haarlem, Lorenz Koster, dessen Standbild auf dem Markte, dem Hause, das er bewohnte, gegenüber, steht.

„Die weltberühmte Orgel von 8000 Pfeifen und 60 Registern versäumten wir nicht in der großen Stadtkirche zu hören. Sie gilt für die größte und kunstreichste in den Niederlanden. Die kleinlichen Spielereien in der Nachahmung von Thierstimmen, die, da sie wöchentlich zweimal in der Mittagsstunde öffentlich gespielt wird, Volk und Kinder ergötzen, erließe man dem Organisten gern. Aber — wo hört man eine schönere Nachahmung der menschlichen Stimme? Doch vor allen war der letzte Act des Spiels von einer unbeschreiblichen Wirkung. Nichts konnte täuschender seyn, als das fernher tönende Gewitter, und wie das anfangs leise, dumpfe Ge-

murmel allmälig lauter und lauter ward, dann wie ein bald rollender, bald rasselnder Wagen näher und näher heranzog, bis schmetternd Schlag auf Schlag an den Gewölben des hohen Doms furchtbar wiederhallte. Und wenn der Donner schwieg, wie drückten dann sanftere Töne ein banges Erwarten aus, wie solcher Aufruhr in der Natur enden werde. Als aber endlich die letzten Schläge verhallt waren, da löste sich endlich alles melodisch in die herrlichsten Melodien auf."

Um nach der von Haarlem südlich liegenden Stadt

Leyden zu kommen, kann man entweder um das haarlemer Meer zu Lande gehen, oder man wählt lieber die Fahrt über das sogenannte Meer. Im letzteren Falle bedient man sich am besten einer Trekschuyt und der auch hier nicht fehlenden Canäle. Das that auch Niemeyer, den wir wieder sprechen lassen. „Das bessere Zimmer der Trekschuyt war schon vor unserer Ankunft von Andern besetzt. Auch versuchten wir gern, um diese Art zu reisen in allen Gestalten kennen zu lernen, in dem größeren Raume unter gemischter Gesellschaft Platz zu nehmen. Wir verloren dabei um so weniger, da ein vielgereister, sehr unterrichteter Kaufmann, mit dem wir schon früher Bekanntschaft gemacht hatten, in gleichem Falle war. Neben einem Gefährten, der mehr als einmal China und Japan besucht hatte, und sich dabei so gern mittheilte, mußten die vier Stunden, die man bis Leyden gebraucht, fast zu schnell vorübergehen. Auch die Theestunde entbehrten wir nicht. Auf der Hälfte des Weges erhält man in einem Gasthause das nöthige Geräth und alles, was zur Zubereitung gehört, was dann der Schiffer mit zurücknimmt. Abends um 8 Uhr landete die Barke. So war ich denn wieder in einer Universitätsstadt. Ich befand mich in der Nähe vormaliger Wohnungen, der Lehrstühle und Gräber so vieler großen Männer, welche ganz Europa als Heroen, zum Theil als Erfinder in den Wissenschaften ehrt, welchen sie ihr Leben gewidmet hatten. Die Stadt — nach Amsterdam die größte in Holland — ist theilweise sehr wohl gebaut, und die breite Straße kann unter den schönsten andrer großen Städte genannt werden. Aber je weiter ihr Umfang ist, desto mehr befremdet die Stille und Leere, zum Theil eine Folge des sehr verminderten Wohlstandes und des Herabkommens der meisten Handelszweige, besonders der Tuchmanufacturen." Sonst waren die leydener Tuche wegen ihrer Feinheit und Dauerhaftigkeit sehr berühmt, finden jetzt aber wegen ihrer Kostbarkeit weniger Absatz. „Auch die Universität, die Stiftung Wilhelms von Oranien (des Stifters der Republik), ist der Zahl nach nicht mehr, was sie war, als noch Studirende aus allen Ländern hier zusammentrafen." Niemeyer wohnte dem Gottesdienste in der englischen Kirche bei, deren Gemeinde nur aus 12 — 15 Personen bestand. „Die Communion stellte ein sehr rührendes Bild der ersten Feier dar. Alle Anwesende nahmen daran Theil, und setzten sich mit dem Geistlichen an einen gedeckten Tisch, auf welchem die heiligen Gefäße standen. Nach Beendigung der liturgischen Gebete und Weihungen reichte Jener einem Jedem das Brot; den Kelch reichte Einer dem An-

dern. Tiefe Ehrfurcht und fromme Sammlung sprach aus jedem Gesicht. Ein stilles Gebet schloß die Handlung, und schweigend löste sich die kleine Gemeinde auf. Wäre, dachte ich, nur etwas Aehnliches bei unserer Abendmahlsfeier möglich! Wie viel von dem, was oft die frömmsten Theilnehmer beängstigt und stört, würde wegfallen, die Stiftung selbst aber viel mehr in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hervortreten. Aber je größer die Gemeinden, desto mehr muß jede liturgische Verbesserung Ideal bleiben." Wenden wir uns von Leyden südwestlich, so kommen wir nach

Haag, einem großen Ort mit 56,000 Einwohnern. Wenn nur die Oerter, die Mauern und Thore haben, Städte heißen, so ist Haag das größte Dorf; denn der Ort ist offen. Zugleich ist es einer der heitersten Oerter. Die Straßen sind mit Bäumen bepflanzt, breit, und mit schönen Häusern, zum Theil mit Palläſten besetzt; die schönste ist die fast eine Viertelstunde lange Prinzengragt. Haag ist die gewöhnliche Residenz des Königs. Nahe dabei liegt das königliche Lustschloß, das Haus im Bosch. Es hat seinen Namen mit der That; denn wirklich liegt es mitten in einem angenehmen Gehölz. Etwas entfernter ist das Dorf

Schevelingen, von welchem Niemeyer sagt: „Es liegt eine kleine Stunde von Haag, und ist in der schönen Jahreszeit der besuchteste Lustort. Ein gerader Baumweg von einer Reihe von Ulmen und Linden führt bis zu dem durch große Wirthshäuser belebten Ort. Kaum hat man es erreicht, so eröffnet sich auf einmal die höchste überraschende Aussicht auf die unabsehbare Fläche der Nordsee. Es war Ebbe. Die Fischerböte, die jedoch hier mehr kleinen Kauffahrteischiffen gleichen, standen daher sämmtlich auf dem Trocknen. Der Meersand war mit Millionen Muscheln, die ein Handelszweig sind, vermengt. Die See ging hoch. In der Ferne sah man ein amerikanisches Schiff mit den Fluthen kämpfen — ein grauenvoller Anblick, da ihnen zu Hülfe zu kommen unmöglich war. Was wohl Jedem begegnet, dem die See ein neues Schauspiel ist, begegnete auch uns. Man verstummt, und verliert sich in Anschauung des Unermeßlichen. Erstaunen ergreift die Seele über den Muth des Menschen, der sich zuerst dem furchtbaren Elemente anzuvertrauen wagte, und allmälig auf den Wogen einheimisch werden konnte, über Abgründen schlafen, ruhig und besonnen bleiben lernte unter tobenden Stürmen."

Von Haag machen wir uns nach Rotterdam, südöstlich, auf den Weg. Ehe wir es aber erreichen, ziehen zwei Oerter unsre Aufmerksamkeit auf sich. Etwa eine Stunde, nachdem wir Haag verlassen haben, sehen wir unfern des Weges ein Schloß liegen. Es ist das berühmte

Ryswik, wo 1697 der Friede zwischen Ludwig XIV. von Frankreich und dem Kaiser Leopold I. nebst dessen Verbündeten geschlossen wurde *). Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Haag und Rotterdam kommen wir nach

---

*) S. meine Gesch. der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 279.

Delft. „Die Stadt ist nett und heiter, früherhin unstreitig lebendiger und wohlhabender, besonders ehe das englische Steingut für die hiesigen, sonst so blühenden Fayencefabriken, die vormals viele tausend Hände beschäftigten, einen unersetzlichen Verlust herbeigeführt hatte.“ In der einen Kirche besuchen wir das Denkmal des großen Wilhelm von Oranien, dem die Holländer vorzüglich ihre Freiheit verdanken *), und der 1584 hier in Delft von einem jungen Katholiken, Balthasar Gerard, ermordet wurde. Dieser Mensch war, wie man glaubt, vom König Philipp von Spanien zu dem Morde gedungen worden, hatte seinen Entschluß den Jesuiten in Trier mitgetheilt, und war von ihnen darin bestärkt worden, indem sie ihm die Märtyrerkrone und große Seligkeit im Himmel für die Ermordung des Ketzers verhießen. Er näherte sich dem Prinzen, indem er sich eifrig reformirt stellte, und bewarb sich um einen Dienst bei demselben, wurde auch zu einigen Sendungen gebraucht, doch ohne daß er Gelegenheit hatte, sein Vorhaben auszuführen. Endlich erklärte ihm der Prinz, er könne ihn nicht weiter gebrauchen. Da der Mensch aber auf seine zerrissene Schuhe und Strümpfe wies, schenkte ihm Wilhelm einige Gulden, wofür er sich sogleich 2 Pistolen, Pulver und Kugeln kaufte. Am andern Tage bat er um einen Paß, und als der Prinz nach der Tafel aus seinem Zimmer trat, und ihm den Paß überreichte, schoß er eine mit 3 Kugeln geladene Pistole auf ihn ab. Er hatte den Prinzen durchs Herz getroffen. Entseelt sank dieser neben seiner Frau und Schwester zu Boden. Der Mörder wurde nach damaliger Sitte mit großer Grausamkeit hingerichtet, die katholische Geistlichkeit aber pries seine That und Standhaftigkeit, mit der er seine Strafe ausgehalten hatte. Man begrub die Leiche des edlen Prinzen in Delft, wo man in einer Mauer des Prinzenhofes noch die Spuren der Kugeln sehen kann, und errichtete über seinem Grabe ein herrliches Denkmal. „Ein Gitter trennt das hohe Chor von dem übrigen Raume der Kirche. In der Mitte steht das einem Tempel ähnliche Grabmal. Vier prächtige Säulen tragen die Marmordecke. Der Held liegt auf einem Sarkophag von grauem Marmor in der Gestalt eines Todten ausgestreckt. Auf den Ecken stehen allegorische Bilder der christlichen Tugenden. Eine fliegende Fama, nur auf einer Zehe ruhend, die Posaune in der Hand, blickt hin auf den Schlummernden, als sammelte sie Stoff, seine Thaten zu verkündigen.“ Nur das scheint unpassend, daß hinter dem Haupte des Todten derselbe Held von Bronze, als Lebender dargestellt, den Commandostab in der Hand, da sitzt. Denselben Helden zugleich als Lebenden und Todten darzustellen, scheint allerdings eine unglückliche Idee.

Einige Schritte von dem Grabe des Prinzen, und man steht auf einer Steinplatte, welche den Staub eines andern berühmten Mannes deckt, des gelehrten Staatsmanns, Hugo Grotius. Sie hat die Inschrift: „Eingang zu der Gruft von Hugo de Groot.“ Schon oben ist seiner bei Rostock, wo er 1645 starb, und wo seine

*) S. meine Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 149—161.

Eingeweide beigesetzt wurden, erwähnt worden. Recht schön sagt Niemeyer über ihn: „welch ein Leben, dachte ich, als ich auf dem Grabe eines der ersten Männer seiner Zeit stand, welch ein Leben hat hier seine Gränze gefunden! Der Geist, der einst die wohl längst schon zerfallene Hülle von Staub beseelte, — was hatte er umfaßt! Die alte, wie die neue Zeit; die Sprache und Weisheit Griechenlands und Roms, wie die Erzeugnisse späterer Jahrhunderte! die Geschichte und die Rechte der Fürsten und der Völker, in den Ländern und auf dem Meere, im Kriege wie im Frieden. Auf welchem Lehrstuhl hätte nicht Grotius die Wissenschaft verherrlicht? Dennoch blieb das Vaterland sein erster, die Wissenschaft sein zweiter Gedanke. Das Leben galt ihm mehr als die Wahrheit. Doch verschmähte er, unbeugsam jeder Anmuthung zum Widerruf, im Gefühl des Rechts und der Unschuld, das rechtmäßige Mittel nicht, sich selbst die Freiheit zu geben, um vielleicht der guten Sache ein Leben zu erhalten und seinen Feinden eine noch größere Gewaltthat zu ersparen. Auf den Tod mußte er wohl gefaßt seyn, als er, in die Bücherkiste eingesargt, von den getäuschten Wächtern aus dem Gefängniß getragen ward, und zwei Stunden in der engen Behausung kaum athmen konnte. Aber er wäre auch muthig gestorben, wäre es nicht der Wille der Vorsehung gewesen, ihn noch 24 Jahre länger der Welt zu erhalten. Auch der Mensch war in dem Staatsmanne und Gelehrten, wie es so häufig der Fall ist, nicht untergegangen. Wer, der Freiheit beraubt, im Unterrichte seiner Kinder Trost findet; wem eine Gattin so treu zur Seite steht, und in dem Gefängniß, das sie ihm geöffnet hat, ihr eignes Leben daran wagend, zurückbleibt — der hat gewiß nie aufgehört, ein liebender Vater und Gatte zu seyn."

Hugo de Groot nämlich war 1583 in Delft geboren worden. Er machte auf der Schule so schnelle Fortschritte, daß er schon 12 Jahre alt die Universität in Leyden beziehen konnte. Im 14ten hielt er eine öffentliche Disputation, und als er im 15. mit dem holländischen Gesandten nach Paris kam, gefiel er dem Könige Heinrich IV. so, daß dieser ihm eine goldene Kette mit seinem Bildnisse umhängte. Seitdem bekleidete er nach einander die ausgezeichnetsten Aemter, und ward bald einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit. Aber es waren damals zwei Partheien in Holland entstanden, die sich durch religiöse Glaubenslehren unterschieden. Auf der einen war der Statthalter Prinz Moriz von Oranien, ein Sohn jenes Wilhelms, und auf der andern Hugo Grotius. Jene siegte, und plötzlich sah sich Hugo von Frau und Kindern gewaltsam getrennt, eingekerkert, und sogar mit der Folter bedroht, obgleich seine Gesundheit damals sehr litt. Einige seiner Freunde wurden hingerichtet, er aber zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und nach einem festen Schlosse gebracht. Nach vielem Bitten erhielten seine Frau und seine Kinder die Erlaubniß, in sein Gefängniß zu kommen, aber unter den härtesten Beschränkungen. Auch erlaubte man ihm, sich von seinen Büchern dann und wann eine Kiste voll bringen zu lassen. So währte sein Gefängniß bis ins dritte Jahr. Endlich schlug ihm seine treue Frau vor, einen Versuch zu seiner

Befreiung zu machen. Er versuchte mehrmals, wie lange er wohl in der verschlossenen Bücherkiste aushalten könne; endlich als der Plan reif war, stieg er, statt der Bücher, in die leere Kiste; die gewöhnlichen Träger wurden gerufen, dieselbe nach der nächsten Stadt zu tragen, und da im Hause eines sichern Freundes niederzusetzen, während die Frau, auf jedes Schicksal gefasst, im Kerker zurückblieb. Keiner der Träger merkte etwas; nach zwei bangen Stunden konnte er den Deckel öffnen. Sein Freund hatte ihm eine Maurertracht fertig gelegt, und in dieser ging er, einen Maaßstab in der Hand, am hellen Mittage über den vollen Markt der Stadt, zum Thore hinaus, und entkam glücklich nach Paris. Von hier wandte er sich nachher nach Schweden, wo ihn Königin Christine in ihre Dienste nahm. Am Abende seines Lebens wünschte er in sein Vaterland zurückzukehren, und erhielt auch die Erlaubniß dazu, starb aber unterwegs in Rostock. Hier beerdigte man seine Eingeweide, und errichtete ihm ein Denkmal. Den Körper aber balsamirte man ein, und brachte ihn nach Delft, wo er noch ruht. Delft ist auch der Begräbnißort der königl. Familie. — Von Delft geht es auf

Rotterdam, eine große und schöne Stadt, mit 75,000 Einw., nach Amsterdam der bedeutendste Handelsplatz der Holländer, besonders seit dem Verfalle von Antwerpen durch die Revolution Belgiens. Sie ist wie alle Städte des Landes ganz mit Canälen durchzogen, auf denen die Schiffe die mitgebrachten Waaren bis vor die Hausthüren der Kaufleute bringen, und liegt außerdem an einem Hauptarme des Rheins, so daß es also an Handelsbequemlichkeit nicht fehlt. Wie bei Amsterdam liegen im Hafen immer so viele Schiffe, daß man einen entblätterten Wald zu sehen glaubt. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist für uns die Bildsäule des gelehrten Erasmus. Dieser Mann war einer der feinsten Köpfe seiner Zeit. Er lebte mit Luther zugleich, und sah eben so wie dieser die Thorheit des Papstthums und die Unwissenheit der Geistlichkeit ein. Aber es fehlte ihm der große Sinn, den Luther hatte, um sich frank und frei für die Wahrheit zu bekennen, und Irrthum und Laster zu bekämpfen. Das innige Gottvertrauen, das Luther beseelte, daß die gute Sache endlich obsiegen müßte, war ihm fremd; ihm lag mehr an der Gunst der Großen als an dem Zeugniß seines eigenen Gewissens. Daher spottete er zwar mit scharfer Zunge über die Verdorbenheit der Geistlichkeit; aber ebenso schrieb er auch gegen Luthern, weil der König von England ihn darum gebeten hatte. Er war in Rotterdam von ganz armen Eltern geboren, zeichnete sich, wie Hugo Grotius, durch ungemeine Anlagen schon früh aus, und wurde gezwungen, in ein Kloster zu treten. Aber sein Bischof sprach ihn späterhin von seinem Gelübde frei, und nun ging er auf Reisen, wurde in Frankreich, England und Italien wegen seiner Gelehrsamkeit glänzend aufgenommen, zog sich aber endlich nach Basel zurück, um da unabhängig zu leben. Da ist er auch 1536 gestorben. Hat er also auch nicht Luthern in dem großen Reformationswerke, wie er konnte und sollte, kräftig beigestanden, so hat er doch, ohne es zu wollen, der Sache der Reformation

dadurch trefflich gedient, daß er durch seinen beißenden Witz die katholische Geistlichkeit in ihrer Blöße darstellte. Unter andern Büchern hat man von ihm auch ein kleines Buch über die guten Sitten, das er lateinisch und deutsch schrieb, und das höchst ergötzlich zu lesen ist, weil man daraus sieht, in wie weit die damalige gute Lebensart von der jetzigen abweicht. — Von Rotterdam wenden wir uns nordöstlich, und kommen nach

Gouda (spr. Gauda). Hier werden die bekannten holländischen Gypspfeifen und eine ungeheure Menge von Backsteinen geformt und gebrannt. Bei uns sind jene Pfeifen aus der Mode gekommen, aber in Holland raucht Jedermann daraus, und da sie leicht zerbrechen, so ist der Absatz ungeheuer. Dasselbe ist mit den Backsteinen der Fall; denn da es in Holland keine Bruchsteine giebt, so muß man sich zum Bauen der gebrannten Steine überall bedienen. — Von hier gehen wir gerade südlich nach

Dortrecht oder Dort an einem Hauptarme des Rheins, eine ziemlich große und lebhafte Stadt, die einen ansehnlichen Handel treibt. Sie liegt auf einer Insel, welche vom Rheine gebildet wird. Gerade östlich von dieser Insel ist der Biesbosch, von dem wir in der Einleitung gesprochen haben. Endlich nach

Helvoetsluis (spr. Helwutsleus). Wir finden diese kleine Seestadt auf einer großen Insel, die von den Rheinmündungen gebildet wird. Sie ist sehr lebhaft wegen der Ueberfahrt nach und von England. Täglich gehen von hier aus Schiffe, meist Dampfschiffe, ab. Gewöhnlich nehmen sie ihren Lauf quer über die Nordsee nach Harwich (spr. Härritsch), an der Ostküste von England.

Von da begeben wir uns auf die Inseln, welche von den Mündungen der Schelde gebildet werden, und finden auf der wegen der Moräste höchst ungesunden Insel Walcheren die Stadt

Middelburg. Sie liegt zwar mitten auf der Insel, steht aber durch einen Canal mit der See in Verbindung und treibt daher vielen Handel. — Auf der Südseite derselben Insel ist die Stadt

Vliessingen; sie ist zwar nicht groß, aber stark befestigt, und hat einen Kriegshafen. Darunter versteht man eine solche Seestadt, welche alle Anstalten hat, die nöthig sind, eine Kriegsmacht auszurüsten, also Werfte für Kriegsschiffe, Zeughäuser, Magazine, Reperbahnen, d. i. lange Bahnen, auf denen die großen Ankertaue gemacht werden, Ankerschmieden, Segeltuchfabriken und dergl. In solchen Hafen pflegen auch die Kriegsschiffe in Friedenszeiten zu liegen.

Gehen wir von dieser Insel östlich wieder aufs feste Land, so finden wir südlich von der Maas mehrere größere und kleinere Festungen, weil hier sonst die Gränze der Republik Holland war. Die wichtigsten davon sind

Breda und

Herzogenbusch (holl. Hertogenbosch oder ten Bosch). Sehenswerthes ist für uns in diesen Städten nicht.

Wir wenden uns dann wieder nördlich nach der Zuydersee zu, und kommen so nach

Utrecht (spr. Uetracht), einer ziemlich großen, wohlgebauten und

sehr reinlichen Stadt mit 44,000 Einwohnern. Ihre Lage am Rhein verschafft ihr einigen Handel. Wichtiger ist aber die Universität. In dieser Stadt schlossen die Provinzen, die sich von der Herrschaft Philipps II. losgerissen hatten, 1579 die berühmte utrechter Union, durch welche sie sich zu gegenseitiger Hülfe verbanden. Auch wurde hier der utrechter Frieden geschlossen, der 1713 dem blutigen spanischen Erbfolgekriege ein Ende machte *). Beides geschah in dem königlichen Schlosse, und die Feder, mit welcher die Gesandten den Frieden unterzeichneten, wird noch aufgehoben. Große Palläste hat die Stadt nicht, aber die Plätze und zum Theil auch die Straßen sind mit Bäumen bepflanzt, und das giebt ihr ein sehr freundliches Ansehen. Besonders schön ist vor dem Thore die Maillebahn, ein Baumgang, wie man nicht leicht einen finden wird. Es sind 7 Reihen von Eichen und Linden (vermuthlich eine Anspielung auf die 7 Provinzen der ehemaligen Republik), und der Gang ist 2000 Schritte lang. Als einst Ludwig XIV. von Frankreich hierher kam, fand er den Spatziergang schon so schön, daß er den Soldaten streng befahl, ihn ja zu schonen. — Von hier östlich gehend gelangen wir nach

Nymwegen, einer alten Stadt, in der ja schon Karl der Große zu wohnen pflegte. Sie liegt an einem Hauptarme des Rheins, und ist groß, weitläuftig, aber nicht ausgezeichnet schön gebaut. Hier wurde 1679 der nymweger Frieden zwischen Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I. geschlossen **). Vor der Stadt liegt auf einem Berge — hier eine seltene Erscheinung — eine alte Burg, die Valkenborg, die schon Karl der Große erbaut haben soll. Wenigstens hat sein Schloß wohl ohne Zweifel hier gestanden. — Von hier reisen wir nördlich über

Arnheim (holländisch Arnhem), am Rhein, da, wo die Yssel aus ihm fließt, mit vielen Papiermühlen in der Umgegend,

Zütphen an der Yssel, nach

Dévênter, welches wegen einer besondern Art von Honigkuchen berühmt ist, der hier bereitet wird. Alle drei Städte sind befestigt, sonst für uns nicht besonders merkwürdig. Auch die folgende Stadt,

Zwoll, unweit der Yssel, ist eine Festung. Diese ganze Reise ist höchst langweilig, eine ununterbrochene Ebene, voll Sümpfe, Moorgegenden, Canäle und Dämme; allein die freundlichen und reinlichen Dörfer gewähren einige Abwechselung. Hat es gar geregnet, oder ist es Frühjahr oder Herbst, so mögen wir sehen, wie wir durchkommen Endlich kommen wir nach der Gegend, die nördlich von der Zuydersee liegt, nach

Friesland, auch ein niedriges, nur durch Dämme dem Meere abgewonnenes Land, und zum Unterschiede von Ostfriesland in Hannover auch wohl Westfriesland genannt. Canäle

---

*) S. meine Weltgeschichte f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 254, und meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 2., S. 309.

**) S. meine deutsche Geschichte für Töchterschulen, Th. 2., S. 261.

und Torfsümpfe sind hier in Menge. Die Einwohner sind Nachkommen der alten Friesen, und daher unterscheiden sie sich von den übrigen Holländern in der Sprache, in den Sitten und in der Kleidung. Holländer und Friesen können sich kaum verstehen. Die Friesen sind eben so fleißig und freiheitsliebend als die Holländer, aber muthiger, offner und theilnehmender, und ihre Ehrlichkeit ist so groß, daß die amsterdamer Kaufleute Keinem ihre Schiffe lieber anvertrauen, als den friesischen Schiffern, die eher ihr Leben aufopfern, als das ihnen übergebene Schiff. Kein Friese bricht sein Wort, und nirgends sieht man geschicktere Schlittschuhläufer. Ihre Tracht ist ganz national. Die Männer tragen lange Schifferhosen, eine kurze gestreifte Jacke und einen runden Hut. Die Frauen winden ihre Haare kreisförmig in einen Knaul auf dem Scheitel zusammen, und setzen darüber eine weiße Haube, um welche sie ein seidenes Band binden. Ueber die Haube kommt ein steifes Tuch, daß sie in gleichmäßige Falten zu legen wissen, und dessen zwei Enden wie ein paar Windmühlenflügel hinten herabhängen. Bei den Mädchen bleibt die Stirn und der Vorderkopf bloß; aber die Weiber haben ein Stirnband; es ist von Pappe, mit einem rothen Tuche überzogen, und mit Spitzen schön besetzt. Der Hals ist mit einem schwarzen Tuche bedeckt, und vom Halskragen hängt hinten ein rothgewürfeltes Stück Leinewand bis zum Gürtel herab. Den Leib umschließt ein undurchdringlicher Panzer von Schnürbrust. Der Rock ist schwarz und mit Sammtband eingefaßt, darüber eine blaue Schürze gebunden. Wer wollte zweifeln, daß dieser Anzug gut kleiden müsse? Der beträchtlichste Ort ist die Stadt

Leuwaarden (spr. Löwarden), überall mit Cänalen durchschnitten, die auch bis zur See fortlaufen, so daß die Schiffe bis in die Stadt fahren können.

Harlingen mit einem Seehafen.

Zwischen Friesland und Ostfriesland liegt das Land

Gröningen, ebenso als Friesland beschaffen. Die Einwohner leben im ewigen Kampfe mit dem Meere; jedes sucht hier dem andern Land zu entreißen. Hier reißt die See ein Stück weg, und dort setzt sie wieder Land an, das von den Strandbewohnern geschwind eingedeicht wird. Meist ist es hier so fruchtbar, daß die Bauern oft nicht wissen, wo sie das viele Korn unterbringen sollen. Aber die Luft ist hier so dick, daß die Fremden nur mit Mühe athmen können. Der Hauptort heißt auch:

Gröningen, und ist eine hübschgebaute, ansehnliche Stadt.

Maastricht, ist die südlichste Stadt des Königreichs, zwischen belgischem und preußischem Gebiete, an der Maas. Sie ist eine starke Festung. Sobald wir durch die weitläuftigen Festungswerke uns durchgewunden haben, befinden wir uns in einer recht hübsch gebauten Stadt, mit breiten, schöngepflasterten Straßen. Sie liegt

auf beiden Seiten des Flusses; beide Stadttheile sind durch eine große, steinerne Brücke verbunden. Daß hier berühmtes Leder bereitet wird, ist bekannt; seiner Dauerhaftigkeit wegen wird es weit und breit versendet. Der dicht vor der Stadt liegende Petersberg bietet eine Naturmerkwürdigkeit dar. Dieser Berg, auf dem eine kleine Festung steht, ist ganz voll Höhlen. Er besteht aus einem lockern Sandstein, der mit zahllosen Muscheln, Schnecken, Korallen, Knochen und Zähnen von Seethieren vermischt ist. Unter andern fand man dort einen ungeheuren Krokodilskopf, der nur zum Theil erst versteinert war, und einem riesenmäßigen Ungeheuer angehört haben muß. Erst noch neuerlich sind hier Knochen vom Vielfraß in Menge gefunden worden. Welche Revolutionen müssen vor Menschengedenken mit der Erdoberfläche vorgegangen seyn, daß hier bald die Thiere des heißen Südens, bald die des kalten Nordens in ein und derselben Gegend leben konnten! Die Höhlen laufen weit hinein. Sie bestehen aus mehr als 20,000 sich durchkreuzenden Gängen, haben 12 Stunden im Umfange, und scheinen zum Theil sehr alt zu seyn; nur sind sie nicht ohne Gefahr zu besuchen; denn ob sie gleich durch starke Pfeiler gestützt sind, so stürzt doch zuweilen ein Gewölbe ein, und schon Mancher ist hier verschüttet worden.

Das Königreich Belgien.

Es liegt südlich am Königreich der Niederlande, und ist etwas kleiner als dieses. Das Land hat das Schikfal gehabt, nach und nach verschiedenen Fürstenfamilien zu gehören. Nachdem die einzelnen Provinzen im Mittelalter einzelnen Herzögen und Grafen gehört hatten, fielen die meisten dem burgundischen Herzogshause anheim, und kamen nach Karls des Kühnen Tode an das Haus Oestreich. Nach Karls des fünften Tode wurden sie mit Spaniens Monarchie vereinigt, bis sie zu Anfange des 18ten Jahrhunderts nach dem spanischen Erbfolgekriege wieder östreichisch wurden. Gegen Oestreich empörten sich die ihren Herren nie treuen Einwohner, und wandten sich zum Anfange der französischen Revolution an Frankreich, und so wurden sie endlich mit diesem Reiche vereinigt. Aber nach dem Sturze Napoleons wurden sie wieder von Frankreich getrennt, und zu dem Königreiche der Niederlande geschlagen. So viel nun auch der König dieses Landes für sie that, so sichtlich sich auch der Wohlstand hob und Wissenschaften und Künste aufblühten, so erkannten doch die undankbaren Belgier dies nicht, und der Widerwille gegen die niederländische Regierung war stärker als alle Bande der Dankbarkeit. Sie empörten sich 1830 und erreichten endlich ihren Zweck, daß Belgien als ein selbständiges Königreich anerkannt wurde. Nachdem sie mehreren Prinzen ihren Thron vergeblich angeboten hatten, nahm endlich der Herzog Leopold von Coburg

der als Wittwer der Prinzessin Charlotte von England auf dieser Insel lebte, die zweideutige Ehre an. Aber der Wohlstand war durch die unkluge Revolution auf lange Zeit zerstört.

Boden: Im Südosten ist das Land bergig durch den Ardennerwald. Hier wechseln kahle und bewaldete Berge, liebliche Thäler und öde Heiden, wohlbebaute Hügel und dürre, steinige Gegenden mit einander ab. Dieses Bergland geht nach Norden und Westen immermehr in Hügelland und endlich in eine weite Ebene über, die den größten Theil des Königreichs einnimmt, sich bis in die Niederlande und Frankreich hinein, und bis an die Nordsee erstreckt und meist sehr fruchtbar und wohlangebaut ist. Namentlich sind die Provinzen Brabant und Flandern wie ein einziger schönbebauter Garten, da hier die Sitte herrscht, die Felder einzuzäunen.

Gewässer: 1. die aus Frankreich kommende Maas, die hier links, bei Namur, die Sambre aufnimmt, und dann nach den Niederlanden übergeht. 2. Die Schelde. So unbedeutend sie sich auch auf der Landkarte ausnimmt, so wichtig ist sie doch für den Handel: denn sie ist recht breit und tief, also für die Schifffahrt geeignet, trägt an ihrem untern Theile selbst Seeschiffe, und steht durch Kanäle mit allen übrigen Flüssen des Landes in Verbindung. Landseen sind zwar hier keine von Bedeutung; aber an Morästen, Teichen und Sümpfen ist kein Mangel.

Klima: In den Ardennen ist der Winter kalt, aber dafür auch der Sommer angenehm und die Luft trocken und gesund. Im flachen Lande dagegen ist diese feucht und nebelig. Der Winter ist zwar nicht streng, die Kälte nicht anhaltend, aber die Luft naßkalt; der Frühling ist kühl, das Wetter im Sommer sehr veränderlich, die Nebel häufig, und nur der Herbst schön.

Producte: Belgien ist ein reiches Getreide-Land. Auf den Ardennen werden dagegen viel Eisen und Steinkohlen gefunden. Der Hauptreichthum des Landes besteht aber in seinen Fabriken.

Einwohner: Das Land ist sehr stark bevölkert, und hat wohl 1 Mill. Einw. mehr als die Niederlande. Die gewöhnlichste Sprache des gemeinen Mannes ist die wallonische, eine Art verdorbenen Französisch. In Flandern, und um Brüssel und Antwerpen herum spricht man flämisch, das sich der holländischen Sprache mehr nähert. Die Gebildeten bedienen sich überall der französischen Sprache. Der katholische Glauben ist fast allgemein und zwar haben sich von je her die Belgier durch ihre Anhänglichkeit an Rom und durch religiösen Aberglauben ausgezeichnet. Die Geistlichen suchen diese Geistesfinsterniß zu erhalten, weil ihr Ansehen beim Volk davon abhängt. Uebrigens herrscht völlige Religionsfreiheit. Nur der kleinste Theil der Einwohner be-

kennt sich zur evangel. Kirche oder zur mosaischen Religion. Ehe Belgien niederländisch wurde, waren die Schulen und andere wissenschaftliche Anstalten im kläglichsten Zustande; denn die Geistlichen wollten ja absichtlich Aufklärung verhindern. Sobald aber der König der Niederlande die Regierung übernahm, wurden neue Schulen errichtet, die alten verbessert, und die Lehrer unter die Aufsicht der Regierung gestellt. Darüber aber waren die Geistlichen unzufrieden; sie schrien unaufhörlich, der Unterricht müsse frei und ohne Aufsicht seyn, und sie waren es vorzüglich, welche 1830 die Revolution herbeiführten, weil sie wohl merkten, daß durch die Schulen die Aufklärung sich zu verbreiten anfing. Die Fabriken in Belgien seit Jahrhunderten sehr bedeutend, waren unter der niederländischen Regierung sehr blühend geworden. Handel und Gewerbe hatten eine seltene Höhe erreicht. Durch die unkluge Revolution haben beide für längere Zeit einen großen Stoß erlitten. Der Handel hat sich größtentheils nach den Niederlanden gewendet, und nur nach und nach kann der große Schaden wieder ersetzt werden. Dennoch sind die Fabriken noch immer recht ansehnlich. Oben an stehen die Tuch- und Wollenzeuch-, die Spitzen-, und Lederfabriken, aber auch die Wagen-, Teppich-, Eisen- und Gewehrfabriken sind sehr bedeutend.

Der Charakter der Einwohner wird nicht gerühmt. Von jeher haben sie sich aufsätzig und untreu gegen ihre Regierung gezeigt und ihr neuerliches Betragen hat keine vortheilhafte Meinung von ihnen erwecken können. Sie haben die Fehler der Franzosen, ohne ihre Tugenden zu haben, sind von ihren eingebildeten Vorzügen sehr eingenommen, und haben in neuester Zeit trotz ihrer Prahlereien sich sehr feig gezeigt. Vor allem hat die gegen den König der Niederlande bewiesene Undankbarkeit ein sehr schlechtes Licht auf ihren Charakter geworfen.

Seit 1831 ist Leopold I. aus dem Hause Coburg, ihr König. Seine Macht ist durch die Verfassung sehr beschränkt. Die beiden Kammern, die des Senats und der Repräsentanten werden vom Könige berufen und aufgelöst. Senatoren wie Repräsentanten werden von den Einwohnern gewählt; jene werden aus den begütertsten, diese aus den wohlhabendsten genommen, und behalten ihre Stellen nur so lange, bis die Kammern aufgelöst werden.

Das Königreich ist zwar in 8 Provinzen getheilt; indessen könnte darin noch manche Abänderung vorgenommen werden, da die Gränzen gegen die Niederlande noch nicht bestimmt sind, und über einige Theile auch Streitigkeiten noch obwalten. Die Provinzen heißen: Südbrabant, Antwerpen, Westflandern, Ostflandern, Hennegau, Namur, Lüttich und Limburg.

Letzteres gehört theilweise zum Königreich der Niederlande, und anderen Theils zu Belgien.

Städte:

Antwerpen. Auf der Reise dahin kommen wir durch lauter flaches, aber herrlich angebautes Land. Alle Dörfer sind so freundlich und reinlich, die Häuser so gut gebaut, daß man auf den ersten Blick die Wohlhabenheit der Einwohner bemerkt. Die große Stadt, sie zählt 66,000 Einw., erinnert an ihre ehemalige Blüthe im 15ten und 16ten Jahrhundert, als sie ein Hauptsitz der Hanse war. Noch steht das große Kaufhaus, das sich die Hanse hier erbaute, das sogenannte Haus der Osterlinger. Damals war die Stadt eine der größten Handelstädte, und zählte über 200,000 Einw. Das, was sie war, ist sie zwar nicht mehr, aber doch noch immer recht ansehnlich. Sie liegt an der hier sehr breiten und tiefen Schelde, auf der die großen Seeschiffe bis in die mit Canälen durchschnittene Stadt kommen können. Seitdem der Handel unter der niederländischen Regierung wieder aufgeblüht ist, herrscht hier eine ungemeine Thätigkeit. Auf den großen Werften werden Kriegs- und Kauffahrteischiffe gebaut, Anker geschmiedet, Segel bereitet, Taue geflochten. Unaufhörlich gehen Seeschiffe auf der Schelde ab und zu, und die Waaren, welche sie bringen, werden wieder auf Flußfahrzeuge gepackt, und auf den Canälen, die von hier nach allen Handelsplätzen der umliegenden Provinzen führen, weiter gesendet. Zwar hat der Handel durch die Revolution v. 1830 sehr gelitten, allein er fängt schon an, sich wieder zu erholen. Die großen, hohen Häuser, die vielen und herrlichen Plätze, besonders der mit prächtigen Häusern umgebene, große Marktplatz, geben der Stadt etwas Großartiges. Daß sie eine Festung ist, verhindert allerdings ihre Erweiterung. Auch befindet sich hier ein sehr großes, ausgemauertes Bassin, in welchem eine Menge Schiffe sicher überwintern kann. Von Gebäuden fällt uns außer jenem Hause der Osterlinger das alte, ehrwürdige Rathhaus und die prächtige Domkirche auf. Sie hat einen der höchsten Thürme. Er hat eine Höhe von 466 Fuß, und ist also noch etwas höher als der Thurm in Landshut in Baiern (454′), aber niedriger als der Riesenthurm in Freiburg in Breisgau (513′) und als der straßburger Münster (495′). Im Dom besehen wir das Grab des Malers Rubens (gest. 1640) und zwei seiner trefflichsten Gemälde. Für unsere Leserinnen giebt es hier schöne Sachen zu kaufen, nämlich feine brabanter Spizzen und geschliffene Diamanten; denn hier sind berühmte Diamantenschleifereien und ein starker Handel damit. Neben der Stadt ist auf einer Anhöhe eine Citadelle, die sich im Decbr. 1832 durch ihre tapfere Vertheidigung unter dem niederländischen General Chassé gegen die französische Uebermacht sehr auszeichnete. — Von hier südlich liegt

Mecheln, zwar nur eine ansehnliche Mittelstadt, aber doch mit wichtigem Handel und mit noch wichtigeren Fabriken. Es ist eine Freude, in diese freundliche und schöngebaute Stadt zu treten, und überall die Spuren der niederländischen Reinlichkeit und des Fleißes zu sehen. Nur ist sie jetzt gegen sonst schwach bevölkert, weil es jetzt

auch außerhalb eben solche Fabriken giebt, und daher der Absatz geringer ist. Besonders finden wir hier herrliche brabanter Spitzen; von den feinsten bezahlt man für 1 Elle wohl gegen 40 Gulden. Auch können wir uns hier mit wunderschönem Tischzeuge versehen. Der Erzbischof von Mecheln ist der erste Geistliche des Landes. — Indem wir uns nun der Hauptstadt des Reichs, der großen Stadt

Brüssel, nähern, scheint es, als wenn wir in einen unabsehbaren Garten führen. Die Dörfer nehmen zu an Nettigkeit der Häuser; sie sind mit Blumengärten umgeben, mit denen Wäldchen, Felder, die mit Bäumen eingezäunt sind, und Wiesen abwechseln, und alle Landstraßen sind mit Bäumen bepflanzt. Endlich fahren wir in die Hauptstadt ein, und so große Erwartungen wir auch davon hatten, so werden wir doch durch die herrliche Bauart überrascht. Den Ankommenden spricht schon am Thore der freundliche Spatziergang an, der, auf den ehemaligen Wällen, rings um die Stadt führt. Die Straßen sind breit, haben meist herrliche Gebäude, im großen Style gebaut; die Plätze sind zum Theil mit Bäumen und Springbrunnen verziert, kurz Brüssel ist eine der schönsten Städte von Europa. Sie hat 112,000 Einwohner. Sie liegt an einem nur unbedeutenden Flusse, einem Nebenflusse der Schelde; aber Canäle gehen von hier aus nach allen größeren, umliegenden Städten. Unter den Gebäuden besehen wir zuerst das alte Rathhaus, ein hohes Gebäude im altdeutschen Style gebaut, mit einem großen Thurme. Indem wir uns auf den großen Markt davor stellen, stehen wir auf dem Platze, wo Herzog Alba 1568 die niederländischen Patrioten, die Grafen von Egmont und Hoorne, enthaupten ließ *). Dem Rathhaus gegenüber ist ein altes Gebäude, jetzt ein Gerichtshaus, in welchem die beiden Grafen vor ihrer Hinrichtung gefangen saßen. Dann gehen wir zu dem königlichen Schloß; denn Brüssel ist auch die Residenz des Königs. In diesem Schlosse wohnten sonst die spanischen und östreichischen Statthalter. Hier war es, wo 1566 3—400 niederländische Edelleute, den Grafen von Brederode an ihrer Spitze, der Statthalterin Margaretha von Parma den Compromiß überreichten, wobei sie den Partheinamen der Geusen erhielten **). Vor dem Schlosse ist ein schöner, botanischer Garten, an den sich ein herrlicher Park anschließt. Dieser bildet ein ungeheures längliches Viereck, das von den prächtigsten Gebäuden eingeschlossen wird, und Spaziergänge der mannigfaltigsten Art enthält: Baum- und Buschparthien, Baumgänge, Rasenplätze, Springbrunnen, Bildsäulen u. s. w. Unter den hiesigen Fabriken besuchen wir besonders die, in denen die feinsten brabanter Spitzen (brüsseler Kanten) gemacht werden. Hier finden wir die feinsten. Es giebt deren, von denen die Elle mit 500 Gulden bezahlt wird. Ferner die berühmte Wagenfabrik. Man kann hier Wagen und Kutschen von allen Arten bekommen, bis zu 4000 Louisd'ors. Nachdem wir uns in der

*) S. meine Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg. Th. 3., S. 160.
**) Ebend. S. 152.

Stadt besehen, haben machen wir uns nach dem ½ Stunde entfernten Schlosse

Laeken (sprich Laken) auf den Weg. Ein schöner Weg, die allé verte, führt dahin. Laeken liegt auf einer Anhöhe, und nimmt sich ungemein schön aus. Es ist ein noch nicht 50 Jahr altes, weitläuftiges und prächtig eingerichtetes Gebäude, das oft von der königlichen Familie bewohnt wird. Von der Stadt aus liegt es nördlich.

Wenden wir uns aber von Brüssel südlich, so kommen wir nicht weit von der Stadt in einen ausgebreiteten, mit schönen Gängen durchkreuzten Buchenwald, den Sonjen-Bosch (foret de Soigne). Sobald wir hindurch sind, stehen wir beim Dorfe Waterloo auf dem denkwürdigen Kriegsschauplatze des J. 1815. Vor uns senkt sich das Land abwärts, und wir können daher von hier das ganze Schlachtfeld übersehen *). Da sehen wir das Dorf Mont St. Jean, von dem die Franzosen die Schlacht vom 18ten Juni. benennen; in weiterer Entfernung das Vorwerk Belle-Alliance, wo sich Blücher und Wellington nach erfochtenem Siege zuerst trafen, und einander in die Arme fielen; ganz hinten die Gegend von Ligny und Quatrebras, wo am 16ten Jun. so blutig gefochten wurde. In der Nähe aber, links, zeigt man uns den Wald, aus dem die Preußen heraustraten, als sie am Abend des 18ten Junius dem bedrängten Wellington zu Hülfe kamen. Alles das können wir hier mit Einem Blicke übersehen. Ein kolossaler Löwe von Eisen zeigt uns, wo die entscheidende Stelle der Schlacht war.

Nach Brüssel zurückgekehrt, nehmen wir unsere Richtung nach Osten, und gelangen nach

Löwen. Im 14ten Jahrhundert waren hier die Tuchmanufacturen so wichtig, daß sie 200,000 Einwohner hatte. Jetzt ist von der großen Tuchfabrikation fast Nichts mehr übrig, und jene große Zahl von Einwohnern ist fast bis auf den 8ten Theil zusammengeschrumpft. Dennoch gewährt die Stadt in der Ferne einen großartigen Anblick. Ihr großer Umfang und ihre vielen Thürme lassen eine ansehnliche Stadt erwarten. Aber in der Nähe sieht man sich getäuscht. Die innere Stadt nämlich ist allein bewohnt und selbst hier sind die Straßen öde, und hier und da mit Gras bewachsen. Die äußere Stadt umgiebt die innere kreisförmig, und besteht jetzt bloß aus Feldern, Gärten und leeren Plätzen. Löwen hat eine katholische Universität. — Wenn wir unsern Weg nach Osten fortsetzen, so kommen wir an den Fluß Maas, an dem

Lüttich liegt, eine große, ansehnliche Stadt, mit 55,000 Einwohnern. Ihre Ansicht von außen ist großartig. Die vielen und zum Theil schönen Thürme, die hohen Häuser, lassen eine schöne Stadt vermuthen. Das ist aber keineswegs der Fall. Sie ist alt, die Straßen eng, finster und krumm, die Häuser meist von dem vielen Steinkohlendampfe geschwärzt. Nur die Häuserreihen, die längs der Maas hinlaufen, die sogenante, untere Stadt, sind schön

*) S. meine Weltgesch. f. Töchtersch., 4te Ausg., Th. 3., S. 457 u. fogl. Auch meine Gesch. der Deutschen f. Töchtersch., Th. 2., S. 670.

und freundlich. Im Mittelalter waren die Einwohner wegen ihres Uebermuths bekannt; denn sie waren durch Gewerbfleiß sehr wohlhabend geworden, und wagten es mehr als einmal, selbst dem mächtigen Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, Hohn zu sprechen. Im Laufe der Zeit sind sie bescheidener und auch ärmer geworden; aber den alten Fleiß haben sie noch immer, und verarbeiten besonders eine Menge Eisen, das in der Nähe gefunden wird, zu den mannigfaltigsten Waaren. Vorzüglich ist die Umgegend reich an Steinkohlen. Auch kommen aus der Gegend von Lüttich die berühmten, aber stark riechenden, limburger Käse. Sie haben den Namen von einem Städtchen Limburg, das nach der deutschen Gränze zu liegt, werden aber in Herve gemacht.

Ueberhaupt ist der ganze Strich an der deutschen Gränze, östlich von Lüttich, recht merkwürdig. Denn zuvörderst liegt hier der berühmte Badeort

Spaa, ein kleiner, aber gar freundlicher und nett gebauter Ort, in welchem und in dessen nächster Umgegend eine unzählige Menge Mineralquellen aus der Erde sprudelt. Die Natur giebt hier ihre Gaben so reichhaltig, daß die Menschen, so viele Flaschen auch verschickt werden, und so viel auch die Badegäste an den Quellen trinken, doch nicht alles verbrauchen können. Ferner werden in dieser Gegend, besonders in und um

Verviers, ungemein viele und schöne Tuche verarbeitet. Dies ist die Gegend, aus der die berühmten niederländischen Tuche kommen, die man den inländischen, vielleicht nur, weil sie aus der Fremde kommen, oft vorzuziehen pflegt. Wir erinnern hier an das, was wir oben bei Beschreibung der preußischen Provinz Niederrhein von den dort an der niederländischen Gränze, besonders in Montjoie, blühenden Tuchmanufacturen gesagt haben. Verviers und Montjoie sind nahe bei einander. So finden wir also auf beiden Seiten dieser Gränze denselben Zweig der Industrie. — Dasselbe ist mit einem andern Gewerbszweig der Fall. Wir sahen oben, daß in der preußischen Provinz Niederrhein, in Malmedy, ausgezeichnete Ledergerbereien waren. Ebenso werden diesseits in der sonst kleinen Stadt

Stablo ungemein viele Häute zu Sohlenleder verarbeitet. Beide, Malmedy und Stablo, liegen einander ganz nahe; fast nur die Gränze läuft zwischen ihnen hin. Das Leder wird unter dem Namen des mastrichter Sohlenleders verkauft, und wegen seiner Haltbarkeit ungemein geschätzt. Die Güte des Leders soll theils von der sorgfältigen Bearbeitung, theils von der Härte des Wassers eines vorbeifließenden Flüßchens herrühren.

Von der deutschen Gränze wenden wir uns nach Westen zurück, um die südlichsten Provinzen zu besuchen. Von Stablo gehen wir nach der Maas zurück, und nun diesen Fluß aufwärts. Hier kommen wir nach

Namur, einer sehr bedeutenden Festung, in einem schönen Thale der Maas, wo die Sambre sich mündet. So nett auch die Stadt gebaut ist, so hat sie doch etwas Unheimliches, weil man überall,

wohin man sieht, Festungswerke erblickt; denn selbst die umherliegenden Berge sind mit Citadellen gekrönt, die über die Stadt hinragen.

Nicht weit von Namur liegt das Schlachtfeld von Ligny, wo am 16ten Jun. 1815 die Preußen sich gegen die Franzosen so tapfer schlugen, aber endlich sich zurückziehen mußten, nachdem der alte Blücher beinahe in die Hände der Sieger gefallen wäre. *) Etwas weiter besuchen wir auch das Schlachtfeld von Quatrebras, wo an demselben Tage der hochherzige Herzog von Braunschweig, Wilhelm, den Heldentod fand **).

In westlicher Richtung wenden wir uns nach

Bergen oder Mons, wieder eine Festung; denn die französische Gränze ist von hier nicht weit. Nahe bei ihr, etwas westlich, liegt das Dorf Jemappes, wo 1792 die Franzosen unter Dumouriez den Oestreichern eine entschiedene Niederlage beibrachten ***). Noch westlicher liegt auf beiden Seiten der Schelde

Doornick (spr. Dornick), französisch Tournay, auch befestigt. Hier besehen wir die große Teppichfabrik, vielleicht die größte der Art. In den Fabrikgebäuden selbst werden 900, und außer denselben noch 4000 Menschen beschäftigt, und alle Arten von Teppichen gemacht.

Dann geht es die Schelde hinab in nördlicher Richtung nach Flandern. Hier finden wir die große Stadt

Gent an der Schelde. Sie ist eine der größten Städte in Belgien von wenigstens 80,000 Einw. Im Mittelalter war sie noch weit ansehnlicher; aber die Stadt Antwerpen entzog ihr einen großen Theil ihres Handels, und endlich empörte sie sich im 16ten Jahrhundert gegen Carl V., der ihr dafür ihre vielen Freiheiten nahm. Seitdem sank ihre Blüthe, aber dennoch ist sie noch heute ungemein fabrikenreich und recht ansehnlich. Ihre Lage an der Schelde und an der Mündung mehrerer Nebenflüsse in dieselbe macht, daß sie auf 26 Inseln gebaut ist. Diese sind durch mehr als 300 Brücken mit einander verbunden; denn außer den Flüssen wird sie noch durch viele Canäle durchschnitten, also eine rechte Inselstadt. In Hinsicht der Schönheit kann sie sich nicht wohl, aber in Hinsicht der Größe mit Brüssel messen. Von den Gebäuden besehen wir den Prinzenhof. So heißt das alte Schloß, in dem die alten Herzöge von Burgund wohnten, wenn sie in Gent waren, und in welchem Kaiser Karl V. geboren wurde. Unter den Fabrik-Erzeugnissen zeichnen wir besonders die schöne genter Leinwand und die Spitzen aus, die auch hier recht schön gemacht werden. Noch schöner finden wir diese Waaren in

Cortryk, franz. Courtray, das in südwestlicher Richtung von

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 3., S. 457; und meine Gesch. der Deutschen für Töchtersch., Th. 2., S. 666.

**) S. Ebend.

***) S. meine Weltgeschichte, Th. 3., S. 387 und meine deutsche Geschichte Th. 2., S. 496.

Gent liegt. Hier wird, außer Spitzen, besonders herrliche Leinwand und Damast gewebt. Man kann da so feine Leinwand erhalten, daß die Elle 5 Gulden kostet. In der ganzen Gegend umher weben die Leute Leinwand. Als Stadt ist sonst Cortryk viel unbedeutender als Gent. — Nördlich reisend kommen wir nach

Brügge. Was für eine ansehnliche Stadt war Brügge, besonders zur Zeit der Hansa! Diese hatte hier ein Hauptcomptoir, eine Hauptniederlage ihrer Waaren; die prachtvollsten Häuser schlossen die Straßen und Plätze ein; Schiffe aus allen damals bekannten Gegenden der Erde brachten die Erzeugnisse derselben hierher, und die Bürger waren durch Handel und Gewerbe reich und so übermüthig geworden, daß sie sogar wagten, den Erzherzog und nachmaligen Kaiser Maximilian I. gefangen zu nehmen *). Aber eben dieser Uebermuth brachte die Stadt um viele ihrer Freiheiten. Der Handel zog sich mehr nach Antwerpen, und jetzt ist der Handel von Brügge, obgleich immer noch recht ansehnlich, nur noch ein Schatten gegen den ehemaligen. Sie liegt zwar nicht am Meere; aber sie ist durch Canäle mit demselben und mit den ansehnlichsten Städten des Landes in Verbindung gebracht. — An der See finden wir

Ostende, eine ansehnliche Mittelstadt mit einem wichtigen Seehafen.

Helvetien oder die Schweiz.

„Auf den Bergen ist Freiheit!
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Natur ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Es kann keinen größeren Contrast geben, als die flachen, berglosen, morastigen Niederlande und das hochgelegene, gebirgige Helvetien voll der erhabensten Naturscenen. So wie jene das niedrigste Land in Europa sind, so ist Helvetien das höchste, und bildet gleichsam einen Mittelpunkt, von welchem alle europäische Gebirge ausgehn. Wir pflegen zwar die politische Eintheilung eines Landes erst später zu geben als die Beschreibung des Bodens; aber hier wird es, um das Folgende recht zu verstehen, und sich in den Gebirgen zurecht zu finden, besser seyn, erst die 22 Kantone auf der Karte recht einzuüben. Sie heißen: Basel, Solothurn, Aargau, Zürich, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Appenzell, Graubündten, Tessino, Wallis, Genf, Waadtland, Neu-

*) S. meine Gesch. der Deutschen, Th. 1., S. 474.

enburg, Freiburg, Bern, Uri, Glarus, Schwyz, Zug, Unterwalden und Lucern.

Boden: Eigentliche Ebenen giebt es in ganz Helvetien nicht. Auch das niedrigste Land ist nicht ganz eben, sondern besteht nur aus etwas weiteren, von niedrigeren Bergen eingeschlossenen Thälern. Am niedrigsten ist das Land im Norden und vom Bodensee schräg durch bis zum Genfersee. Aber auch hier sind überall Berge und Thäler; nur sind jene nicht mit ewigem Schnee bedeckt, meist mit Gras und Bäumen bewachsen, und die Thäler sind nicht so enge, so schauerlich, so wild als im Hochgebirge. Aber der ganze Süden und Osten ist mit den höchsten, schroffsten und wildesten Bergen und Felsen überdeckt. Die meisten Thäler sind bewohnt, und die nicht ganz hochgelegenen mit Feldern, Obst- und Weingärten bedeckt, die auch die Berge hinaufgehen, so weit die Gegend es erlaubt. Steigt man höher hinauf, so kommt man in die Region der Waldungen. Anfangs sind es meist Laubbäume; höher oben findet man Nadelholz, noch höher nur Kienholz. Da, wo der Kälte wegen die Waldungen aufhören, fangen die sogenannten Alpen oder Matten an. Darunter versteht man herrlich grüne Abhänge, nicht allein mit Gras bedeckt, sondern auch mit prächtigen und mannigfachen Blumen, unter denen die schöne Alpenrose eine der schönsten ist. Man erstaunt über die Kraft, welche die Natur in diesen Berggegenden hat, in solcher Höhe, wo kein Baum mehr wächst, eine solche üppige Fülle von Pflanzen hervorzubringen. Auf diesen Matten ist es, wo die Hirten in den wenigen Sommermonaten ihre Heerden weiden, und den berühmten Käse bereiten. Sie wohnen dann in einfachen, hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, welche sie beim Einbruche der Kälte wieder verlassen, um das Vieh in die Thäler hinabzutreiben. In diesen Hütten leben sie ganz einsam, und nähren sich von nichts als Milch, Molken und Käse. Ein Stück Brot ist hier eine Seltenheit. Die Matten reichen hinauf bis dicht an die Gränze des ewigen Schnees und Eises, und hier ist der Abschnitt so schroff, daß man mit der einen Hand den Schnee fassen, und mit der andern Alpenblumen pflücken kann; ja noch unter dem vordersten Schnee grünen oft die Pflanzen, und schmilzt er eine Strecke weit weg, so sind schnell die Blumen da. Ueber den Matten liegt also der ewige Schnee. Thaut auch in den wärmsten Sommertagen etwas davon weg, so kommt im Winter mehr hinzu, als der nächste Sommer wegthauen kann, und so wird des Schnees immer mehr. Sind aber die Berge zu steil, als daß der Schnee liegen bleiben kann, oder sind es gar ganz schroffe Felsengrate, oder ragen die Felsspitzen jäh in die Luft, was man Hörner (dent, aiguille) nennt, so stehen die Felsen

kahl da, und bilden mit ihren starren Formen einen grellen Contrast gegen den blendend weißen Schnee. Unbeschreiblich schön ist der Anblick, wenn an einem klaren Morgen oder Abend das tief liegende Land mit Dämmerung bedeckt ist, und nur die hohen Bergkuppen und die schroffen Hörner im Sonnenlichte prangen. Der Schnee und das Eis erscheinen dann nicht weiß, sondern rothglühend, und spielen da, wohin der Schatten fällt, in verschiedenen Farben. Daher wird dies das Alpenglühen genannt. In den höchsten Thälern zwischen den Schneebergen sammelt sich nun Schnee und Eis zu Gletschern oder Firnen an, wobei wir uns auf das beziehen, was wir davon schon bei der physischen Erdbeschreibung S. 35 u. 36. gesagt haben und was wir zum Ueberlesen empfehlen. Ebenso das, was die Lauwinen und Bergstürze betrifft.

Nun wollen wir die Hauptzüge der Gebirge Helvetiens verfolgen. Dies Land hat zwei Gebirge: die Alpen und den Jura. Der letztere ist bloß im äußersten Westen des Landes. Alle übrige Bergketten aber gehören den Alpen zu. Den Mittelpunkt dieses Gebirges macht der St. Gotthard aus, den wir uns aber nicht als einen einzelnen Berg denken müssen, sondern als einen mächtigen Gebirgsstock, von dem nach allen Seiten, wie Strahlen, Bergketten laufen. Auf ihm erheben sich eine Menge Hörner, die zum Theil unersteiglich sind, und zwischen ihnen befinden sich Felsenthäler und Einsenkungen. Bekanntlich geht über ihn hin eine Hauptstraße, die, von Deutschland kommend, Helvetien von Norden nach Süden durchschneidet, und nach Italien führt; aber sie führt nicht über die höchste Spitze, von der man etwa Helvetien und das nördliche Italien überschauen könnte, sondern man befindet sich, wenn man den höchsten Punkt der Straße erreicht hat, von höheren Bergkuppen umgeben, also in einem Felsenthale, von dem man keine weite Aussicht hat. Auch ist der St. Gotthard keineswegs der höchste Berg Helvetiens, aber dennoch der Mittelpunkt, von dem die übrigen Bergketten ausgehen, in welchem sie sich wie in einem Knoten vereinigen.

Zwei dieser Bergketten, welche die höchsten Berge des Landes, die wildesten Naturscenen enthalten, ziehen sich südwestlich, ziemlich parallel, nach dem Genfersee zu, und schließen ein wildes und tiefes Thal, das von der Rhone durchströmt wird, ein, das Walliserland. Die nördlichere dieser beiden Ketten heißt die Berner-Alpen, die südlichere: die penninischen Alpen.

Die Berner-Alpen ziehen sich vom St. Gotthard bis an das Ostende des Genfersees hin, zwischen dem Walliserlande und dem Kanton Bern, über dessen südliche Hälfte sie sich weit hin lagern. Dieser mächtige Gebirgszug ist reich an den wilde-

sten Gegenden, voll hoher Felsen, die weithin über die Wolken ihre Häupter erheben, voll schauerlicher Abgründe und weiter Schneefelder und Gletscher, wo die ewige Stille nur durch den dumpfen Hall herabstürzender Lauwinen dann und wann unterbrochen wird. Die meisten dieser Berge endigen sich oben in Hörner, die so schroff himmelan streben, daß nur an einzelnen Stellen der Schnee liegen bleibt, der dann mit der grauen Felsenmasse einen grellen Contrast bildet. Zunächst am Gotthard ist die Furka; dann die Grimsel; über welche ein Pfad, oft an bodenlosen Abgründen hin, vom Bernerlande nach Wallis führt. Hören wir einen Reisenden, der vom Gotthard über die Furka nach der Grimsel ging: „Von der Furka setzten wir den Weg nach der Grimsel über die Mayenwand fort, die so schroff und steil ist, daß man sich bisweilen mit den Händen forthelfen muß, und öfters nicht aufrecht stehen kann. Wer dem Schwindel unterworfen ist, dem ist nicht zu rathen, die Mayenwand zu besteigen; denn man kommt an jähen und tiefen Abgründen vorüber. Sie ist mit Filzrasen überzogen, aus dem Lerchenbäume einzeln hervorragen. Auf der Höhe schließt sich vor den Blicken die Ansicht einer bisher noch nicht sichtbar gewesenen Gebirgskette auf, die südlich ein weites Land durchläuft, und mit dem großen Bernhard am südwestlichen Himmel endigt (die penninischen Alpen). Hier auf der Höhe der Wand verliert sich der Pfad in eine schreckliche, labyrinthische Einöde; Felsenblöcke liegen in der gräulichsten Verwirrung durch einander, und man befindet sich in einer Gegend, wo bei trübem Wetter der beste Führer in Gefahr ist, sich zu verirren. Himmelwärts thürmen sich senkrechte Bergwände zu allen Seiten auf; unter dem Eis erstirbt die organische Natur, und überall deuten Zerreißungen der Felsgebirge, tiefe Risse und Spalten auf jene Erdrevolutionen, die lange vor der Geschichte der Menschheit hier gewüthet haben. An des Nordpols Ende, däucht mir, kann die Natur nicht nackender, nicht lebloser, nicht fürchterlicher seyn als hier, wo die Erde noch in ihrer Urgestalt, noch Chaos ist. Aus dieser Trümmergegend der Urwelt führt der Weg wieder abwärts in ein nicht minder wildes Felsenthal, in welchem das Hospitium der Grimsel liegt. Denke dir einen finstern, kleinen Felsensee, zu dessen Wasserspiegel sich unglaublich starre und schauerliche Bergtrümmer hinabsenken, deren hohe Zinnen mit ewigem Schnee bedeckt sind; zwei kleine Gebäude, um den müden Wanderer zu bergen, an seinen todten Ufern; daneben ein kleiner mit Felsenstücken übersäeter ebener Raum, in den sich ein grauer Gletscherstrom von den Bergen herabstürzt; das ist Alles, was das Auge sieht. Wenn die kühne Phantasie des Dichters uns eine Wildniß malt, da sehen wir gewöhnlich ein

enges Thal mit jähen Wänden und rauhen, überhängenden Felsen, an denen der Epheu sich klammernd emporwindet; sein modernd Haupt trägt wildverwachsenes Gesträuch, und aus der tiefen Bergschlucht stürzt geräuschvoll ein klarer Gießbach hervor. Aber was ist ein solches Gemälde gegen jene felsige Einöde, wo alles Leben aufhört, wo kein Frühling athmet, und die Sonne nicht Kraft genung hat, die Berge vom Schnee, und die Thäler vom Eise zu befreien, wo das Urgerippe unseres Erdballs zu Tage ausgeht, und keine Spuren jener Wiedergeburten wahrzunehmen sind, die den Erdkörper zur Hervorbringung organischer Wesen vorzüglich geschickt machten. Was ist der Fels mit der Epheuranke gegen die entsetzlichen Hörner, die, in Terrassen aufgethürmt, oft weit über die Wolkenhöhe hinausstreben! Was der rauschende Waldbach gegen die grauen Wogen der Aar, die ein gähnender Bergkoloß herabspeit in die Tiefe der Thäler! Da ich nun einmal alles schön finde, was die Natur Schreckliches erzeugt in ihren Werken, so gefiel mir denn auch die Parthie der Grimsel, die stille Herberge, von der namenlosen Wildniß umschlossen, ungemein. Dies Hospiz liegt mehr als 6500 Fuß über dem Meere, und der Wirth ist von der berner Regierung dahin gesetzt, jeden Fremden aufzunehmen, weil weit und breit keine menschliche Wohnung existirt. Hier fanden wir noch einen Abkömmling der berühmten, menschenrettenden Gotthardshunde, von welchen die rührendsten Züge erzählt werden. Die kolossale Gestalt, so wie der strenge Ernst des Hundes, gefiel uns ungemein." — Gleich hinter der Grimsel steht — wir möchten sagen — ein Wald von ungeheuren Hörnern, die von gewaltiger Höhe auf die umliegenden Berge herabblicken. In den Abgründen, die sie einschließen, liegen unzählige Gletscher und Schneefelder, und so wie die Hörner selbst meist ganz unersteiglich sind, so setzt auch selten ein kühner Gemsenjäger seinen Fuß in diese schauerliche, und zum Theil ganz unzugängliche Wildniß. Die höchsten Berge mit Hörnern sind hier: das Wetterhorn, das Schreckhorn, das Finsteraarhorn (über 13,000'), die Viescherhörner, der Eiger, der Mönch, die Jungfrau. Sie stehen nicht in einer fortlaufenden Reihe, sondern im berner Oberlande in ordnungslosem Haufen durch einander. Nur die Jungfrau ist unter denselben erstiegen worden, obgleich mit ungeheuren Beschwerden und Gefahren. — Hier hören die hohen Hörner auf; aber Berge auf Berge gethürmt ziehen sich durch das Land, unter denen sich die ewig beschneite Blümlisalp besonders hervorthut. Endlich erreichen wir die Gemmi, einen Berg, über den wieder ein Weg aus dem Bernischen nach dem Walliserthale führt. Hier ist der Abhang so steil, daß der Felsen-

pfad im Zickzack hat in den Felsen gesprengt werden müssen. Der gerade Zug der Berneralpen hört da auf, wo die Kantone Bern, Waadt und Wallis zusammenstoßen. Hier theilt sich die Kette. Der eine Arm geht nordwestlich bis an die Ostspitze des Genfersees; der andere verfolgt die Gränze zwischen Waadt und Wallis bis an die Rhone. Hier bildet der Dent de Morcles den Schlußstein.

Die 2. Kette, die vom Gotthard ausläuft, ist die der penninischen Alpen. Hier sind zwar nicht die sonderbar geformten Hörner, aber dafür übertreffen die penninischen Alpen zum Theil die berner noch an Höhe. Die merkwürdigsten Berge in dieser Reihe, vom Gotthard angerechnet, sind: der Simplon. Schon seit Menschengedenken führte hier eine Straße über das Gebirge vom Walliserlande nach Italien; aber sie konnte nur auf Saumrossen (Maulthieren) zurückgelegt werden. Da ließ Napoleon eine herrliche Straße anlegen, die auch für Fuhrwerke zu gebrauchen ist, und zeigt, was der Fleiß der Menschen vermag, und wie er auch die größten Naturhindernisse zu überwinden versteht. Der Weg mußte in den Felsen gesprengt werden; hier und da mußte man ihn sogar durch die Felsen hindurcharbeiten, so daß man an mehreren Stellen eine lange Strecke wie in einem Keller unter Felsengewölben (hier Gallerien genannt) hindurchfährt, und an noch andern Stellen, wo die Straße an ganz schroffen Wänden über Abgründen hinläuft, erbaute man Pfeiler und Gewölbe von dem tiefen Thale bis zur Straße hinauf. Weiterhin kommen wir zum Monte Rosa, dem höchsten dieser Kette, und einem der höchsten von Europa (über 14,000'). Er ist erst vor 16 Jahren zum ersten Male mit unendlichen Gefahren bestiegen worden. Von hier läuft die höchste Kette immer auf der Gränze zwischen Helvetien und Italien fort. Da finden wir wieder auf der südlichsten Spitze des Walliserthales einen merkwürdigen Berg, den großen Bernhard. Schon zu den Zeiten der Römer führte eine Straße über ihn hin, und 1800 wagte es gar Napaleon, mit seinem ganzen Heere über diesen Felsenpfad zu ziehen. Oben steht ein wohlthätiges Kloster, ein Hospiz, in welchem fromme Augustiner jeden Fremden bewirthen, ohne dafür etwas zu verlangen; allein wie gern giebt nicht der Reisende, der in diesen öden Gegenden nicht nur Obdach, sondern freundliche Bewirthung findet, eine nicht geforderte Bezahlung! Tritt hier oben schlechtes Wetter, Sturm, Nebel, oder gar Schneegestöber ein, so kann der Reisende, ehe er das Kloster erreicht, leicht verunglücken. Er verliert die Spur des Weges, irrt umher, legt sich endlich ermüdet hin, und erfriert oder wird vom Schnee begraben; oder er stürzt in Felsspalten oder Abgründe hinab. Dazu werden im Kloster große Hunde gehalten, die ab-

gerichtet sind, bei solchem Wetter verirrte Reisende aufzusuchen und zum Kloster zu führen, oder die Mönche herbeizurufen, und ihnen beizuspringen. Schauerlich ist der Schuppen, der dem Spital, einem am Abhange des Berges liegenden Gebäude, gegenüber steht. In ihm stehen die Leichen derer, die auf dem Berge verunglückt sind. Der felsige Boden erlaubt nicht, daß man sie begräbt; auch thut man dies darum nicht, weil von vielen der Gefundenen niemand den Namen und Stand kennt. Darum werden sie hier aufgestellt, damit die Angehörigen derselben, wenn sie etwa hier Nachsuchung halten wollten, sich überzeugen können, ob der Verlorengegangene unter den hier Verunglückten sey. Da die Körper in dieser Höhe nicht verwesen, sondern ausfrieren, so stehen ihrer hier schon eine Menge, einer friedlich neben dem andern, der Arme vielleicht neben dem Reichen, der Engländer neben dem Deutschen, Leute, die sich im Leben nie gesehen hatten. Der Weg über den Bernhard war sonst nur für Fußgänger und Saumrosse; jetzt ist er auch für leichte Wagen eingerichtet. — Bald hinter dem großen Bernharde theilt sich dieses Gebirge. Ein Arm, der höchste und wildeste, zieht nach Italien südwestlich hinab, und aus ihm ragen der Bergriese Montblanc und neben ihm der kleine Bernhard mit ihren weißen Häuptern hervor. Der andere Arm geht nordwestlich nach dem Genfersee zu, und macht die Gränze zwischen Italien und dem westlichen Theile des Walliserlandes. Hier sind die Monts maudits und in der Mitte der Kette der Dent du Midi, gerade gegenüber dem Dent de Morcles, der oben bei den berner Alpen genannt worden ist; nur die Rhone trennt beide.

Wir kehren nach dem Gotthard zurück, und verfolgen die dritte, von ihm nach Osten ausgehende Bergkette, die sich noch mehr als die beiden vorigen Ketten ausbreitet, und mit ihren Seitenzweigen das ganze östliche Helvetien überdeckt. Es sind die rhätischen Alpen, auch ein sehr hohes, wildes, mit zahllosen Schneefeldern und Gletschern durchzogenes Gebirge. Sein Hauptrücken geht von dem Gotthard auf der Gränze zwischen den Kantonen Graubündten und Tessino eine gute Strecke hin, bis dahin, wo der südlichste Gipfel von Graubündten anfängt. Hier zieht sich der Rücken nach Nordosten, und läuft dann theils auf dem linken Ufer des Inn nach Tyrol hin, theils bildet er auf dem rechten Innufer die Gränze zwischen Graubündten und Italien. Jener Kamm ist der höchste, und die vornehmsten Spitzen sind folgende: zunächst dem St. Gotthard der Adula und der Lukmanier; auf der Gränze zwischen Italien und Graubündten, gerade östlich von der Quelle des Hinterrheins, der Splügen, über den jetzt eine herrliche Kunststraße führt,

weiter hin, in Graubündten auf der linken Seite des Inn, der Septimer, der Julierberg und der Albula.

Eine vierte Hauptalpenkette geht vom St. Gotthard nach Nordosten und zwar längs der nordwestlichen Gränze von Graubündten, und der südlichen Gränze von Glarus und St. Gallen fort. Die Hauptberge sind: der Crispalt zwischen Uri und Graubündten, der Tödi oder Dödi an der Südspitze von Glarus, und endlich der Rhätikon, der eigentlich kein einzelner Berg, sondern die ganze Bergreihe zwischen Graubündten und Deutschland ist.

Eine 5te Kette zieht vom Gotthard und der Furka nördlich zwischen der Aar und der Reuß. Man kann sie die Vierwaldstädter-Alpen nennen. Hauptberge sind hier der Titlis und die Surenen, beide auf der Gränze zwischen Unterwalden und Uri.

Außer diesen Hauptbergzügen merken wir uns noch folgende in den Nebenästen liegende Berge: den Glarnisch im Kanton Glarus; den Säntis an der Südspitze von Appenzell; den Albis, einen langen Bergzug westlich vom Zürchersee; den Rigi zwischen dem Zuger- und Vierwaldstädtersee im Kanton Schwyz; den Pilatus an der Nordgränze von Unterwalden.

Das zweite Hauptgebirge ist der Jura. Er befindet sich im äußersten Westen des Landes, und streicht von Südwesten nach Nordosten, zum Theil längs der französischen Gränze hin. Der höchste Berg ist die Dole nicht weit vom westlichen Ufer des Genfersees. Die Ausdehnung des Jura ist von Genf bis nach Basel am Rhein.

Klima: Die Luft ist überall rein und daher gesund. Die Wärme und Kälte ist sehr verschieden, je nachdem man hoch oder niedrig wohnt. In den niedrigen Thälern, besonders denen, welche der Sonne ausgesetzt sind, ist es im Sommer warm, ja oft drückend warm, so daß selbst der Weinbau sehr gut gedeiht. Hier sind auch die Winter recht gemäßigt. Dagegen ist die Luft in allen höher gelegenen Thälern rauh und scharf, selbst zuweilen im Sommer, und der Winter ist hier sehr streng. Daß es auf den Bergen rauh sey, versteht sich von selbst. Ueber 7800 Fuß hinauf liegt der ewige Schnee. Hier steht selbst in den heißesten Sommertagen, wenn der Thermometer unten mehrere 20 Grad Hitze hat, das Queckſilber mehre Grade unter Null. Am wärmsten und mildesten ist die Luft in den Kantons, die den Südwinden mehr offen stehen, und dagegen vor den Nordwinden geschützt liegen, namentlich Tessin, Waadt und Genf. Unter den Winden ist der Föhn der berüchtigste. Er kommt aus den Schlünden des Gotthard, und verfängt sich oft in den hohen Felswänden, die den Vierwaldstädtersee einschließen. Dann wühlt

er den See zu hohen Wellen auf, und die auf dem See gerade fahrenden Schiffe sind in Gefahr, an die Felsen geschleudert, und vom Wasser verschlungen zu werden.

Gewässer: Erst die Landseen. Es giebt ihrer in der Schweiz eine große Menge, alle haben in so fern denselben Charakter, als ihre Betten Felsenkessel sind, in denen sich das Wasser gesammelt hat. Alle sind mehr oder weniger mit Bergen und Felsen umgeben, und daher bilden sie ungemein romantische Gegenden. Durch beinahe alle gehen Flüsse hindurch. Ihre Tiefe ist sehr bedeutend; in manchen könnten 2, 3—4 unserer Kirchthürme über einander stehen, ohne kaum die Oberfläche des Wassers zu erreichen.

1. Der Bodensee. Wir begnügen uns, ihn zu nennen, da wir ihn schon oben bei Deutschland beschrieben haben.

2. Der Zürchersee, einer der schönsten, mit reizenden Ufern. Hier findet man noch nicht die Wildheit der Natur, wie bei den Seen im Innern der Hochalpen; aber die Lieblichkeit der Gegend ist unbeschreiblich. Die Ufer sind mit freundlichen Bergen bekränzt, an denen hübschgebaute Städte und Dörfer liegen. Daher wird auch wohl kein See so viel zu Wasserlustfahrten benutzt als er, und wie schön schmeckt ein Gericht köstlicher Lachse, Karpfen oder Forellen, in einem Fischerdorfe an seinen Ufern genossen! Seinen Hauptzufluß erhält er durch den Fluß Linth, die unter dem Namen der Limmat bei der Stadt Zürich wieder hinausfließt. In dem oberen Theile des Sees liegt die überaus reizende, kleine Insel Ufnau. Sie erinnert uns an Ulrich von Hutten, der hier begraben liegt *). Er starb 1523 auf Ufnau, erst 35 Jahre alt. Er hinterließ nichts als eine Feder, ein Exemplar seiner kleinen Schriften mit eigenhändigen Verbesserungen, und einige Briefe. Diese Sachen werden als Reliquien auf der Bibliothek in Zürich aufbewahrt.

3. Der Zugersee, südwestlich vom vorigen, ist ein kleinerer, aber mit schönen, zum Theil felsigen Ufern umgebener See. Am steilsten und höchsten ist sein südwestliches Ufer, wo der Rigiberg seinen Fuß bis an den See setzt. Hier erhebt sich das Ufer bis zu einer Höhe von mehr als 4000 Fuß. Jenseits des Rigi liegt

4. Der Vierwaldstädtersee. Er hat eine sehr unregelmäßige Gestalt; sein nordwestlicher Theil wird auch wohl der Luzerner-, und der südliche der Urnersee genannt. Er bildet ein großes und tiefes Felsenbecken, das von dem Wasser

*) Siehe mein Lehrbuch der Litteratur für das weibliche Geschlecht, Th. 4, S. 32.

der Reuß und andrer Flüsse angefüllt ist. Seine Ufer sind erhaben schön. Die Lieblichkeit des Zürchersees fehlt zwar; dafür gewähren die hohen, ihn zum Theil einschließenden, und bis zu 10,000 Fuß steigenden Felsen ihm ein schauerliches Ansehen, besonders wenn er vom Sturme bewegt ist, und das Wasser vom Widerschein der Felsen und des Wolkenhimmels schwarzgrau erscheint. Aber eben diese schauerliche Wildheit ist die Ursache, daß der Reisende auf ihm sich unbehaglich fühlt. Wir besuchen hier das Grütli oder Rütli, eine von Felsen und dem See umgebene, einsame Bergwiese, 640 Fuß über dem See, auf dem westlichen Ufer, wo die drei Schweizer: Arnold aus dem Melchthal, Walther Fürst und Werner Stauffacher nebst noch 30 Andern 1307 schwuren, die Freiheit des Vaterlandes herzustellen *). Schräge gegenüber ist der platte Fels, auf den sich Tell schwang, als ihn der Landvogt Geßler von Bruneck von Altorf über den See nach Schloß Küßnacht führen wollte **). Die Klippe heißt noch Tells-Platte. Hier ist nochmals eine Capelle, Tellen zu Ehren, die noch steht, erbaut, die Tellscapelle.

5. Der Wallenstädtersee. Er liegt von dem vorigen östlich, und wird auch der Wallensee genannt. Wie der vorige, ist er von hohen, schroffen, wilden Felsen umgeben, von denen hier und da, oft 1000 Fuß hoch, schäumende Bergströme herabstürzen, und da er kaum 1 Stunde breit ist, so erscheint er noch schauerlicher und öder. Daher ist der Eindruck, den er hinterläßt, wenn man von den jähen Felsenabhängen zu ihm herab schaut, mehr erhaben als erfreulich.

Diese 5 Seen sind im nördlichen Helvetien. Im südwestlichen merken wir uns ihrer 6.

6. Der Thuner- und

7. der Brienzersee. Beide liegen am Eingange zum berner Oberlande, bilden zwei tiefe Bergkessel, und werden vom Flusse Aar durchflossen. Der letztere, der dem Hochgebirge noch näher, oder vielmehr schon in demselben liegt, ist wilder als der Thunersee. Beide werden von den Reisenden besonders viel besucht, da über sie hin der Weg ins berner Oberland führt. — Nach der Westgränze hin finden wir drei Seen beisammen:

8. Der Bielersee. Er ist einer der kleineren. Auf dem westlichen Ufer ist er von den Bergen des Jura umgeben; das östliche ist flacher. In ihm liegt die kleine Petersinsel, die besonders berühmt ist durch den Aufenthalt des Philosophen Jean Jacques Rousseau. Dieser merkwürdige Sonderling

---

*) S. meine Weltgeschichte f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 190. Auch meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 398.

**) S. ebend. S. 192. Gesch. der Deutschen, Th. 1., S, 401.

war mit der ganzen Welt unzufrieden, und glaubte, weil seine, zum Theil sehr verkehrten Ideen keine Aufnahme bei Andern fanden, alle Menschen hätten sich gegen ihn verschworen. Daher begab er sich endlich auf diese kleine, reizend gelegene Insel, um da von der übrigen Welt ganz abgesondert zu leben. Aber selbst hier ließ man dem armen Mann keine Ruhe. Die Regierung von Bern vertrieb ihn von hier 1762, weil sie meinte, seine Ideen von Freiheit könnten die Berner zum Aufruhr verleiten. Hören wir die Beschreibung, die ein Reisender von diesem See und der Petersinsel macht:

„Wir fuhren stets an dem nördlichen Ufer, von welchem sich der Jura ohne den geringsten Vorgrund schnell und steil emporhebt. Die Ufer des Bielersees sind lange so reich und abwechselnd nicht, wie die des Zürcher- und Bodensees; doch hat das nördliche etwas Großes und Romantisches, was den letztern fehlt. Dies nördliche Ufer ist fast ununterbrochen mit Weinbergen besetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, wo nackte Felsen, oder steile, nur mit Tannen bewachsene Abhänge des Berges in den See hineinlaufen. Hinter den Weinbergen erblickt man meistens dichte Eich- oder Buchenwälder; das Haupt des Jura aber, auf welchem man große Adler und Geier schreien hört, ist ganz allein mit schwarzen und undurchdringlich scheinenden Tannen bedeckt. So steil und beschwerlich dies Ufer auch ist, so liegt doch ein Dorf und Landgut neben dem andern. Die letztern sind verhältnißmäßig nicht so prächtig, als die Dörfer, Flecken und Städtchen schön sind."

„So unterhaltend und neu das nördliche Ufer ist, so einförmig ist das entgegengesetzte, an welchem man mittelmäßige Weiden und Fruchtfelder, und selten Dörfer sieht, die noch dazu größtentheils in Bäumen versteckt sind. Die Petersinsel hat von der Nidauer Seite, wovon sie am längsten und häufigsten gesehen wird, eine öde, abschreckende Gestalt. Sobald man aber diese hinter sich hat, so sieht man in ihren fruchtbaren, mit allen Arten ländlichen Segens, angefüllten Schooß hinein. An ihrer flächern und mittägigen Seite bringt sie Getreide, Wein, Gemüse und alle Arten von Gartengewächsen hervor, und an der erhabnern und nördlichern Seite ist sie mit einem prächtigen Walde bewachsen, in dessen dunkle Gänge und einsame Schatten Rousseau sich so gern zurückzog."

„Das Wohnhaus des Schaffners ist nicht prächtig, aber fest, geräumig und bequem. In einem der Zimmer dieses Hauses, und zwar in dem schlechtesten, wohnte Rousseau, der es aber fast zu einer heiligen Stätte oder Wallfahrt gemacht hat. Der Schaffner ist stolz auf seinen ehemaligen Gast, und hat das Zimmer ohne alle Veränderung so gelassen, wie es zu Rousseaus Zeiten war. Die Wände sind nackt, ohne alle Tapeten oder Malerei, und in der ganzen Stube findet sich nur ein hölzerner Schrank, sechs gemeine, mit grünem Tuch überzogene Stühle, ein ebenso überzogener Tisch, und ein reinliches, mit grünen Vorhängen überzogenes Bette. Durch das einzige Fenster hat man eine Aussicht auf den bebauten Theil der Insel, auf einen schmalen Arm des Sees, und das gegenüber

liegende flächere Ufer. Was aber das Zimmer seinem sonderbaren Bewohner vielleicht am theuersten gemacht hat, ist eine geheime Treppe, durch welche man unbemerkt zum Hause hinaus kommen kann. Durch diese entfloh Rousseau oft in den Wald, wenn er von beschwerlichen Neugierigen besucht wurde."

9. Der Neuenburger- oder Neufchatellersee. Er hängt mit dem vorigen durch das Flüßchen Ziel oder Thiele zusammen, und hat recht schöne Ufer. Das westliche ist, wie beim Bielersee, hoch und waldig, weil der Jura bis zum See herabsteigt.

10. Der Murtensee liegt neben dem vorigen. Er ist klein, und sein Ufer mehr hügelig als bergig. Wer sollte nicht wissen, daß hier 1476 Karl der Kühne, Herzog von Burgund, durch die Helvetier eine große Niederlage erlitt *)?

11. Der Genfersee, der größte See Helvetiens, auch wohl der Leman genannt. Nur das nördliche, sanftgekrümmte Ufer gehört Helvetien, das südliche Italien an. Aber welcher große Contrast zwischen beiden! Das nördliche Ufer ist mit mäßigen Bergen besetzt, auf denen liebliche Dörfer und freundliche Städte liegen, zwischen ihnen Weinberge und Obstgärten. Das südliche dagegen ist rauh, wild und voll hoher, schauerlich über einander gethürmter Felsen, von denen brausend Felsenbäche in den See hinabstürzen. Hinter ihnen ragt das schneeweiße Haupt des Montblanc hervor. Ueberaus herrlich ist die Aussicht von einem der nördlich gelegenen Berge über den weithin gestreckten See, der mit einer Menge hin und wieder fahrender Schiffe bedeckt ist.

Außer diesen 11 Seen finden wir noch im äußersten Süden Helvetiens

12. einen Theil des Lago Maggiore (spr. Madschore), der übrigens zu Italien gehört, und

13. den Lugano-See, in einer äußerst romantischen Lage. Durch die hohen Alpen vor den Nordwinden geschützt, athmet man hier schon die milde Luft Italiens. Der Himmel ist blauer, das tiefe Grün der südlichen Baumarten und Pflanzen dunkler als bei uns.

„Die Berge steigen schroff aus dem See ohne Vorland empor. Ganze Dörfer, einzelne Häuser, schöne Villen, Kapellen und Klöster hängen an Abgründen, oder liegen in tiefe waldbekleidete Gebirgsfalten versteckt. Wir rudern," erzählt Friederike Brun, „unter dem mächtigen Salvador hin; auf seinem Adlergipfel, dessen entsetzlich überhängende Höhe im strengsten Sinne nur erfliegbar scheint, liegt eine Einsiedelei. Finstre Wälder gleiten wie Gewänder in die Felsspalten herab; einzelne Häuser liegen melancholisch da. Eins derselben war ganz verödet; es soll um der Vipern willen ver-

*) S. meine Weltgesch. f. Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 259.

lassen seyn, die an diesem Theile des Sees sehr gemein sind, und so von diesem Hause Besitz genommen haben, daß man es ihnen lieber ganz ließ. Weiterhin steigt der Monte Generoso, der schönste Berg neben diesem See, freundlich empor. Erquickendes Alpengrün, von schroffen, doch immer mit wilden Kastanien bewachsenen Berghalden getragen, schimmert ächt schweizerisch aus hoher Luft herab. Man erzählte uns von dem unglücklichen Leben der armen Weiber in diesem schönen Lande; sie müssen alle Arbeiten verrichten Ach! man sieht es ihnen wohl an! Sie sind fast alle klein, gelb, hager, zusammengedrückte Gestalten, ohne Kraft und Adel. Höchst anmuthig ist das enge, kaum abgelöste Gestade links (östlich), wo in der hohen Berge Schutz einzelne Häuschen und Dörfer liegen, Oliven, Feigen, Aprikosen, Pfirsichen und andere Obstbäume grünen. Diese Fahrt war eine der entzückendsten meines Lebens, so viele Meere, Flüsse und Gewässer ich Weltgewanderte auch schon befahren habe. Diese milden hesperischen Lüfte umwallen uns mit duftiger Klarheit. Kein kalter Abendhauch, kein feuchter Nebelthau drohte uns. Die Gestade athmeten Wohlgerüche, die uns fast sichtbar in zitternden Abendröthen entgegen wehten. Ach! als nun plötzlich der Mond auf den Salvador trat, und in die schon eröffnete Sternbühne hinblickte, als der Berge kühne Gipfel sich neigten vor der unendlichen Schönheit der herabblickenden Welten; — ach! da verstummten wir vor den höheren Tönen, die aus jenen Sphärenchören, wie Flammen vom Altare in unsere Seelen strömen."

Zu diesen 13 größeren Seen kommen noch eine Menge kleinere; denn überall, wo ein Bergkessel ist, der dem einströmenden Gewässer durch hohe Ränder den Ausgang erschwert, muß ein See entstehn. Allein sie können als unbedeutend übergangen werden.

Daß ein solches Bergland die Quellen vieler großer und kleiner Flüsse enthalten muß, braucht kaum erst gesagt zu werden. Die meisten kommen von dem Hauptgebirgsstock Helvetiens, dem St. Gotthard, her. Der wichtigste Fluß ist

1. der Rhein. Er entsteht am St. Gotthard aus drei Bächen: dem Vorder-, dem Mittel- und dem Hinterrhein. Die beiden ersteren vereinigen sich bald, nachdem jeder ein fürchterlich wildes Thal durchrauscht hat. Erst weit später kommt der Hinterrhein dazu, der nicht auf dem Gotthard, sondern viel östlicher, zwischen Graubündten und Tessino, entspringt. Der Rhein nimmt seinen Namen erst von der Vereinigung aller drei Flüsse, bei Reichenau, an, und nimmt fast alle Flüsse Helvetiens auf, die auf dem nördlichen Abhange der Alpen entspringen. Bis Chur ist er ein wildbrausender Bergstrom, der sich von Fels zu Fels stürzt; aber nun nimmt er den Charakter eines Flusses an, und kann befahren werden. Daß er durch den Bodensee fließe, ist schon gesagt worden. Bei dem Städtchen

Stein geht er aus dem Zellersee wieder heraus, und bildet unweit Schaffhausen, beim Dorfe Laufen, den berühmten Fall, den wir unten näher beschreiben werden. Nur bis dahin können die Schiffe fahren. Hier müssen sie ausladen; die Waaren werden um den Fall herum auf Wagen gefahren, und unterhalb desselben wieder auf Schiffe eingeladen. Weiterhin, im Kanton Aargau, muß der Strom noch einmal über einen, sein Bette durchsetzenden Felsen stürzen; allein dieser Fall ist nicht jähe, sondern nur eine sogenannte Stromschnelle. Sie ist bei dem Städtchen Laufenburg. Brausend und schäumend stürzt er sich hier über hohe Klippen dahin, doch so, daß, obwohl nicht ohne Gefahr, Schiffe hinunterfahren können. Sie werden an lange Taue gebunden, und daran von den auf dem Lande stehenden Schiffern gehalten, so daß sie nur langsam den Strom hinabgleiten können. Am nordwestlichsten Ende Helvetiens, bei der Stadt Basel, wendet sich der bis dahin fließende Rhein plötzlich nach Norden. Seinen ferneren Lauf haben wir bei Deutschland und den Niederlanden beobachtet. Die Flüsse, die er in Helvetien aufnimmt, finden sich nur auf seinem linken Ufer. Wir merken uns deren zwei:

a) Die Thur. Sie entspringt am Sentis, nördlich vom Wallensee im Kanton St. Gallen, giebt dem Kanton Thurgau seinen Namen, und fällt einige Meilen unterhalb Schaffhausen in den Rhein. Weit bedeutender ist

b) Die Aar. Sie entspringt auf der Gränze zwischen Wallis und Bern, und kommt unter den Gletschern hervor, die am Fuße der himmelansteigenden Hörner des Finsteraarhorns und der Grimsel liegen. Es ist dies die wildeste, schauerlichste und unzugänglichste Gegend von ganz Helvetien, eine Gegend, deren Inneres noch kein menschlicher Fuß betreten hat, eine zusammenhängende Masse von Gletschern und Eisfeldern, wo alles Thier- und Pflanzenleben ausgestorben ist, und nicht einmal die einsame Gemse sich hinwagt, weil sie kein Pflänzchen für sich findet. Brausend entstürzt sich die Aar dem öden Bergschooße, nimmt alle, aus den Nebenthälern ihr zuströmende Bäche auf, braust durch das Haslithal im berner Oberlande, und strömt durch den Brienzer- und dann durch den Thunersee. Sie macht im Kanton Bern einen großen, westlichen Bogen, geht bei der Stadt Bern vorbei, nimmt links den von Freiburg herkommenden Fluß Saanen auf, weiterhin, auch links, die aus dem Bielersee abfließende Thiele oder Ziel *), wendet sich nordöstlich, und

*) Die Thiele oder Ziel heißt eigentlich Orbe. Unter diesem Namen durchfließt sie das schöne Orbethal im Waadtlande, und den Neuenburgersee. Bei ihrem Heraustritt wird sie Thiele oder Ziel genannt, durchfließt unter diesem Namen den Bielersee, und geht dann links in die Aar.

nimmt, nicht weit von ihrer Mündung in den Rhein, rechts, erst die Reuß und dann die Limmat auf.

Die Reuß kommt vom nördlichen Abhange des St. Gotthardberges, stürzt sich in ihrem nördlichen Laufe brausend das wilde Urnerthal hinab, von beiden Seiten von himmelhohen, überhangenden Felsen eingeengt, fließt bei Altorf in den Vierwaldstädterfee, bei Lucern wieder hinaus, und vereinigt sich endlich mit der Aar. Bald hinter der Mündung der Reuß ist auch die der

Limmat. Unter dem Namen der Linth entspringt dieser Fluß aus einem Gletscher des Tödi, fließt durch den Zürcherfee, und kommt bei der Stadt Zürich unter dem Namen Limmat wieder heraus, um bald darauf rechts sich mit der Aar zu vereinigen.

2. Die Rhone entspringt nicht weit vom St. Gotthard, westlich von demselben, und kommt aus dem Gletscher am Fuße der Furka. Sie durchläuft das lange und tiefe Walliserthal, wird durch rechts und links zuströmende Bäche mit jeder Stunde größer und größer, und ergießt sich endlich in den Genfersee mit solcher Gewalt, daß man noch weithin das hellgrüne Wasser des Rhonestroms von dem klaren Wasser des Sees unterscheiden kann. Bei Genf kommt sie wieder heraus, und wendet sich nach Frankreich, um durch dies Land ins mittelländische Meer zu fließen.

3. Der Tessino. Seine Quelle liegt ganz nahe bei der Quelle der Reuß, also auf dem St. Gotthard. Aber so wie dieser Fluß nach Norden geht, so wendet sich der Tessino nach Süden; hier durchfließt er das Livinerthal, fällt in den Lago maggiore (spr. madschore), tritt aus ihm wieder heraus, und vereinigt sich mit dem Po, um mit diesem sein Wasser dem adriatischen Meere zuzusenden.

4. Der Inn. Am Fuße des Septimerberges in Graubündten ist die Quelle dieses, uns schon von Baiern her bekannten Flusses. Er fließt durch das lange Thal Engadin, dann durch Tyrol, endlich nach Baiern, und ergießt sich hier bei Passau rechts in die Donau.

Producte: Obenan steht die Rindviehzucht, die besonders in einigen Kantonen, die in den höchsten Alpen liegen, mit großer Sorgfalt getrieben wird. Unter den Sennen, d. i. den Leuten, welche die Kühe im Sommer auf den Bergen weiden, und im Winter in den Thälern füttern, findet man dieselbe Reinlichkeit bei Zubereitung der Käse, wie bei den Holländern; aber da die schönen Alpenkräuter eine gewürzhaftere Nahrung geben, so ist der Schweizerkäse viel fetter als der holländische. Das Schweizerrindvieh ist überhaupt besonders schön, und die Kühe geben mehr Milch als die unsrigen. Es wird daher auch viel ausgeführt, und selbst bis nach dem nördlichen Deutschlande gebracht, besonders aus dem Haslithale im Bern-

schen. Der wilden Thiere werden in Helvetien immer weniger, weil Viele die Jagd andern Beschäftigungen vorziehen, und das Wild daher viel weggeschossen wird. Es würde nur in den höchsten Alpen Sicherheit finden, und da wächst zu wenig, um davon leben zu können. Bären und Wölfe kommen nur noch selten vor. Steinböcke waren in Helvetien ganz ausgestorben. Man hat aber einige im benachbarten Savoyen eingefangen, und auf den Schweizeralpen wieder laufen lassen, damit sie sich vermehren sollen. Gemsen giebt es noch, aber die Jagd ist sehr beschwerlich und gefahrvoll. Ein Reisender sagt davon: „Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsenjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherlei Zusätze vermehren. So verfolgte z. B. ein Jäger aus dem Grindelwalde eine Gemse an der Felswand des Mattenbergs, die einige 1000 Fuß fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchem man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger, daß eine Gemse oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher er stand, hinuntergleitete. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen fest zu halten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Jäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, mit dem die Jäger beständig Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zwei Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußpfade durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen, abhängigen Pfad, der an dem Rande des oberen Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern einen scheußlichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade gleitete einer derselben aus, und stürzte ohne Rettung in den Schlund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine

menschliche Gestalt wieder erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte. Der Gemsen-Jäger verläßt früh, lange vor Anbruch des Tages, seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpenweiden gelangen könne, wo mit den ersten Strahlen der Sonne, die Heerde von Gemsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von Ferne die Stelle entdeckt, wo die Gemsen gemeinlich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche, und erforscht genau die ganze Gegend. Erblickt er keine Gemse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber eine oder mehrere, so bemüht er sich durch Umwege höher hinan zu klimmen, und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dies, so kriecht er leise, neben den schrecklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen und von dem Nebel und Thau naß und schlüpfrig gemachten Rasen, hinter den Felsen herum, bis er den Gemsen so nahe kommt, daß er deutlich ihre Hörner sieht."

„Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, daß er die Hörner der Gemse deutlich entdeckt, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt und schießt. Fällt die Gemse, so läuft er hinzu, und schneidet derselben sogleich die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich, und sieht sich um, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab, und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gemse auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen, selten ohne Lebensgefahr, nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt, und das Fell verkauft."

„Weit öfter geschieht es aber, daß der Jäger von den Gemsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese Thiere im Grase weiden, hält immer Eins von ihnen, auf der benachbarten Anhöhe, Wache, und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schildwache irgend etwas, das ihr bedenklich scheint, so giebt sie den übrigen durch starkes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich laufen die übrigen alle herbei, und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein reißendes Thier, oder ein Jäger, was der Schildwache in die Augen fiel, so setzt sich die erfahrenste Gemse, als Anführerin, an die Spitze des Haufens, und dann eilen sie, mit unglaublich großer Schnelligkeit, über Felsen und Abgründe, und Gletscher und Schneegebirge, unzugänglichen Wildnissen zu."

„Nun erst wird die Jagd beschwerlich und mit Gefahren verknüpft. Denn nun erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig, und ohne Rücksicht auf die schrecklichen Gefahren, denen er sich aussetzt, verfolgt er die Thiere; klettert ihnen nach, die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach über unergründliche Abgründe, wo jeder Fehltritt der schrecklichste Tod ist; verfolgt sie über die gräßlichen Spalten der Gletscher; vergißt Hunger, Durst, Ermattung, Weiber, Kinder, und behält nur immer unverrückt das vor ihm her entweichende Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an; nun erst hält er still und überlegt, wo er die Nacht zubringen will; denn er hat sich so weit verstiegen, daß jede Rückkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird ihm schwer, ein Nachtlager zu finden; denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle, in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kalte, nackte Felsen. Auf einen derselben, den er sich ausgesucht hat, legt er sich, allein, oder in Gesellschaft seiner Mitjäger. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finstern, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brod und Käse, gewährt ihm seine Jägertasche, das Getränk dazu, der Gletscher. Das Brod, welches er mit sich führt, ist aus Habermehl, und so hart, daß er dasselbe entweder mit seiner Axt entzwei hacken, oder zwischen zwei Steinen zerschlagen muß. Ohne Axt geht er niemals aus; denn diese dient ihm, Tritte in das Eis einzuhauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgendämmerung steht er auf, setzt seine Muskeln in Bewegung, um sich der Kälte zu erwehren, nimmt einen Schluck Branntwein, wirft die Jagdtasche über die Schulter, ergreift die Flinte, und geht auf neue Abentheuer aus. Eher kehrt er nicht nach Hause, bevor er nicht etwas geschossen hat.“

„Indessen sind sein Weib und seine Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schreckliche Möglichkeit, daß der Mann, der Vater verunglückt sey, daß er das Ziel endlich erreicht habe, dem selten ein Gemsenjäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Rückkunft. Der Aberglaube vermehrt noch diese Qualen; denn es ist unter den Alpenbewohnern eine allgemein angenommene Meinung, daß derjenige, der in den Alpen, auf irgend eine Weise, einsam umkommt, seinem nächsten Verwandten im Schlafe erscheint, ihm die Stelle anzeigt, wo der Leichnam zu finden ist, und ihm den Auftrag giebt, für die Beerdigung zu sorgen.“

„Und wenn denn nun der Jäger, nach langer, vergeblicher Mühe, endlich seinen Zweck erreicht, und eine geschossene Gemse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, aufs höchste gerech-

net, ungefähr 4 bis 5 Reichsthaler werth; denn so viel gilt ungefähr das Fell mit dem Fleische. Welch eine klägliche Belohnung für so viele Gefahren!"

„Der Gemsenjäger muß ein außerordentlich guter Schütze sein; denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß sein Kopf seyn; denn überfällt ihn, am steilen Abgrund, oder an der Gletscherspalte, auch nur ein augenblickliches Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, so glitscht er aus und ist verloren. Oefters, wenn er an dem steilsten Abgrunde über einer Tiefe schwebt, die sein Auge kaum ergründet, und wo er nur langsam, durch Hülfe seiner Fußeisen, weiter fortkriecht, sieht er sich, was in den Alpen sehr gewöhnlich ist, plötzlich mit einem dichten Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts noch rückwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seinen Fuß kaum halbfest setzen kann. In dieser gefährlichen Lage muß er, unbeweglich, so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft Stunden lang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gemsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur einen Eingang durch eine schreckliche Kluft hat (dergleichen Thäler es in den Alpen viele giebt), so ist seine Gefahr groß. Sobald die Gemsen ihn am Eingange gewahr werden, stürzt die ganze Heerde mächtig auf ihn zu, und wirft ihn, durch einen mächtigen Stoß, in den unergründlichen Abgrund."

„Viele Menschen verlieren jährlich ihr Leben oder werden zu Krüppeln auf dieser schrecklichen Jagd." Ein Naturforscher reiste auf den walliser Gebirgen und hatte einen Gemsenjäger zum Führer. An einer hohen Gletscherwand sagte dieser: „„Hier sehen Sie die Stelle, wo ich, voriges Jahr, mit zerbrochenem Bein, 6 Stunden lang gelegen habe. Ich war ganz allein, Niemand war in der Nähe, und alle Hoffnung, daß Jemand mir helfen, oder mich retten würde, hatte ich längst aufgegeben. Rufen um Hülfe hatte ich lange vergeblich versucht; kein anderes Mittel blieb mir übrig, als meine Flinte ein Mal ums Andere zu laden, und Nothschüsse zu thun. Durch einen sonderbaren Zufall, oder vielmehr durch eine bewunderungswürdige Leitung der Vorsehung, geschah es, daß ein Hirtenjunge diese Schüsse hörte, welcher Hülfe herbeirief, und mich rettete.""

„Bald führt ein undurchdringlich dicker Alpennebel, welcher rund umher Berge und Felsen und Gletscher bedeckt, den Jäger irre, und führt ihn, weit von seiner Heimath, in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald führt ein plötzlicher Sturm Schneegestöber um ihn, so daß er den Pfad

verliert, und in dem heulenden Schneesturme elendiglich umkommt; bald nähert sich in schwarzen Wolken ein Gewitter, welches mit Regengüssen herabfällt, und die Felsen schlüpfrig macht; bald trocknet eine brennende Hitze die Felsen so sehr aus, daß auf den glatten Steinen der Fuß keinen sichern Halt findet, und der tief herab gähnende Abgrund alle Augenblicke den herabstürzenden Jäger als eine Beute zu verschlingen droht."

„Ebenso merkwürdig als schauderhaft ist es, einem bernischen Gemsenjäger zuzusehen, wenn er in den rauhesten Gegenden seiner vaterländischen Alpen wandert. Nichts vermag ihn aufzuhalten. Den Fußsteigen zu folgen, verschmäht er. Ueberall, wo nur der Fels die kleinste Unebenheit hat, findet er Raum genug, seinen Fuß hinzusetzen. Allein am merkwürdigsten ist sein Abwärtssteigen. Hinter sich hält er seinen Stock, auf den er sich stützt, und so glitscht er an der steilen Felswand schnell herunter, gleich als stürzte er sich herab. Mit Schrecken sehen öfters die Walliser zu, wenn die Berner, auf diese Weise, die senkrechte Wand der Gemmi herunterfahren. Innerhalb 10 Minuten kommen sie so weit, als man auf dem geraden Fußsteige kaum in einer Stunde kommen kann. Die Walliser wagen lange nicht so viel. Ein guter Pfarrer in Wallis sagte mir, wenn man einen Mann auf solche Weise den Berg herabkommen sehe, könne man jederzeit im Voraus wissen, daß er ein Protestant sey; „„denn," setzte er hinzu, „die Katholiken tragen besser Sorge für ihre Seele, und wir Geistlichen würden niemals einem Manne die Absolution geben, der sich einer so offenbaren Gefahr so tollkühn ausgesetzt hätte.""

„So sehr die Oberländer harte Arbeit scheuen, unterwerfen sie sich dennoch mit großer Beharrlichkeit den vielen Mühseligkeiten und Gefahren der Gemsenjagd. Sie treiben dieses mühselige Handwerk mit einer außerordentlichen Kühnheit. Man findet sie Tage lang die unzugänglichsten Gebirge durchstreifen; bis in die innersten Winkel der Eisklüfte hineindringen; die fürchterlichsten Pfade mit einer Unerschrockenheit betreten, die nahe an Verachtung des Lebens gränzt, und ganze Nächte unter freiem Himmel in Gegenden zubringen, wo uns, in der Mitte des Tages sogar, die Kälte beinahe unerträglich ist. Alles dieses thun sie aus einer Neigung, die in dem Charakter des ganzen Volkes gegründet zu seyn scheint."

„Die Gemse ist ein äußerst merkwürdiges Thier, dessen Naturgeschichte noch lange nicht hinlänglich genug aufgeklärt ist. Ohne das zu wiederholen, was in so vielen Büchern aufgezeichnet zu finden ist, will ich nur Einiges anführen, was ich theils auf meinen Alpenreisen selbst beobachtet, theils von glaubwürdigen Jägern erzählen gehört habe."

„Die Gemse ist unter allen Thieren eins der leichtfüßigsten und schnellsten. Die Muskeln ihrer dünnen Beine haben eine außerordentliche Kraft. Bei ihrer Flucht pflegt sie die Beine auf den Boden mit großer Kraft festzusetzen, und schnellt sich dadurch gleichsam auf eine beträchtliche Entfernung weiter. Ihr Laufen ist ein anhaltendes Springen. Wegen der Kraft, womit sie den Fuß auf die Erde festsetzt, wird es ihr äußerst beschwerlich, schnell über den Schnee wegzusetzen, indem sie bei jedem Schritte einsinkt. Einst traf ein Gemsenjäger im Frühlinge eine Heerde von 10 Gemsen nahe bei einem Schneefelde an. Sobald die Thiere seine Annäherung bemerkten, flohen sie, versanken aber bei jedem Schritte in den Schnee. Nun sprang die letzte Gemse über den Rücken der vor ihr gehenden aller übrigen schnell weg, und stellte sich an die Spitze. Ihr folgte die vorletzte, und endlich alle übrigen. So kamen sie unglaublich schnell, und ohne von dem Jäger getroffen zu werden, über den Schnee."

„Die Gemse hat das richtigste Augenmaß, sie berechnet genau, ohne sich zu irren, ob sie sich in einer solchen Entfernung von dem Jäger befindet, da sie noch getroffen werden kann, oder nicht. Sie weicht daher niemals früher, als bis sich ihr der Jäger so weit nähert, daß seine Büchse, die unglaublich weit schießt, zu treffen vermag. Dann aber eilt sie schnell über Felsen und Klüfte davon. Der Jäger folgt der Gemse langsam und von ferne, und geht dabei immer gegen den Wind, damit das Thier weder seine Tritte hören, noch seine Ausdünstungen riechen möge." — Ferner finden sich Murmelthiere häufig in den hohen Alpenthälern. Diese harmlosen Thiere machen sich Höhlen in die Erde hinein, und leben da von Gras und Alpenkräutern. Die Jäger stellen ihnen nach, wegen ihres Felles, besonders aber wegen ihres bei vielen Krankheiten nützlichen Fettes; auch wegen ihres Fleisches, das die Schweizer sehr gern essen, das aber den Fremden nicht munden will. Da sie sehr wachsam sind, so kann man ihnen im Sommer schwer beikommen; desto besser aber im Winter, wo sie in ihren Bauen so fest schlafen, daß sie erst aufwachen, wenn man sie in ein warmes Zimmer bringt. In den höchsten Alpengegenden lebt auch der Berghase. Er macht sich, wie das Kaninchen, auch Löcher in die Erde. Im Sommer ist er braun, im Winter aber weiß, und dann wird sein Fell sehr geschätzt. Ein gefährliches Thier der Alpen ist der große Lämmergeier. Er horstet nur auf den höchsten, unzugänglichsten Felsen, und verfolgt nicht nur Gemsen und Ziegen, sondern sogar auch Kinder. Vor einem Hause in Graubündten spielte einst ein kleines Kind. Plötzlich hörte die Mutter ein durchdringendes Geschrei. Sie läuft geschwind aus dem Hause herbei, und sieht nun, wie der Läm-

mergeier ihr Kind in den Klauen hält, und sich schon mit ihm in die Luft geschwungen hat. Sie schreit, ruft die Nachbarn herbei, aber alle Hülfe ist hier unmöglich, da das Thier nach einer steilen Felsenwand fliegt. Hier sieht die Mutter ihr schreiendes Kind von dem Geier zerpflückt werden, ohne ihm helfen zu können. Sie hört das Schmerzgeschrei des Kleinen, das immer schwächer wird, und endlich mit seinem Leben erstirbt.

Die tieferen und weiteren Thäler Helvetiens sind reich an herrlichem Obste aller Art. Sogar Kastanien, Nüsse und anderes feines Obst werden erzeugt. Aus den Kirschen machen die Schweizer das berühmte Kirschwasser, das sie viel nach Frankreich verkaufen, und aus den Aepfeln bereiten sie Cider, einen Obstwein. In den südlichen Thälern wird auch viel Wein gebaut Getreide wächst aber so wenig, daß in den hohen Gebirgen ein Brot eine Seltenheit ist, und auch nach den Städten Korn aus Frankreich und Deutschland eingeführt werden muß.

Ungeachtet der vielen Berge giebt es doch in Helvetien nur sehr wenig Metalle, aber Krystalle und andere gute Steine in Menge. Unter den Steinarten ist besonders der Topfstein oder Lavezstein merkwürdig. Er wird am meisten in Graubündten gefunden. Er ist eine Art von Talk, und sieht graugrünlich aus. Wenn er erst aus der Erde kommt, so ist er so weich, daß man ihn mit dem Finger zerbröckeln kann; aber an der Luft wird er bald hart. Man dreht daraus Töpfe, Schüssein und anderes Geschirr, das wegen seiner Dauerhaftigkeit und seines hübschen Aussehens sehr geschätzt wird; denn brennt man es im Ofen, so wird es steinhart, und bekommt einen weißen Glanz. Auch macht man Oefen davon, die zwar theuer sind, aber für die Ewigkeit halten.

Einwohner: Sie gehören meist dem deutschen Volksstamme an, und sprechen im nördlichen und östlichen Theile und im innern Lande die deutsche Sprache. Im westlichen und südwestlichen Theile wird französisch, im Kanton Tessino italienisch, und in den südlichen Thälern von Graubündten romanisch gesprochen, das vom Lateinischen abstammt, und einige Aehnlichkeit mit dem Italienischen hat. Sonst galten die Schweizer für ein höchst biederes, treues und fleißiges Volk, nnd im Allgemeinen sind sie es auch wohl noch; aber die Sitten sind nicht mehr so rein als sonst, und selbst im hohen Gebirge findet man die alte Mäßigkeit und Nüchternheit nicht mehr überall. Daran scheinen die vielen durchreisenden Fremden schuld zu seyn, deren oft freie Sitten die Schweizer angesteckt haben. Besonders aber ist durch die Fremden viel Geld ins Land gekommen, wodurch ein verderblicher Luxus eingeführt ist. Die Klagen der Reisenden über Uebertheurung und Hab-

gier sind allgemein. Vorzüglich vielen Fleiß findet man in den Fabrikstädten, in denen besonders Baumwollenzeuche, Uhren und schönes Papier verarbeitet werden. Die Flüsse erleichtern den Handel zwar nicht; aber es führen mehrere Hauptlandstraßen durch Helvetien. Die Waaren werden auf Saumrosse (Maulesel) geladen, und diese gehen die steilsten Bergpfade mit einer bewundernswürdigen Sicherheit. Wo selbst Reisende sich vor Schwindel nicht hinwagen, da geht das Saumroß seinen ruhigen Schritt furchtlos, ohne sich durch die Abgründe an den Seiten irre machen zu lassen. Kommt es an gefährliche Stellen, so bleibt es stehen, und überblickt ruhig den vorliegenden Weg. Ist dieser nicht zu betreten, so geht es nicht weiter, und schüttelt seinen mit einer Glocke behängten Kopf; dann müssen die Saumer — so heißen die Führer — umkehren und einen andern Weg einschlagen. Sieht das Thier aber, daß es möglich ist fortzukommen, so überlassen ihm die Saumer, die Stellen, wohin es treten will, selbst zu wählen. Es springt dann von einer Stelle zur andern, aber nicht eher, als bis es genau weiß, wohin es den folgenden Fuß setzen kann. Reisen daher schwindlige Frauen, so setzen sie sich auf ein Saumroß, und drücken, sich ihm ganz überlassend, an gefahrvollen Stellen die Augen fest zu. — Die Bildung der Schweizer hat im Allgemeinen mit der Deutschen gleichen Schritt gehalten, und es haben sich von jeher Männer in allen Wissenschaften ausgezeichnet. Ihre höhere Bildungsanstalten sind sehr gut, aber für das gemeine Volk wird nicht genug gethan. — Die Schweizer haben eine solche Anhänglichkeit an ihr Vaterland, daß sie, wenn sie im Auslande leben müssen, leicht eine große Sehnsucht nach der Heimath bekommen, sich dann abzehren und sogar daran sterben. Das nennt man das Heimweh. Es war daher bei den im Auslande dienenden Schweizerregimentern bei Todesstrafe verboten, den Kuhreihen zu singen, der die Erinnerung an das theure Vaterland so mächtig in den Schweizern aufregte, daß sie in Thränen zerflossen. Dieser auch bei uns bekannte Kuhreihen besteht aus bloßen hohen und tiefen Tönen, und wird am meisten von den appenzeller Hirten gesungen.

Helvetien ist eine Republik, die aus 22 Kantonen besteht. Jeder derselben ist ein kleiner Staat für sich, und keiner hat das Recht, sich um die Andern zu bekümmern. Daher ist auch die Verfassung in den einzelnen Kantonen verschieden: in einigen hat jeder Familienvater seine Stimme; in andern regieren bloß einzelne patrizische Familien. In den meisten hat der große Rath die höchste Gewalt, und aus diesem wird wieder der kleine Rath gewählt, der eigentlich die Verwaltung führt. Aber das, was alle Kantone angeht, z. B. Frieden, Krieg,

Bündnisse, Verhandlungen mit andern Staaten, wird auf der allgemeinen Tagesatzung entschieden, die aus den Abgesandten aller Kantone besteht. Sie wird alle Sommer 4 Wochen lang gehalten, und ist 2 Jahr lang abwechselnd in Zürich, Bern und Lucern. Der Vorsitzer derselben ist der jedesmalige Schultheiß der Stadt, in welcher sie gehalten wird. Diese drei Kantone heißen daher die Vororte. Die Religion ist verschieden, theils katholisch, theils reformirt.

Wir wollen nun die Kantone in der Ordnung durchwandern, wie sie oben genannt worden sind.

1. Kanton Basel.

Kommt man längs des Rheinufers, stromaufwärts, nach Basel, so hat man einen herrlichen Anblick. Links liegt der schauderliche Schwarzwald, rechts sind die Vogesen, die sich hier an den Jura anschließen, dessen bläuliche Bergkette man in der Ferne sieht. Das vorliegende basler Land ist nicht mit hohen Bergen, aber mit schwellenden Hügeln und anmuthigen Thälern bedeckt, die mit den Weinbergen, den vielen zusammengedrängten Ortschaften und Anlagen, den hin und wieder auf den Spitzen der Hügel sich erhebenden Ruinen aus der Vorzeit, dem majestätischen Rhein, eine entzückende Aussicht gewähren. Man kann sich kaum eine schönere Aussicht denken, als man an einem schönen Sonnabende von irgend einem Hügel in der Nähe der Stadt Basel hat, wenn man die ganze reiche Gegend, die alterthümliche Stadt, die vielen, sie umgebenden Gärten und Landhäuser, und in der Ferne die schwarzen oder mit dem verschiedensten Grün gefärbten Gebirge erblickt. Der Kanton besteht seit 1833 aus 2 Theilen: Stadt-Basel und Basel-Landschaft. Die Stadt

Basel liegt auf beiden Seiten des Rheins; Groß-Basel liegt auf dem linken, Klein-Basel auf dem rechten Ufer, beide durch eine lange, hölzerne Brücke verbunden. Sie ist ziemlich groß, mit noch nicht 17,000 Einwohnern. Hübsch gebaut ist sie nicht, denn sie ist eine alte Stadt. Die Straßen sind fast sämmtlich krumm, eng und die alten Häuser nicht nur mit dem Giebel nach der Straße zu gebaut, sondern die Giebel ragen noch weit in die Gasse vor, wodurch das Erdgeschoß dunkel und selbst die Straße noch düsterer wird. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, und daher ist bei den Häusern mehr auf Bequemlichkeit als auf Schönheit gesehen. Die Fabriken von Seidenbändern sind die bedeutendsten. Basel hat eine Universität. Ein großer Theil der Waaren, die Helvetien ins Ausland schickt oder von da erhält, geht über diese Stadt; daher ist hier ein großer Verkehr. Basel bietet uns manche geschichtliche Erinnerung dar. Hier wurde 1431 die allgemeine Kirchenversammlung gehalten, welche sich Mühe gab, die hussitischen Streitigkeiten beizulegen, und den Kaiser Siegmund mit den Böhmen

zu vertragen *). Hier lebte der berühmte Erasmus, von dem wir schon oben bei der holländischen Stadt Rotterdam gesprochen haben. Sein Grabmal ist in der alten Münsterkirche zu sehen, die schon Kaiser Heinrich II. im 11ten Jahrhundert erbaute. In derselben Kirche finden wir mehrere ausgezeichnete Gemälde Hans Holbeins, jenes berühmten augsburger Malers, der hier seine Jugendzeit verlebte **).

Liestall ist ein unbedeutendes Städchen, aber der Hauptort von Basel-Landschaft.

2. Der Kanton Solothurn.

Wie der Kanton Basel, ein hügeliges, aber zum Theil auch schon bergiges Land. Sonderbar erscheinen dem Reisenden die Bauerhäuser Helvetiens dadurch, daß fast alle mit Bibelsprüchen oder andern Denksprüchen bemalt sind. Hoch und wild ist der Boden nach der französischen Gränze hin. Es ist der Jura mit seinen bewaldeten Bergen. Die Einw. verarbeiten viel Baumwolle, sind meist katholisch, und sprechen mehr französisch als deutsch. An der Hauptstadt

Solothurn an der Aar ist nicht viel zu sehen. Sie ist klein, die Straßen unregelmäßig und uneben, aber breit, die Häuser altmodisch, aber die Stifts-Kirche ist wunderschön. Sie liegt auf einer Anhöhe; eine breite und hohe Treppe aus weißem Marmor führt hinauf. Das Portal wird von majestätischen Säulen getragen, und gewährt einen äußerst prachtvollen Anblick. Auch inwendig ist der Marmor nicht gespart; Altäre, Kanzel, Bildsäulen sind von diesem Steine gearbeitet. Das ganze Gebäude ist in einem sehr erhabenen Style gebaut, das Gewölbe mächtig hoch, und doch leicht und freundlich, der Wurf überall kühn und edel. Die Umgegend ist sehr lieblich; die Stadt ist von Wiesen, Obst- und Lustgärten und angebauten Bergen und Hügeln umgeben.

3. Der Kanton Aargau.

Er hat von der Aar, die ihn durchströmt, seinen Namen, und wird durch den Rhein von Deutschland getrennt. Ein schönes, hügeliges anmuthiges Land, wie Basel, voll reicher Obstgärten: nur in der Ferne ragen der hohe Pilatus- und andere Berge der innern Schweiz blau in die Luft. Bedeutende Städte hat der Kanton nicht. Das wohlgebaute, freundliche Städtchen

Aarau an der Aar ist die Hauptstadt. — Fahren wir stromabwärts längs der Aar hin, so kommen wir nach

Schinznach, zwar nur einem Dorfe, aber einem recht großen

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 448

**) S. eben daselbst Th. 2., S. 127. Auch meine Weltgesch 4. Aug. Th. 3, S. 65.

und anmuthigen, wo berühmte, warme Bäder sind, an denen die Schweiz überhaupt recht reich ist, und die von Badegästen besonders stark besucht werden. In der Gegend ist die alte Burg

Habsburg auf einem mäßigen Berge an der Aar, das alte Stammhaus des östreichischen Hauses, einst der Sitz des ritterlichen Rudolf von Habsburg, ehe er den deutschen Kaiserthron bestieg. Der große Rittersaal ist noch gut erhalten. Nur eine halbe Stunde davon liegt

Kloster Königsfelden. Der Altar der Kirche steht auf der Stelle, auf welcher 1308 Rudolfs Sohn, Kaiser Albrecht I., von seinem Neffen Johann Parricida ermordet wurde, als er eben mit ihm und den andern Verschworenen über den Rhein gesetzt war*). Seine Tochter, Königin Agnes von Ungarn, stiftete von dem eingezogenen Vermögen von mehr als 100 unschuldigen Familien, an denen sie ihre Rache ausübte, das Kloster, in welchem sie 50 Jahre als Nonne lebte. Die Capelle des Klosters und die Zelle, welche sie bewohnte, stehen noch. Jetzt sind die Klostergebäude zu einem Kranken- und Irrenhaus benutzt. — Rechts von der Aar ist das Städtchen

Baden, in dem der Frieden 1714 zwischen dem deutschen Reiche und dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich geschlossen wurde**). — Am Rheine finden wir zwei Städte:

Laufenburg, das wir schon oben wegen des hier befindlichen Wasserfalls, der eigentlich nur eine Stromschnelle ist, erwähnten, und

Rheinfelden. Wer die deutsche Geschichte kennt, wird wissen, daß Herzog Bernhard von Weimar hier im 30jährigen Kriege im Jahre 1638 einen Sieg über die Kaiserlichen erfocht***).

4. Der Kanton Zürich.

Auch hier sind mehr Hügel als hohe Berge, und daher der Boden trefflich angebaut; überall sieht man Weinberge und Obstgärten. Nur im südlichen Theile kommen schon höhere Berge vor, besonders der Albis, eine hohe und 5 Stunden lange Bergkette längs dem westlichen Ufer des Sees, von der man auf den See, die Stadt und die herrliche Gegend eine entzückende Aussicht hat. Alle Reisende können nicht genug Rühmens machen von den reizenden Ufern des Zürchersees, den sie allen andern Seen Helvetiens vorziehen. Die Bewohner zeichnen sich durch Bildung und Gewerbthätigkeit aus. Es werden hier herrliche Seidenstoffe und feine Musseline gewebt. Die Stadt

Zürich oder Zürch ist durch den Limmat in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die sogenannte große Stadt sieht einer alten deutschen Reichsstadt ähnlich. Diese größere Hälfte hat, wie fast alle alte Städte, meistens enge, krumme, und oft steile Gassen.

---

*) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 194; und meine Gesch. der Deutschen für Töchtersch., Th. 1., S. 402.

**) S. meine Gesch. der Deutschen, Th. 2., S. 310.

***) Ebend. Th. 2., S. 244.

Die Stadt ist mit Wällen umgeben. Die öffentlichen Gebäude sind alle schön und prächtig; die Häuser der Einwohner aber im Durchschnitt weder in die Augen fallend noch weitläuftig; doch finden sich in der kleinen Stadt viele schöne Privatgebäude, so wie auch gerade und breite Straßen. Die Stadt hat etwa 12,000 Einw. Unter allen Klassen findet man eine vorzügliche Bildung, und besonders vielen Sinn für Musik, Malerei und Blumenzucht. Die Lebensart ist einfach, der Ton herzlich. Seit kurzem ist hier eine Universität gegründet. Unter den Kirchen besehen wir das große Münster, an welchem einst Zwingli Prediger war, ein ehrwürdiges, altdeutsches Gebäude. Die Umgegend von Zürich gehört zu den lieblichsten des Landes. In der Nähe der See, an dessen Ufer reizende Spatziergänge, in der Ferne die hohen Alpen, zum Theil mit beschneiten Häuptern. Am schönsten ist die Aussicht beim Bürgli, einem Wirthshause auf der Spitze eines Weinberges, wo man den ganzen See, die an Landhäusern, Wein- und Obstgärten reiche Gegend, die Stadt und weithin die Alpen bis an den Rigi überschaut. Von jeher haben in Zürich ausgezeichnete Männer gewohnt. Wir erinnern nur an den Dichter Bodmer *), an den Idyllendichter Salomon Geßner **), dem auf dem Schützenplatze ein schönes Denkmal errichtet ist, und an den edeln Lavater ***). — Reisen wir von Zürich nach dem Rheine, so kommen wir nach dem Dorfe

Laufen, wo der berühmte Rheinfall ist. Der Ort liegt zwar nur 1 Stunde von der Stadt Schaffhausen, wird aber zum Kanton Zürich gerechnet. Da wir selbst ihn nicht gesehen haben, so wollen wir einen Reisenden sprechen lassen, der ihn sah. „Als wir bei dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dies Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unsrer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem, schäumendem Wasser, quer durchs ganze Bette des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrei über das, was wir jetzt vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen, hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an dem Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hinein gebaut ist, da, bester Freund, hörten und sahen wir die Dinge, die unsre Ohren nie gehört, unsre Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht einmal Annäherung oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zu-

*) Siehe meine Litteratur für das weibliche Geschlecht, Th. 4, S. 81.
**) Ebend. S. 132.
***) Ebend. S. 148.

trieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigem Erdbeben erschüttert würde, ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden, so konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen, anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsre Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor dem Donner des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nach gerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen gränzenden Erstaunen erholte, und das, was ich sah, und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, das mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke, und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabne Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die, eine jede andere sichtbare Bewegung, und selbst die Schnelligkeit unsrer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bette hervorragenden Felsen zersprengen, und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses, also was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger, als durch jene ausdrücken."

„Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der Rheinbrücke, bei Schaffhausen, wird das Bette des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuhen an einer steilen, aber unebenen Felswand herunter schießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwei Felsen hervor, unter welchen der 2te der größte, der erste aber, den man von der Züricher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt

der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beim ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern, sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bette des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestaltungen und Wälzungen eben so mannigfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen werden. Als wir den Wasserfall von der interessanten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, und entschlossen uns sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deswegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehend mit kleinen, glatten, und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bei einem unvorsichtigen Tritt unter dem Fuß verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige, unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freilich die ganze Breite und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blicke; allein das Schauspiel war doch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte."

„Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, in der wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herabschießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, mit dem man den seltsamen Versuch machte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibsel eines Kahnes erkennen konnte." Auf einem Felsen, dem Hauptfalle gerade gegenüber, steht das Häuschen eines Malers, der eine Camera obscura angelegt hat, in welcher man den Fall wie in einer gemalten Landschaft erblickt, nur daß man die Bewegung des Wassers sieht, und das donnernde Gebrause hört. —

Winterthur. In einem wohlangebauten Thale, ein freundliches Städchen, mit sehr ansehnlichen Baumwollenfabriken und großem Handelsverkehr. Ganz am südlichen Ende des Kantons, nahe an der Gränze von Zug, ist das Dorf und ehemalige Kloster

Cappell. Hier war die unglückliche Schlacht zwischen den Zürchern und den katholischen Kantonen, in welcher der edle Zwingli, der Stifter der reformirten Kirche, 1531 sein Leben einbüßte*).

5. Der Kanton Schaffhausen

ist der einzige, der auf der Nordgränze auf dem rechten Rheinufer liegt. Auch hier ist wieder Hügelland, und viele Obst- und Weingärten machen es recht anmuthig. Aber man merkt bald, daß man eigentlich schon auf deutschem Boden ist; denn die Sitten und Tracht sind nicht mehr schweizerisch, sondern deutsch. Die Stadt

Schaffhausen, am rechten Rheinufer, von Hügeln umgeben, ist nicht bedeutend, und sehr todt. Die Straßen sind reinlich und ziemlich breit, aber düster, und einen auffallenden Anblick gewähren die Häuser, die, wie in Zürich, fast alle ein Bild über der Thüre haben mit einem sich darauf beziehenden Reime, der in der Regel geschmacklos ist.

6. Der Kanton Thurgau

hat seinen Namen vom Flusse Thur. Wieder ein schönes Garten-, Obst- und Hügelland. „Es giebt," sagt ein Reisender, „in unserm deutschen Vaterlande gewiß mehrere Gegenden, die noch fruchtbarer und besser angebaut sind als das Thurgau; allein keine hat so sehr das Ansehen eines Eden als dieser Kanton, weil keine einzige so stark mit Obstbäumen bepflanzt ist, und sich so terrassenmäßig von flachen Ufern zu sanft ansteigenden Hügeln und Bergen erhebt, deren Scheitel meist mit einem Kranze von Wäldern umgeben ist. Wegen der amphitheatralischen Erhebung des Thurgaues deckt kein Gegenstand den andern, und alle Reichthümer der Natur werden dem lüsternen Auge wie zur Schau vorgelegt." Hinten sind die lieblichen und fruchtbaren Hügel mit hohen Bergen wie mit einer natürlichen Mauer eingefaßt. Es wächst hier so viel Obst, daß die Menschen es nicht verzehren können und daher aus den Aepfeln Cider bereiten. Der Hauptort

Frauenfeld ist ein freundliches, aber unbedeutendes Städtchen.

7. Der Kanton St. Gallen.

Er ist einer der größten Kantone, und schließt den Kanton Appenzell ein. Im nördlichen Theile finden wir, wie in den

---

*) S. meine Gesch. der Deutschen f. Töchtersch., Th. 2., S. 54. Auch meine Weltgesch. f. Töchtersch., Th. 3., S. 73.

bisher genannten Kantonen, nur Hügelland, und daher Obst- und Weinbau; aber je weiter wir nach Süden kommen, desto höher, schroffer und wilder werden die Berge, desto enger und rauher die Thäler, desto brausender stürzen die Bäche und Flüsse daher. Die Thur durchströmt ein solches Thal, und der Wallensee mit seinen wildromantischen Ufern liegt auch im Süden des Kantons. In diesem Theile ist Alpenwirthschaft die Hauptbeschäftigung der ärmlichen Einwohner. Ueberall sieht man auf den Abhängen einsame Sennhütten stehen. Die Hauptstadt ist

St. Gallen, eine Mittelstadt, mehr dauerhaft, als schön gebaut, in einem ganz engen Thale, so daß sich dicht hinter den Häusern schon die Berge erheben, zum Theil auf den Bergabsätzen gebaut. An den Abhängen haben die Einwohner, die keine andern Vergnügungsörter haben, Gärten und Lusthäuser angelegt, und dies giebt den Umgebungen der Stadt ein recht freundliches Ansehn. Auch tragen dazu die vielen Bleichen bei, die rings um die Stadt sind. Denn St. Gallen ist einer der fleißigsten Fabrikörter. Es wird in der Stadt und in den Dörfern um dieselbe herum viele Leinewand gewebt und Garn gesponnen. Aber noch weit beträchtlicher sind die Baumwollenspinnereien und Webereien. Sind nun die Baumwollenzeuge fertig, so werden sie, wenigstens viele davon, den Stickerinnen gegeben, die allerhand Blumen, theils weiß, theils mit Silber und Gold, hineinsticken. Man erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Muster, welche die Kaufleute in ihren Musterbüchern haben, und geht man durch die Gassen, so sieht man fast hinter jedem Fenster eine fleißige Stickerin am Stickrahmen sitzen. In neuerer Zeit hat der Absatz sehr abgenommen, und die armen Menschen sahen sich daher zum Theil genöthigt auszuwandern. Besonders sind Viele nach Nordamerika gegangen.

Geht man von St. Gallen nach Osten, so kommt man an den Rhein, der die Gränze von Deuschland, und zwar nach Tyrol und dem Fürstenthum Liechtenstein, macht. Das Thal, das er hier 8 Stunden weit durchfließt, heißt das Rheinthal. Es geht bis zum Bodensee, und ist wegen seines Weins, des Rheinthalers, berühmt. Besonders merkwürdig ist aber der Badeort.

Pfeffers, in einer der wildesten Gegenden, die es giebt. Es liegt nicht weit vom linken Rheinufer, ganz im Süden des Kantons. Zum Vergnügen wird wohl Niemand diesen Badeort wählen, aber die warme Quelle ist so heilbringend, daß viele Leidende hier Erleichterung und Heilung suchen und finden. Ein berühmter Reisender giebt davon folgende Beschreibung: „Ich würde es kaum für möglich halten, selbst für Verbrecher, die man von aller menschlichen Gesellschaft absondern wollte, eine gräßlichere, und Schwermuth und Angst in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als die des Pfeffersbades ist, wenn ich nicht wüßte, daß der ehemalige Aufenthalt der Brunnengäste noch unendlicher scheußlicher war. Der Platz, auf welchem man das jetzige Badehaus im Anfange des

18ten Jahrhunderts erbaut hat, ist eine kleine, von hohen Felsen und Bergen umgebene Fläche, die man durch das Sprengen von Felsen und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinabsteigt. Die eine längere Seite des Gebäudes schwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer solchen Gewalt fortrauscht, daß man alle Augenblicke, besonders in den Zimmern an der Erde, glaubt, die heftigsten Donnerschläge oder das Geprassel einstürzender Felswände zu hören. Eben diese Seite berührt fast die südöstliche, mehrere hundert Fuß hohe Felswand, die sich unmittelbar aus dem Bette der Tamina emporhebt, und von welcher häufig Felsmassen herabfallen. Noch in der vorletzten Nacht stürzte von dem obersten Rande derselben ein so ungeheures Stück in die Tamina, daß selbst der Felsengrund, auf welchem das Badehaus steht, davon erbebte, und alle Badegäste durch die Erschütterung wie durch den Stoß eines Erdbebens aufgeschreckt wurden. Die eine schmale (südliche) Seite ist gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchem sich die Tamina zwischen senkrechten, und nach oben zu fast zusammenstoßenden Felswänden herausdrängt. Die zweite, schmale, der jetzt erwähnten entgegengesetzte Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die sich krümmenden, und schon hier nahe zusammenrückenden Gebirgsketten den Blicken bald entzogen wird. So schauderhaft die Lage des jetzigen Badehauses ist, so ist sie doch noch heiter und entzückend gegen die Lage der ehemaligen Badehütten, in welchen die kranken Curgäste in den früheren Jahrhunderten wohnen mußten. Die 3 oder 4 Hütten waren, Gott weiß wie? nahe an der Quelle über dem fürchterlichen Abgrunde angelegt, aus welchem die Tamina herauskommt, der von himmelhohen Felswänden überschattet wird, und in welchen ich unten hinein zu schauen nicht das Herz gehabt habe. In diese Hütten konnte die Sonne selbst im höchsten Sommer nur 1 Stunde lang um die Mittagszeit eindringen. Auch ist kein anderes Mittel, in die Kluft, wo die Hütten standen, hinabzukommen, als daß man sich an Seilen hinunterließ, und dabei war man in beständiger Gefahr, von abgelösten Felsstücken zerschmettert zu werden. Jetzt wird das Quellwasser durch hölzerne Röhren in das Badehaus geleitet. Neben diesen Röhren läuft eine Brücke hin, unstreitig die scheußlichste und gefahrvollste unseres ganzen Erdtheils. Der Anfang ist durch eine Thüre verschlossen, damit unvorsichtige Personen sich nicht ohne Führer hinauf wagen sollen. Sie besteht aus einer Reihe von Brettern, die auf hervorragenden, in die Felswand getriebenen eisernen Stangen liegen, und mehr als 20 Fuß über dem mit großen Felsstücken angefüllten Bette der Tamina erhaben sind. Die Bretter sind so schmal, daß man manchmal nicht beide Füße neben einander stellen könnte, und so dünn und zerbrechlich, daß nie zwei Personen zugleich auf ein Brett treten dürfen. Noch vor 4 Wochen brach ein Brett unter einem Frauenzimmer von Zürich ein, das nur noch mit genauer Noth von ihrem Nachfolger, einem angesehenen Manne, ergriffen, und von dem tödlichen Sturz in die Tamina, über welcher sie hing, gerettet wurde. Sie war seit 25 Jahren die Erste ihres

Geschlechts, welche Neugierde und Muth genug hatte, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu machen, den nur wenige Männer betreten, und von welchem alle, die ihn gemacht haben, mit dem höchsten Entsetzen reden. Wenn man die enge und unzugängliche Kluft sieht, in welcher die Pfeffersquelle verborgen ist, so kommt es unbegreiflich vor, wie man diese Quelle jemals habe entdecken können, und dieses Räthsel wird auch allein durch folgende Ueberlieferung aufgelöst: „Ein Gemsenjäger habe einst ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt, durch welche die östliche Felswand, aus der die heiße Quelle hervorsprudelt, von der gegenüberstehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild sich gerettet hatte, seiner Beute nachspürte, entdeckte er einen starken und fortdauernden Dampf, der aus der Tiefe heraufstieg. Dieser Dampf machte ihn aufmerksam, und wurde die Veranlassung, daß er sich mit Hülfe einiger Cameraden in die Felskluft hinabließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde.“ Schöne Anlagen lassen sich hier für die Badegäste nicht wohl anbringen; ein paar in den Felsen gehauene Gänge sind das Einzige, was sie hier finden; aber an der Brust leidende Personen können auch diese nicht einmal erklimmen. Ihnen bleibt daher nichts übrig, um sich zu bewegen, als der Brunnensaal, der aber einem Gefängnisse ähnlicher sieht als einem Vergnügungsorte. Von dem Bade steigt man einen sehr steilen Fußsteig, den man nicht ohne Schwindel und Gefahr hinabgehen kann, zum Kloster hinan, das oben auf dem Berge liegt. Die ganze Gegend ist so wild, daß es hier Dörfer giebt, die im Winter ganz verschneiet werden, so daß die Einwohner weder in das Thal hinabsteigen, noch die im Thale Wohnenden zu ihnen kommen können; und in dieser Lage müssen sie oft ein ganzes Vierteljahr lang bleiben. Im Winter und besonders im Frühjahre vergeht kein Tag, wo man nicht den Donner oder die betäubenden Schläge der von den benachbarten Bergen herabrollenden Lauwinen hörte.

Am Fuße des hohen Sentis, da, wo die Thur entspringt, liegt in einem einsamen Thale, nördlich vom Wallensee, das Dorf Wildhaus, in welchem der edle Reformator Zwingli 1484 das Licht der Welt erblickte. Das Haus, in dem seine Eltern lebten, steht noch. Zum Andenken an ihn wurden von den Reisenden so viele Splitter von den Thürpfosten abgeschnitten, daß man endlich Wache hinsetzen mußte, es zu verhindern.

8. Der Kanton Appenzell

wird, wie schon gesagt, vom vorigen ringsum eingeschlossen, und ist ein wildes Bergland. An der Südspitze ist der hohe Sentis, ein sehr ansehnlicher Berg von 7—800‘ Höhe. Er ist nie ganz ohne Schnee, hat mehrere Gletscher, und besteht aus einem breiten Bergrücken mit zwei Hörnern, die nicht ohne Beschwerde und Gefahr bestiegen werden können. Weniger beschwerlich zu ersteigen ist der Komer, dessen höchster Gipfel der hohe Kasten heißt, und eine unvergleichliche Aussicht ge-

währt. Wo die schönen Alpenkräuter wachsen, wird das Vieh geweidet, und trefflicher Käse und gute Butter gemacht. Hier und da in den Thälern sind auch Fabriken eingeführt; aber sie nähren die Arbeiter nicht immer hinlänglich; sobald also einmal der Absatz geringer ist, so leiden die armen Menschen die drückendste Noth. Der Kanton besteht aus zwei Theilen: Inner-Rhoden und Außer-Rhoden. In jenem ist Alpenwirthschaft, in diesem mehr Fabrikwesen. Jedes ist eine kleine Republik für sich, in der die Landesgemeinde die höchste Gewalt hat. Sie besteht aber aus allen männlichen Einwohnern, die über 18 Jahre alt sind. Also ist die Verfassung eine Demokratie. Daß diese Einrichtung nicht vernünftig sey, leuchtet in die Augen. Die Bewohner von Inner-Rhoden sind durch ihre hohen Berge von der übrigen Welt fast ganz abgesondert, und nur selten einmal kommt ein kühner Reisender ins Land. Demnach sollte man ihre Sitten für recht unverdorben halten, allein im Gegentheil ist die Unsittlichkeit fast nirgends in der Schweiz so groß als hier, ein Beweis, daß nicht die Abgeschiedenheit, sondern die Bildung des Geistes und Herzens vor Unsittlichkeit bewahrt.

Appenzell ist der Hauptort von Inner-Rhoden, alt, finster und dorfmäßig gebaut, indem die Häuser, wie oft in Gebirgen, ganz einzeln liegen.

Herisau ist der Hauptort von Außer-Rhoden, und ansehnlicher gebaut, von wohlhabenden Kaufleuten und Fabrikanten bewohnt; die Einwohner sind sehr betriebsam, und verfertigen schöne Baumwollenzeuche und herrliche Stickereien.

9. Der Kanton Graubündten.

Von der Beschaffenheit dieses großen Kantons haben wir schon in der Einleitung gesprochen, und erinnern nur daran, daß er überall von hohen, wilden Bergreihen durchzogen, und durch andere von den benachbarten Kantonen getrennt wird. Auch wissen wir bereits, daß die drei Bäche, aus denen der Rhein entsteht, hier entspringen, und daß der Inn das lange Thal Engadin durchströmt. Dies Thal, von hohen Bergen eingeschlossen, ist auch seiner Einwohner wegen merkwürdig. Im obern Theile desselben nämlich wohnen fast lauter sogenannte Schweizerbäcker. Hier sind die Leute zu Hause, die unter diesem Namen sich in allen größeren Städten Deutschlands, Frankreichs, Italiens, ja selbst in Rußland und Polen, als Kuchenbäcker niedergelassen haben. Sie werden schon jung ins Ausland geschickt, lernen da die Backkunst und die Kunst, Früchte einzumachen, und haben sie sich damit einiges Vermögen erworben, so kehren sie in ihr geliebtes Thal zurück. In den übrigen Thälern nähren sich die Einwohner meist mit Alpenwirth-

schaft. Sie sind sehr arm, aber genügsam und zufrieden. Die Hauptstadt ist

Chur, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thale, an dem hier nun schon vereinigten Rheine, eine kleine, schmutzige, schlechtgepflasterte und schlechtgebaute Stadt; dabei sind die Straßen so ungleich, daß man bald bergan, bald bergab geht, und man mag in der Stadt gehen, wo man will, so sieht man immer die hohen Berge vor sich, von denen einige den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; denn wenn es unten regnet, so pflegt es oben zu schneien. Dennoch sind diese Berge, wenigstens unterhalb, mit Weinreben bepflanzt, und darüber mit den herrlichsten Alpen bedeckt, auf denen das Vieh, Kühe und Ziegen, eine schöne Nahrung findet. Chur ist ungeachtet seiner Kleinheit für den Durchganghandel eine wichtige Stadt. Denn hier geht eine der großen Straßen hindurch, die von Deutschland nach Italien führt. Sie geht von hier den Hinterrhein aufwärts. Wenn man hier den Ort Splügen erreicht hat, so theilt sich die Straße. Die eine, eine schöne Kunststraße, erst vor Kurzem angelegt, geht über den Berg Splügen nach dem Comersee zu. Die andere, auch eine neue Kunststraße, führt über den steilen Bernhardin nach Bellinzona im Kanton Tessino und so weiter nach dem Luganersee oder dem Lago maggiore in Italien. Daher sieht man in Chur beständig Wagen und Saumrosse ankommen und abgehen. Auf jener Straße nach Italien kommt man von Chur zunächst nach

Tusis, am Hinterrhein, ein gar freundliches, ganz zwischen hohen Bergen gelegenes Städtchen, um das herum sich die Kastanienbäume und Weinreben an den niedrigen Abhängen gar lieblich ausnehmen. Gleich hinter der Stadt wird die Straße fürchterlich wild. Hier stürzt sich der Hinterrhein pfeilschnell durch eine furchtbare Felsenschlucht, und der nur 6—8 Fuß breite Weg geht, bald diesseits bald jenseits des Flusses, immer dicht am tiefen Abgrunde hin, in dem der Fluß braust, während sich auf der andern Seite 2000—2500 Fuß hohe Felswände erheben, die mit dunkeln Tannen bewachsen sind. Diese Felsen stehen so dicht einander gegenüber, daß man in dem, einen hier liegenden Dorfe die Sonne nur die sechs Sommermonate hindurch sieht. Man nennt diese Gegend die via mala (die böse Straße).

Wenn man aber von Chur den Weg nach dem St. Gotthard einschlägt, so geht man von Reichenau aus, wo der Hinterrhein mit dem vereinigten Mittel- und Vorderrhein zusammenfließt, längs den beiden letzteren bergaufwärts. „Die Bergthäler, die man hier durchwandert, vereinigen alle große und alle sanfte Schönheiten der Natur in einem höheren Grade, als man sie in den meisten andern Gegenden Helvetiens findet. Man sieht nicht bloß, wie auf andern Bergreisen, fruchtbare Wiesen und Alpen, einsame und dunkle Wälder, reißende Bergwasser und ungeheure Abgründe, die sie ausgehöhlt, oder noch schrecklichere Trümmer von Gebirgen und Felsen, die sie herabge-

schwemmt haben; nicht bloß abgeschnittene Felswände und kühne Wasserfälle, oder prächtige Gletscher und Schneegebirge, — sondern man sieht auch, was man auf ähnlichen Bergreisen sonst nicht wahrnimmt, häufige Ruinen von Bergschlössern, überraschend schöne und angebaute Gründe, fast an einander hängende Pflanzungen von Obstbäumen, und eben so häufige Getreidefelder. Die letzteren laufen beinahe bis an den Ursprung des Vorderrheins hin. Durch diese Mischung der wilden und bezähmten oder verschönerten Natur unterscheiden sich die Thäler, welche der Vorderrhein durchströmt, von dem Urserenthale im Kanton Uri so sehr, als dieses durch die Folge von kühnen Brücken, durch die betäubenden Wasserfälle der Reuß, und andere wilde Naturschönheiten das Thal des Vorderrheins übertrifft.“ Man steigt nach und nach hinan; rechts und links sieht man silberklare Bäche von den Felsenabhängen nach dem Rheine hinabstürzen, und blickt man in ein Seitenthal hinein, so sieht man am Ende desselben einen himmelhohen, mit Schnee bedeckten Berg oder einen bläulichen Gletscher. Zur Seite hat man immer den tobenden Rhein, oft in großer Tiefe; aber auch dann, wenn man ihn vor dem dichten Gesträuche nicht sieht, hört man sein Brausen so laut, daß man seine Nachbarschaft nie aus den Gedanken verlieren kann. Der letzte Ort von einiger Bedeutung ist das Kloster

Disentis, wo der Mittel- und Vorderrhein zusammenfließen, in einer wilden Gegend. Das enge Thal und die Bergabhänge sind hier mit ungeheuern Granitblöcken wie ganz überschüttet, als wenn es die Trümmer eines gewaltigen Schlosses wären. Hier öffnet sich das Thal, aus dem der Mittelrhein kommt, und man sieht im Hintergrunde den Luckmanier, der ihm den Ursprung giebt.

In diesem obern Thale des Vorderrheins sind die Menschen ungemein häßlich, aufgedunsen und haben eine ungesunde Farbe. Auch kommen hier häufig Cretins vor. Dies sind die unglücklichen Menschen, die von Jugend auf ohne Verstand sind. Sie haben gewöhnlich dicke Köpfe, große, trübe Augen, grinsende Züge, können nur unverständliche Töne von sich geben, und nicht einmal ohne Hülfe essen und sich an- und auskleiden. Solcher elender Menschen finden sich in Helvetien viele, am meisten in den oberen Rheinthälern und im Walliserlande, vielleicht wegen der eingeschlossenen Luft, die in diesen engen, von hohen Bergen begränzten Thälern ist, oder auch wegen der hier herrschenden Unreinlichkeit der Einwohner. Die unglücklichen Geschöpfe würden nun ganz hülflos seyn, wenn nicht in diesen Thälern der wohlthätige Glauben herrschte, daß es Segen bringe, einen Cretin in der Familie zu haben. Statt also die Cretins zu nek-

ken und zu verspotten, macht sich Jeder ein Vergnügen daraus, sie zu pflegen und ihnen das elende Leben leichter zu machen.

10. Der Kanton Tessino.

Er liegt am südlichen Abhange der Alpen, und ist daher viel milder als die andern Kantone. Kastanien-, Oelbäume und Weinreben wachsen in Menge an den Abhängen der Berge. Das ganze Land besteht fast aus lauter Thälern und Bergzügen, und ist wahrhaft schön und romantisch. Es fehlt weder an wilden und erhabenen, noch an lieblichen Gegenden. Die Einwohner sind keine Deutsche mehr. Sprache, Sitten und Lebensart sind italienisch, so wie man über den St. Gotthard sich nach Süden wendet. Die Menschen haben eine gelbe Gesichtsfarbe, sind arm, träge, unwissend und abergläubisch, ein elendes Volk in einem Paradiese. Wenn man vom St. Gotthard kommt, so steigt man einen ziemlich steilen Pfad hinab, wo man den Tessino zum beständigen Begleiter hat. Er stürzt eben so brausend von Klippe zu Klippe, wie nördlich vom Gotthard die Reuß. Es ist schwer zu sagen, welche Seite des Gebirgsstockes schöner sey, die nördliche oder die südliche. Auch hier geht der Weg oft durch schauerliche Wildniß. So ist bald anfangs eine viertelstündige, wilde Kluft, wo rechts der Tessino tobt, und links der Weg am Felsgesimse schwebt. „Bang ist die Kluft, schaurig die Dämmerung, furchtbar das dumpfe Tosen des Stroms in der Tiefe, verworren die Gestaltung der Klippen, und romantisch das oben wie aus der Luftbläue durch die Felsenspalten herabhängende Gebüsch.“ Hier stürzt der Tessin wie auf einer Treppe in vielen Fällen herab. Sichtlich hat der Strom sich selbst den Weg gebahnt, indem er den Felsen Platifer zerriß. Bis hierher rechnet man das obere Livinerthal; denn Livinerthal heißt das Hauptthal des Kantons, so weit der Tessin ihn durchfließt, in welches sich fast alle übrige Thäler vereinigen. Weiter unten, jenseits des Platifer, wird die Gegend milder; man sieht die Pflanzen des wärmeren Klima's: Mais, Hirse, Maulbeerbäume; die Tanne verschwindet; dafür wölben sich die Schatten hoher Kastanien und Ulmen, vom Gezirpe unzähliger Cicaden erfüllt. Die Luft ist lau, hier und da sieht man Lauben von Weinreben über der Straße; weiße Klöster und Kapellen schauen malerisch von den Felsenvorsprüngen in die Wildniß hinab. So wechseln freundliche und wilde Gegenden mit einander ab. Am Ende des Thales werden die Berge sanfter. Man sieht endlich die Stadt

Bellinzona oder Bellenz vor sich, eine kleine Stadt, im italienischen Geschmacke gebaut, reinlich und freundlich. Von hier führen jetzt zwei schöne Straßen, die eine nach Uri über den Gotthard, also das Livinerthal aufwärts, die andre nach Graubündten

über den Bernhardin. Nach Süden hin bis zum Lago Maggiore ist eine Ebene, oder vielmehr ein sehr breites Thal, in welchem sich im Herbst die Alpenheerden sammeln, die nach Lugano getrieben werden sollen, um von da nach Italien verkauft zu werden. Wenn die Heerden das einer jeden angewiesene Stück Wiese beziehen, so giebt das ein eigenes Schaupiel. Der Knecht des Hirten geht vor jeder Heerde voraus, dann folgen die Kühe. Die erste ist mit einer großen Glocke geziert; der zweiten ist der einfüßige Melkstuhl an die Hörner gebunden; der dritten der Milchkübel und so weiter. Hinter den Kühen kommen die Stiere, dann der Senne oder Käsebereiter, zuletzt der Eigenthümer. Die Berge ertönen vom Gesange des Kuhreihen, vom Blöken der Kälber, vom Muhen der Kühe und vom Jubel der Hirten. In Bellenz selbst ist viel Verkehr. Unaufhörlich gehen die Saumrosse von und nach Italien ab und zu. Ueber der Stadt liegen auf steilen Felsen 3 alte Schlösser aus dem Mittelalter, und geben der herrlichen Gegend ein recht romantisches Ansehen.

Wenn man über Bellenz hinauskommt, werden die schönen Kastanienbäume und die Weinreben immer häufiger; man merkt an Allem, daß man dem lachenden Süden zueilt. Wenn man einen hohen Bergrücken erreicht hat, sieht man plötzlich

Lugano glänzend unter sich liegen, und vor ihm den herrlichen See. „Alle Schönheit eines italienischen Herbstabends," sagt Friederike Brun, „umstrahlte mich. Orangengitter standen auf den weißen Mauern, Cypressen stiegen aus hellem Grün, einzelne Oelbäume und Gewächse des südlichen Himmels dufteten, grünten und blühten unter mir auf. Alles bergab in schönen Terrassen bis an den tiefen See!" Die Straßen der sehr volkreichen und belebten Stadt gehen vom See aus steil bergan.

Reist man von Bellenz an dem Tessino entlang, so kommt man nach dem Lago Maggiore, dessen nördlicher Theil der Locarner-See heißt, von der Stadt

Locarno, die hier liegt. Die Umgegend ist herrlich. „Die Ufer, mit den schönen, lombardischen Pappeln und anderem Weißholz gekränzt, sind malerisch ausgezeichnet, und von hübschen Landhäusern belebt. Prächtig steigt das reich bekleidete Berggelände; üppig ranken starke Reben an hohen Bäumen hinauf, bis weit in die steigenden Berghöhen, wo dicke Wälder dämmern." Um die Schönheit dieser Gegend zu begreifen, lassen wir Friederike Brun selbst einen Ritt beschreiben, den sie in den untern Theil des wilden Thales Maggia (spr. Madscha) machte. Bei Locarno nämlich fällt der Fluß Maggia, der auch aus den Schlünden des Gotthard entspringt, in den Locarnersee, und das von ihm durchströmte Thal ist das Thal Maggia. „Es ist dies ein Weg von $1\frac{1}{2}$ Stunde, so reich an den erhabensten Contrasten, daß ich diese Stunden zu den genußreichsten und unvergeßlichsten Punkten der Erinnerung rechne. Wir wendeten uns von Locarno an den Säumen dieser Berggelände hin, an denen Herbst und Sommer wetteifern, ihre Gaben zu ergießen. Trauben, von einer mir bisher nie geahnten Größe und Fülle, hän-

gen purpurbeduftet, oder Gold mit Perlen bethaut, an den elastischen Armen der Rebe zu liebendem Gewinde vereint, auf uns herab, und verflechten so über den schmalen Aeckern, wie ein grüner Himmel dahin schwebend, die ganze Flur in eine Laube der Freude, und die Winzerinnen tragen von allen Seiten auf gebeugtem Rücken die vollgethürmten Körbe der Kelter zu. Seitwärts hinter uns ruht das Becken des Locaner-Sees. Unter unserm an den Bergseiten steigenden Felswege strömt die Maggia, in verschiedenen Armen unstät vertheilt, dumpfrollend durch ein weites Kieselbette dahin. Weit über dem Strome hindurch öffnen sich im Bergduft hohe Geklüfte, die Eingänge zu den wilden Seitenthälen der italienischen Vogteien, die an ihren Enden oft mit den piemontesischen Bergketten zusammenstoßen. Wir reiten immer allmälig höher; tiefer sinkt die Maggia unter unserm schmalen Wege, höher steigt rechts das Gebirge. Wilde Feigen entwachsen den Einfristungen, und neben uns beugt sich die braune Kastanie über die niedern Erlen des immer schnelleren Stroms. Bald wird die Rebe einzeln nur noch erblickt. Die Berge rechts strecken rauhe Klippenschichten aus Moosbänken hervor. Zur Linken tobt nun mit jedem Moment gewaltiger die Maggia, grüne Fluthen unter dickem Schaum dahinrollend. Pfeilschnell schießt weiter links thalauf ein zweiter Felsstrom ihr nach. Diese schnelle Erscheinung führt meine Blicke weit ihrem Lauf entgegen, in die verworrenen Gebilde einer neuen Gebirgswelt, dorthin über das lockende Grün angelehnter Vorberge bis an die hohe Oeffnung von Centovalli (Hundertthäler), jenem Alpenlande, welches in hundert Seitenästen sich abspaltend, zuletzt ins Piemontesische sich verliert. Rechts ab erscheint über hohem Bergfuß der Schlund, aus welchem der Felsstrom sich ergießt. Mein Begleiter reitet schweigend vorauf, und winkt, von jenem unbekannten Lande ab, auch einmal rechts zu blicken. Ein lauter Ruf des staunenden Entzückens! Welche Wandlung! Ueber uns aufgethürmter glänzender Gneuß in aller rauhen Naturpracht; vor uns die Festen der Erde aufgerissen, und eine finstere Kluft, in zwei öde, sich in allen Extremitäten berührende Gneußfelsen tief zerborsten; hochaufgähnend der Felsenrachen, die Maggia vollstöhnend, geängstigt, kocht aus dem engen Kessel überwallend uns entgegen. Schweigend mit klopfendem Herzen irre ich unter den Klippen bis auf die Brücke Ponte Brolla. Dieser Standpunkt ist einzig, und vereinigt die schauderhafte Gegenwart der Via mala (s. oben) und des Gotthardrückens mit dem Hinüberblick auf die bezauberndste Fülle der Natur, und dem magischen Contraste chaotischer Zerstörungen. Tief im zerrissenen, verwachsenen Gneußgeklipp drängt sich die Maggia durch immer neue Hindernisse, die nur der ewigen Bewegung Kampf mit dem Unbeweglichen besiegt. Wild ist alles umher. Schwarzes Moos bekleidet die vom Strom abgewandten, weißgraue Wasserspuren bezeichnen die eingebeugten Klippenwände. Wir wandeln über dem Strom, der unter uns donnert, und das ausgehölte Gestade bebt unter unsern Tritten. Traurend heben die hohen Bergscheitel sich empor, und sehen auf den unaufhaltbaren Feind, der ihre Eingeweide durchwühlt, melancholisch herab. Einzelne Wiesenfleckchen an den hohen Vorsprüngen der

Felsspalten und die zerstreuten Wipfel der treuen Kastanie mildern in etwas die beinahe unaushaltbare Oede und Rauhheit dieses Anblicks. Wir folgen dem linken Gestade etwas höher hinauf, um in den himmelansteigenden Thalspalt zu blicken. Gräßlich sind die Trümmer des eingestürzten Gneußriesen, der drohend seinen ausgehöhlten Gipfel über uns herbeugt. Um uns lagern die Scherben, in die er zerworfen ist. Siehe dort oben jene zerrissene Oeffnung, hier neben uns den entsetzlich haushohen Felsblock; von dort schmetterte eine gewaltsame Erschütterung ihn herab, der wir noch nachbeben! Alles ist aufgethürmt in verticalen Stapeln, so weit man in das Thal Maggia bliken kann, alles überhängend, alles zur Zerstörung geneigt. Nie sah ich ernstere Schattirungen der Felsen, des Mooses und der Schatten, die hier beinahe ohne Licht erscheinen in ewiger Dämmerung. Wie klein fühlten wir uns im Raum, und wie groß in der Zeit! Diese Vergänglichkeit und unsere Dauer! Die Unzerstörbarkeit dessen, was in uns denkt und empfindet! Ein seliger Moment des Daseyns, und ein Zusammenstrahlen der erhabensten Gefühle! Einzelne, kleine Kühe klingelten auf den einsamen Felswiesen. Unmittelbar in den Gneußtrümmern liegen armselige Hütten, aus den Trümmern aufgeschichtet. Furchtsam grünt die Rebe daneben, aus seltener Erde, immer zwischen Steinen entsprießend. Und nun der Anblick in lächelnde Fernen, über den entfesselten Bergstrom, an die fruchtbar schwellenden Hügel, mit zwei Dörfern, deren kieselumdämmter Fuß von den Waldwassern umarmt wird. Noch einmal standen wir auf der Brücke verloren in Anschauen, hingerissen in den Strudel der unaufhaltsamsten Bewegung, freudig wieder zurückkehrend auf uns selbst. Wie groß ist die Umfassungskraft unseres Geistes! Und wie können Augenblicke eines wahren Seyns Jahre eines ungelebten Daseyns überwiegen! Wie erhebend sind die Bilder des Todes und der Vernichtung in jenen ahnenden Augenblicken, in denen wir uns hier schon selig fühlen und unsterblich! Wenn nun diese morschen Steine unter uns zusammenrollten, dieser tief aufwühlende Strom uns verschlänge, und unsere Hütten im Schooß des Urstoffs zermalmt würden? So fragten wir uns, und blieben immer zögernd, und konnten diese schaudervolle Stätte nicht verlassen. Lebe wohl, o Thal der Zerstörung! Brücke des Todes! Wir kehren in das weiche Feenland zurück; wir tragen Elysiums Licht mit in den Tartarus hinüber. In diesem Styl windet sich das rauhe Thal Maggia 12 Stunden lang. Nur an seltenen Stellen wird es milder."

Diese nach Süden geöffneten Thäler werden von Reisenden sehr selten besucht.

11. Der Kanton Uri.

Der ganze Kanton besteht nur aus Berg und Thal. Die Berge erheben sich zum Theil bis zu 10,000 Fuß, und bilden viele tiefeingeschnittene, wilde Thäler, von denen etwa 10 bewohnt sind. Einige dieser Berge sind uns schon bekannt: im

Süden: der Gotthard; im Osten: der Crispalt, der Tödi, und, gleich darüber, das Scheerhorn; im Westen: die Furka und der Titlis. Das Hauptthal ist das Urseren-Thal, welches, von der tobenden Reuß durchströmt, sich vom Gotthard bis an den Vierwaldstädtersee zieht, von den Reisenden am meisten besucht wird, und jetzt auch mit Wagen befahren werden kann, da seit Kurzem eine herrliche Kunststraße über den Gotthard führt. An Getreide- und Gartenbau ist in einem solchen Berglande nicht zu denken; Alles beschäftigt sich hier mit Alpenwirthschaft. Die Einwohner sind nicht so unverdorben, als man von einem Hirtenvolke glauben sollte, und durch die vielen durchreisenden Fremden habsüchtig geworden. Die Verfassung ist wie in Appenzell Inner-Rhoden ganz demokratisch, und Jeder, der 20 Jahre erreicht hat, kann seine Stimme zur Regierung geben. Die Gebirgsnatur ist hier im höchsten Grade großartig, wild und schauerlich. Wir wollen, um den Kanton kennen zu lernen, erst seine Ufer und den Vierwaldstädtersee betrachten, und dann bergaufwärts durch das Urserenthal nach dem St. Gotthard steigen.

Wenn wir vom Vierwaldstädtersee kommen, so landen wir bei

Fluelen, ein freundliches Oértchen nahe am Südufer des Sees. Hier ist der gewöhnliche Landungsplatz. Auch beginnt hier die Kunststraße über den Gotthard nach Bellinzona. Nur ¼ Stunde davon ist

Altorf, der Hauptort des Kantons, ein offener Ort, am Einflusse der Reuß in den See. Die Häuser sind meist klein und niedrig, aber neu und freundlich. Wir besuchen vor Allem die Stelle, wo Tell seinem Söhnchen den Apfel vom Kopfe schoß. Da, wo er gestanden haben soll, steht jetzt ein Thurm, und wo einst die Linde stand, unter welche sich der Knabe stellte, befindet sich jetzt ein Brunnen. Unweit Altorf, östlich, ist das Dorf

Bürglen. Da, wo sein Haus einst stand sieht man jetzt eine Capelle, die Bürglin Capelle. In dem vorbeitobenden Schächenbache fand er seinen Tod, als er aus dem ausgetretenen Gewässer ein Kind retten wollte *).

Nun steigen wir das Urserenthal längs der Reuß aufwärts, eine Entfernung von 10 — 11 Stunden. Sonst war dieser Weg nur für Saumpferde zu betreten; jetzt aber fährt man hier so bequem wie auf unsern Kunststraßen. Der Mensch kann auch die wildeste Natur bezwingen! Wir wollen der Friederike Brun bei der Beschreibung folgen. „Unser Weg geht von Altorf mächtig bergan; die Bergseiten werden rauher, und sind mit unmäßig großen Steinen beworfen. Zumal linker Hand scheinen ganze Gebirge eingestürzt, und von gewaltiger Hand

*) Die auf seinen Tod gedichtete schöne Romanze von Uhland s. in meiner Literatur für das weibliche Geschlecht, Th. 3., S. 213.

zerscherbt zu seyn. Von der Höhe des Berges hinab ist es Ein Ruin! Und gerade unter diesem immer nachstürzenden Berge liegt das Dorf

Am Steg, 3 Stunden von Altdorf. Man begreift nicht die Tollkühnheit der Einwohner, die sich gerade im Schirm dieses baufälligen Schutzpatrons über, unter, in Denkmalen seiner Zerstörbarkeit und seines täglichen Verfalls angesiedelt haben. Hier vor Steg rauscht die Reuß mächtig vorbei, und ein kalter Luftstrom erquickt uns. Gleich hinter Am Steg geht die uns umgebende Natur aus sanftem, gefälligem Reize, von Größe umschirmt, zu einem herrschenden Style erhabener Wildheit über, die ich mir nur auf dem Wege nach dem Chamounythale (in Savoyen) erinnere, in gleichem Grade bemerkt zu haben. Links kommt der tosende Kerstelenbach, ein trüber Gletscherstrom, aus dem an Bündten gränzenden Seitenthale gleiches Namens (vom Tödi her) ungestüm hervor, und stürzt in die unter dem Dorfe Am Steg pfeilschnell dahin schäumende Reuß. Wir steigen immer am wildzerrissenen Gestade dieses Flusses. Uralte Tannenwälder ragen aus entsetzlichen Tiefen zu uns empor, und hängen von unermeßlichen Berghöhen über uns herab. Ruinen von Gebirgen liegen an den steilen Bergfelsen in wilder Pracht umher. Diese Granitmassen von erstaunungswürdiger Größe sind wie Denkmale einer Urschöpfung, die unsere Zeitrechnung übersteigt, in unzerstörbarer Kraft umhergebreitet. Jenseits ob der immer zornigeren Kraft der Reuß heben sich zahmere Berge; schimmernder Alpen Grün kleidet sanft emporgetragen in Himmelhöhe den kahlen Fels. Einzelne Dörfer liegen in tiefen Gründen ruhig versenkt. Wasserfälle winden sich durchs weiche Grün nachläßig herunter, oder rauschen aus dunkler Waldnacht plötzlich hervor; kleine Brücken führen über die versunkene Reuß in eine Tiefe, die der Blick schauernd ermißt. Jeder Oeffnung entstürmt ein mächtig donnernder Felsstrom. Die schöne Reuß, von Quellen, Bächen und Wasserfällen, wie von geselligen Freunden, in ihren einsamen Klüften besucht, kämpft, stürmt, drängt sich unter tausend und abermal tausend immer wachsenden Hindernissen einher. Ihr Lauf ist eine immerwährende Kaskade; man vergißt keinen Augenblick ihre Nähe, und den wunderschönen Anblick des reinen Grüns ihrer vollen Wogen mit blendendem Schaume bedeckt. Immer dunkler wird der nächtliche Tannenwald, von keinem Tageslicht erhellt; kalte Lüfte fließen von den majestätischen Wölbungen herunter. Die Gebirge umdrängen uns näher, steigen schroffer, sind so dicht mit ihren eigenen Trümmern beworfen, daß man schwindelt, wenn man die Massen, welche an ihren Schlünden, auf ihren Anhängen, umhergeworfen und wie zu Scherben zertheilt sind, ihrer Höhe noch zusetzt. Die unbelebte Natur trauert hier im Hinschwinden ihrer jugendlichen Kraft! Es sind nicht mehr große Felsklumpen sowohl, welche die Bergabhänge bedecken; es sind bemooste Steine, zerbröckelte Ruinen, verwitterte Denkmale der Zeit. Schön ist das sanfte Leben der Pflanzenwelt um dies Grabmal der Gebirge."

„Wir sind, immer steigend, unter drohendem Gestein, über

der wüthenden, zagenden, versinkenden Reuß, an schwebenden Pfaden, bis über einen tiefen Felsschlund gekommen. Verschwunden ist die Reuß! Eine röthliche Felsfluhe schiebt sich neben uns auf, mit Laubholz umkränzt; wir gehen bergab, eine Brücke klebt auf zwei Felsblöcken, unter uns tobt und stöhnt der Fluß. Da links dringt er durch eine Felsspalte in Todesnacht hervor, ängstlich unter der Brücke weg, in ein schauriges Klippengedränge, bis an die röthliche Fluhe, unter der er verschwindet. Dies ist der

Pfaffensprung; schaurig anzusehen im werdenden Dunkel, und von eigenthümlich melancholischem Gepräge. Wie der ernste, düster umschattete Fels dem dunkel aufblickenden, dann plötzlich versinkenden Strome nachsieht, und die Verwunderung des verstummenden Wanderers zu theilen scheint! Ich war schnell vorausgeritten, und bei sinkender Nacht allein in dieser grauenvollen Einsamkeit. Die Nachtgestalten der Gebirge ragten tief in den Himmel, einzelne Sterne flimmerten trübe durch zerrissene Wolken. Alle andere Gegenstände versanken in immer schwärzeres Dunkel; schroff bergan ging der enge Weg; unter mir tobte die Reuß furchtbar über Klippenstücken daher. Plötzlich fluthete rechts ein zorniger, donnernder Gießbach aus zerborstenen Felsseiten herunter, schneeweiß durch die finstere Nachthülle. Es war der Mayenbach, und ich an der Brücke, unter der die beiden ergrimmten Ströme zusammengießen. Ein unvergeßlicher Augenblick! Die Schatten des Todes um mich, die wilde Einsamkeit, das Brüllen der Ströme, die dunkle Nacht, die Unsicherheit des Weges über offnen Abgründen: dies alles erfüllte mich nicht mit Schrecken, nein, mit einem unaussprechlichen Gefühl der Kleinheit meines Wesens, mitten in dieser erhabenen Größe. Mein Pferd klomm schwerathmend bergan, einzelne Schimmer brachen hinter schwarzen Fernen hervor, und ich war in

Wasen, wo die Leute verwundert mich vom Pferde hoben (5 St. von Altorf.) Am andern Morgen waren wir früh unterwegs. Die späte Morgenröthe dieses dicht von grünen Alpen umgebenen Thales dämmerte freundlich zu uns hernieder; wir aber ritten über dem Gestade der Reuß unter kalten, grauen Gebirgen dahin. Rechts am Abhange dieser rauhen Greise der Natur liegen ungeheure Granitfelsen, einst in gewaltsamen Erschütterungen den himmeltragenden Gipfeln entstürzt, schaurig umher zerstreut. Beim Dorfe

Göschenen sahen wir, rechts über einer tiefen Senkung prachtvoller Felsenzinken, einen blendend weißen Gletscher. Er gehört zu den Furka-Gletschern." Bald dahinter ist die Brücke, wo das eigentliche Urserenthal anfängt. „Hier beginnt der grausenerregende Schlund,

die Schöllenen genannt. Am jähen Absturz nackter, durchaus von aller Vegetation entblößter Klippenreihen, ist ein Weg kühn hindurch gesprengt, der immer rechts von Klippenwänden begränzt, links die schäumende, in einem Wasserfall heruntertobende Reuß zur Begleiterin hat. Diese Felsen sind so schroff aus einander gerissen, die ein- und austretenden Winkel so bestimmt bezeichnet, daß man immer ahnt, es bedürfe nur eines Winkes des Schö-

pfers, um sie wieder zusammenzufügen, und den Wanderer in den Schooß des Urgebirges zu versenken. Immer höher, kühner, enger und majestätischer treten diese ernsten Gestalten zusammen; immer wüthender tobt die Reuß, und macht endlich einen herrlichen Sturz, den wir in der glücklichsten Morgenbeleuchtung nicht müde werden konnten anzusehen. Das wilde, mit den sonderbarsten Färbungen von röthlichgrau und blaß-violet abspielende Granitgestein ist mit dem zarten Grün der Flechte, wie mit einem leise ahnenden Schimmer der Hoffnung, hier und da malerisch bekleidet. Jetzt sind wir an der

Teufelsbrücke, die meiner Erwartung kein Genüge that, und die ich, auch nur von fern, nie mit der Brücke der Via mala in Graubündten (s. oben) vergleichen würde. Weder an Erhabenheit, noch schaudererregender, nächtlicher Pracht ist die Teufelsbrücke jener gleich." (Jetzt ist diese Brücke höher und breiter als früher.) „Aber entsetzlich ist der Sturz der donnernden, vollen, mächtigen Reuß! Unaufhaltsam die Wuth ihrer reinen, grün in Schnee dahinstürmenden Fluthen! Und wie von einem lebendigen Geiste fühlte ich mich angeweht, und durchdrungen vom Winde, der vom Fall der Luft erschüttert, und auf der Höhe der Brücke einen ewigen Sturm hervorbringt, von dem ich mich gern durchwehen ließ, und mich nicht losreißen konnte vom großen Unisono der dumpfdonnernden Wogen. So wie man über die Brücke ist, und den letzten Blick der Erinnerung zurück in die Schöllenen-Gruft hinwirft, ist man am

Teufelsberg, nur dieser Anblick ist einzig, nur mit sich selbst vergleichbar, und erfaßte mich mit schaudernder Ehrfurcht. Denken Sie sich einen ungeheuren, in aller Kraft des Urstoffs dastehenden Felsen, unangetastet vom rauhen Odem der Elemente, unversehrt, eine Veste der Erde. Dieser ist durch eine undenkbare Umwälzung aus seinen Angeln gerissen, — nicht geborsten, nicht durch wüthende Strömungen ausgewaschen, nicht verwittert; — nein! wie aus der Erde Mittelpunkt gehoben, und zu Scherben geworfen, liegt er da in entsetzlicher Pracht, wild über einander gethürmt. In dieses Trümmergebirge reitet oder fährt man durch eine enge Oeffnung, die Mündung einer langen, finstern Höhle; dumpf hallen die Tritte des Pferdes! Hohl tönen die Menschenstimmen wieder! Wie in ferne Wüsten verhallt das Donnern des Stromfalls, und kalte Schauer fließen mit feuchten Dünsten von der Klippenwölbung herab. Dies ist das

Urseren-Loch oder Urner-Loch." Erst seit 125 Jahren hat man dieses Gewölbe durch den Felsen getrieben. Vorher mußte man den Berg auf einer in Ketten hängenden Brücke umgehen. „Etwa 130 — 200 Schritte gehts durch die Finsterniß in Dämmerung über; — plötzlich erblickte ich, wie durch ein magisches Sehrohr, ein fernes Land; fernscheinend durch schnellen Uebergang aus finstrer Nacht zu hellem Mittag. Zarter Alpenmatten erquickendes Grün hebt sich aus der kleinen, elysischen Ebene an den Bergsäumen hinan; besänftigt rollt ein klarer Strom milde Wellen. Alles ist heitre Schattenruhe nach wildem Sturm des Lebens, ein holdes

Symbol der Natur, Entschlummern im Drange des Lebensweges durchs finstre Thal, und frohes Erwachen zu ruhiger Klarheit!“ Wirklich ist der plötzliche Uebergang aus der wildesten Gegend vor dem Urner-Loche zu der ruhigen Sanftheit der Gegend jenseits desselben höchst überraschend. So wie man durch das Felsengewölbe hindurch ist, hat man

Urserenthal vor sich. Wie durch einen Zauberschlag scheint man in eine andere Gegend versetzt zu seyn. Mitten auf grünen Matten liegt das Dorf Urseren, dessen Käse berühmt ist. „Durch dieses hochgelegene Alpenthal gehen drei Wege in die höchsten Urgebirge hinauf: im Osten nach Obergraubündten, im Westen über die Furka an den Rhonegletscher und nach Wallis hinüber, im Süden über den Gotthard und Bellenz nach Italien. Von allen Seiten blicken hohe, ewig mit Schnee bestreute Berghäupter in die grüne Einsamkeit dieses Alpenthales hinab, und eröffnen weit durchführende Perspectiven oder wildzerrissene Klüfte ins ringsum thronende Gebirge. Hier erst fängt man an, den eigentlichen Gotthard zu besteigen. Durch eine öde, wilde Felswüste geht der Weg neben und über der immer stürzenden Reuß hin. So wie wir stiegen, umathmen uns kältere Lüfte, erstirbt der Pflanzenwuchs. Schon seit Göschenen sehen wir keine Bäume, und in Urseren erquickt nur der Wiesen Grün das Auge. Aber nach und nach werden die Alpenteppiche seltener; der kahle Fels tritt rauh und trotzig hervor. Schroffer steigen die Bergseiten, näher treten die Höhen zusammen, enger und steiler windet sich der Weg über abgerollten Granit, mit dessen Scherben nun auch die breiten Seitenwände der Gebirge beworfen sind. Man klimmt immer höher empor, und sieht mit ehrfurchtsvollem Staunen die nackten Scheitel des grauen, ehrwürdigen

Gotthard's sich ernst um die letzte Höhe erheben, wo sonst das Hospiz der Kapuziner in schauerlicher Einsamkeit stand, jetzt aber sich ein Wirthshaus und ein großer, runder Stall befinden. In diesem hohen, und doch tief im Felskessel versenkten Thale ruhen wie schwarze Schattenspiegel die drei kleinern Alpenseen, welche die Quellen der Reuß und des Tessino enthalten. Wir erreichten diese Höhe, als eben die letzten, blassen Sonnenstrahlen aus einer Schneewolke, die nur kurz zuvor uns mit ihrem Gestöber bestreute, über den hohen Bergspitzen dahinglitten, die höchste Felsenkrone des Gotthard aber schwarzgrau im Westen emporstarrte. Am andern Morgen war ich früh auf, um die hohe Einsamkeit, eine Frühstunde auf dem Gotthard, recht zu genießen. Die Luft war himmlisch, rein und mild. Meine Tochter schlief noch, und ich wandelte einsam und gedankenvoll unter den Grundfesten der alten Mutter Erde herum. Wie ruhig und vollendet lagen die hohen Häupter im Morgenstrahle, die grauen Klüfte mit Schnee gefüllt, die runden Höhen mit Moos bekleidet, die hohen Zacken mit Wolken umrauscht! Wer vermag diese Werkstatt der Elemente, diese erhabene Scheide der Klimate, diese Gränzmauer der Länder und Sitten ohne Ehrfurcht anzuschauen? Alles war mir heilig, und ich trat leise auf den Felsen, über den Jahrtausende dahingerollt sind,

der scheinbar jeder Verwüstung trotzt, und von dem doch jedes Jahr Bestandtheile wieder in den Schooß der Lüfte und der Gewässer zurückführt, um so im großen Jahr der Natur neue Bildungen aus dem versinkenden Urstoff hervorzurufen. Noch weideten Heerden kleiner Kühe auf den seltenen Wiesenflecken, und unbeschreiblich rührend war das Glockengeläute, durch die reine Bergluft dieser Einsamkeit dahin tönend." Von hier führt die Straße südlich ins Livinerthal im Zickzack ziemlich bequem hinab.

12. Der Kanton Glarus.

Auch Glarus ist überall von himmelhohen Bergen eingeschlossen, und nur die Linth entlang führt ein einigermaßen bequemer Weg aus dem wilden Berglande hinaus. Im äußersten Süden steht der Tödi oder Dödi, ein ungeheurer Felsenkoloß, als Grenzpfeiler da. Erst vor 12 Jahren wurde er zum ersten Male beinahe erstiegen. Ein muthiger Schweizer kam, mit großen Gefahren und Beschwerden kämpfend, bis an den Fuß des letzten Kegels. Von hier reiht sich Berg an Berg, Gletscher an Gletscher, und auch das Innere des Kantons wird von hohen Bergreihen durchzogen, auf denen Gemsen, Adler und Lämmergeier ihre Wohnungen aufgeschlagen haben. Der beinahe einzige Reichthum des Landes ist Alpenwirthschaft. Man bereitet hier berühmten Schweizerkäse, besonders auch den sogenannten Schabzieger, und zwar aus der nach Bereitung des fetten Käses übriggebliebenen Milch. Aber die Einwohner sind sehr arm; die Aelpler sind noch am glücklichsten, weil ihre Heerden ihnen das Wenige, was sie bedürfen, liefern. Aber die, welche in den Fabriken arbeiten, gewinnen kaum den täglichen Lebensunterhalt, und selbst diesen nicht einmal immer. Daher trifft man hier Tausende von herumziehenden Bettlern, ein trauriger Contrast mit der schönen, wilden Natur. In einem engen Thale, zwischen hohen Bergen, die unmittelbar hinter den Häusern schroff bis zu den Regionen des ewigen Schnees emporsteigen, liegt das Städtchen

Glarus an der Linth, deren Ufer mit Fabrikgebäuden und schönen Bleichen bekränzt sind. Denn wie in St. Gallen, werden hier viele Baumwollenwaaren verfertigt. Nicht weit davon erhebt sich der hohe Berg Glarnisch.

13. Der Kanton Schwyz.

von dem ganz Helvetien den Namen der Schweiz erhalten hat, einer der vier Waldstädte (Schwyz, Uri, Luzern und Unterwalden). Die Natur ist hier wie in Glarus, nur die Berge nicht so hoch, daher auch ohne Gletscher; aber überall Alpenland und Alpenwirthschaft. Unter den Bergen ist der merkwürdigste der

Rigiberg, zwischen dem Zuger - und Vierwaldstädtersee. Er hat zwar nur eine Höhe von noch nicht 6000 Fuß, kann sich also nicht mit den höchsten Bergen der Schweiz messen; aber er liegt ganz einzeln, und gewährt eine köstliche Aussicht auf die Umgegend nicht nur, sondern bis nach dem Gotthard auf der einen, und nach Deutschland auf der anderen Seite. Wir lassen hier wieder einen Reisenden seine Reise hinauf beschreiben:

„Halb drei Uhr Nachmittag traten wir unsere Wanderung auf den Rigi an. Anfangs kamen wir durch schöne Wiesengründe, mit herrlicher, hochstämmiger Waldung bekränzt. Bald aber fing der höhere Bergweg an. Entfernte Aussichten hat man auf dieser (östlichen) Seite des Berges nicht. Desto angenehmer aber beschäftigt man sich mit den nächsten Gegenständen selbst. Nach einer Wanderung von einer starken Stunde kamen wir bei einer Art von Wirthshause an, und labten uns mit Brod und süßer Milch. Wir waren ziemlich ermüdet, aber nur einige Minuten Ruhe, und wir fühlten uns wunderbar gestärkt. Dies ist die Wirkung der reinen Bergluft, so lange man nicht die höchsten Gipfel erreicht. Dann tritt bekanntlich das Gegentheil ein. Von hier ging es nun abermals eine starke Stunde bergaufwärts bis zum Hospiz" — einem Kapuzinerkloster, um welches herum — „jetzt nicht weniger als fünf Wirthshäuser befindlich sind; denn in den schönen Monaten kommen viele Fremde hierher. So trafen auch wir eine schweizerische Damengesellschaft, die hier auf mehrere Wochen die Molkencur gebrauchte. Es war halb sechs Uhr; wir hatten, um den Kulm (Spitze) zu ersteigen, gerade noch Zeit genug. Die Damen beschlossen, auch von der Partie zu seyn. So wanderten wir fort, und endlich war das Wirthshaus am Abhange des Kulms erreicht. Noch einige Minuten, und wir standen auf dem Gipfel selbst, und blickten wie in eine unermeßliche Zauberwelt hinaus. Gewiß, diese Aussicht ist unstreitig die größte, reinste und schönste, die man im ganzen Lande finden kann. Das Auge fliegt über die östliche und westliche Schweiz; es berührt die Jurakette, den Pilatus, endlich die ganze, hohe Alpenreihe, die sich von dem Sentis (in Appenzell) bis über das Jungfrauhorn hinaus erstreckt. Dieser ungeheure Horizont, der 11 Kantone umfaßt, diese unermeßliche Ebene, mit unzähligen Dörfern, kleinen und großen Städten, blühenden Gefilden und Pflanzungen bedeckt; diese Massen von Waldung an den Gebirgsabhängen, und diese 14 Seen mit ihrem spiegelnden Blau; endlich die hohe, majestätische Alpenkette, die gleichsam über dem Ganzen thront, und dies Alles im Purpurglanze der Sonne wallend, — gewiß, es ist ein Anblick, der sich für das ganze Leben einprägt. Wohl eine Viertelstunde hatten wir dieses große, schöne Gemälde in stiller Bewunderung betrachtet, als

wir alles plötzlich verwandelt sahen. In dichten Kreisen stiegen wogende Nebel vom Zugersee auf, ballten sich schnell in schwarze Wolken zusammen, stiegen höher und höher, und glühten endlich, im letzten Strahle der Sonne, gleich einem Flammenmeere. Schlängelnde Blitze durchkreuzten den dunkleren Theil des Himmels, und schwache Donner hallten aus der Tiefe zu uns herauf. Noch einige Stunden, und die Sonne sank hinter die westlichen Gebirge hinab. Heller leuchteten die Blitze; lauter rollten die Donner; schneller flogen die Wolken über der Ebene hin; bald lag alles in Nacht gehüllt. Einzelne Regentropfen trieben uns in das Wirthshaus (auf dem Kulm) zurück. Der Tisch war gedeckt; nach einigen Minuten ward aufgetragen; wir setzten uns wohlgemuth zum Abendessen hin. Die Fensterladen waren geschlossen; das Gewitter schien vorüberzuziehen; kaum dachten wir mehr daran. Plötzlich vernahmen wir einen heftigen Donnerschlag, von einem Geräusche begleitet, das dem Brausen eines Wasserfalls glich. Es war der Sturm, mit Hagel vermischt. Ein Augenblick, und krachend fuhren die Laden auf, die Scheiben klirrten; die Lichter verloschen; der Tisch ward umgeworfen; der Hagel schlug von zwei Seiten ins Gemach; die Verwirrung war allgemein. So verging wohl eine Viertelstunde, ehe alles wieder in Ordnung kam. Jetzt beschlossen wir, uns in unsere Schlafzimmer zurückzuziehen. Sie waren im hinteren Theile des Hauses, und folglich vor dem jetzigen Sturme geschützt. Allmälig schien der Sturm nachzulassen; der Regen hörte auf; der Donner verhallte in der Entfernung. Ich öffnete das Fenster; unter mir wogte ein düstres Nebelmeer. Aber aus klarem Gewölke trat der Mond hervor, und röthliche Blitze zogen an den beleuchteten Gletschern hin. Eine gute Weile sahe ich der magischen Erscheinung zu; aber endlich fühlte ich mich ermüdet, und beschloß zu Bette zu gehen. So mochte ich etwa 1 Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich wie durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt wurde. Mein Bette schwankte, mein Zimmer stand in Feuer; wie Meereswogen schlug es von außen an. Ein zweites, heftiges Gewitter näherte sich; Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag; der Regen goß in Strömen herab, der Sturm brauste mit erneuerter Wuth. Das Haus erbebte; die Balken krachten; die Wände dröhnten; die Laden schlugen, von allen Seiten drang Wasser ein. Die Wirthsleute kamen mit Licht, und wir versammelten uns wieder ins Speisezimmer, das nun seinerseits vor dem Sturme geschützt war. Nach einer halben Stunde, gerade um 2 Uhr, zog das Wetter vorüber. Endlich schliefen wir ein. — Um 4 Uhr erwachte ich; die Dämmerung spielte durch die Ladenspalten; ich beschloß mich vollends anzukleiden, und vor das Haus zu gehen. Jetzt stand ich im Freien. Alles war still und

ruhig um mich her. Ueber mir der klare Himmel, unter mir der wallende Nebelduft; im Osten der Rosenschimmer, die Gletscher in sanfter Gluth. Da ging die Sonne auf in neuer Herrlichkeit; alles glänzte im Morgenroth; von allen Sennhütten tönte der Alpenruf. Mit tiefbewegter Brust blickte ich zu dem Ewigen empor."

„Dem Rigi gegenüber liegt der Roßberg, dessen Spitze, der Spitzebuel, im Jahre 1806 plötzlich einstürzte, und eine fürchterliche Verheerung anrichtete. Es befand sich gerade, am 27. September, eine Gesellschaft von Herren, Damen und Kindern aus Bern und Aargau auf einer Fußreise durch den Kanton. Sie hatten in dem Orte Arth zu Mittag gegessen, und kurz vorher noch in Zug ihre Namen ins Wirthsbuch eingeschrieben. Als sie eben bei der Kapelle des Dorfes Goldau waren, fing der Spitzebuel an zu wanken, stürzte herab, und begrub nicht nur die Gesellschaft, bis auf drei Personen, die sich zufällig in Arth verspätet hatten, sondern auch Goldau nebst zwei andern Dörfern, den größten Theil eines vierten Dorfs, und eine Menge zerstreuter Hütten mit 457 Menschen. Das alles war das Werk von weniger als 4 Minuten. Der Steinstrom riß mit einer furchtbaren, alles niederschmetternden Kraft: Wälder, Bäume, Erdmassen mit sich fort, durch das Thal hin, und auf der andern Seite noch eine Strecke am Rigiberge hinan. Berghügel wurden niedergeworfen und neu gebildet; Tannenbäume von kaum zu umklafternder Dicke, häuserhohe Felsmassen flogen wie leichte Kiesel durch die heulende, von Staub und Dampf verfinsterte Luft. Der am Fuße des Berges liegende Lowerzersee wurde aus seinen Ufern gedrängt, so daß das gegenüber liegende Dorf Sewen in der größten Gefahr war, weggespült zu werden, welches auch mit zwei Häusern und ihren Einwohnern geschah. Als nun der Donner des Sturzes verhallt war, und die Staubwolken verschwanden, lag das einst so glückliche Thal mit seinen herrlichen Matten, seinen friedlichen Wohnungen, seinen biedern Bewohnern, stundenweit begraben in Graus, ein ungeheurer Todtenacker." Gerade da, wo jene Gesellschaft verschüttet war, lagen der Schutt und die Felsenblöcke viele hundert Fuß hoch aufgethürmt, so daß es unmöglich war, nach ihren Körpern Nachgrabungen anzustellen, obgleich aus der Nähe und Ferne Leute zur Hülfe herbeieilten. Von den übrigen Verschütteten wurden jedoch 220, zum Theil auf eine fast wunderbare Weise, errettet. „Als ich fünf Jahre darauf," sagt ein Reisender, „dort reiste, erblickte ich hier und da Kreuze zur Erinnerung an die Verunglückten. Auf dem ungeheuern Schutte waren schon wieder Häuser gebaut, und auf der Stelle, wo Goldau mit seinen Bewohnern begraben liegt, stand ein stattliches Wirthshaus. Ein

altes Mütterchen saß am Wege, und betete ihren Rosenkranz. Auf mein Befragen erfuhr ich von ihr, sie sey als Aeltermutter die einzig Uebriggebliebene einer ganzen Familie, welche dort verschüttet liege; täglich komme sie hierher, um für die Ruhe ihrer Seelen zu beten. Diese traurende, betende Matrone, und der tobende Jubel, der aus dem Wirthshause herüber erscholl, machten einen grellen Contrast." Der Hauptort ist

Schwyz, ein Flecken in einem Thale am Fuße eines hohen Berges, des Myten. Eine halbe Stunde davon liegt das Dorf

Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte *). Am Vierwaldstädtersee, am Fuße des Rigi, besuchen wir den Flecken

Küßnacht, bei welchem auf einem Hügel die Ruinen des Schlosses noch stehen, nach welchem der Landvogt Geßler von Bruneck den Wilhelm Tell führen wollte. Eine Viertelstunde davon steht eine Capelle. Hier ist die Stelle, wo Tell den Landvogt erschoß, ein Hohlweg, die hohle Gasse genannt. — Von hier geht man über einen hohen, waldigen Bergrücken; die Gegend ist wild und menschenleer. Plötzlich sehen wir einen von Bergen eingeschlossenen Kessel vor uns, und darin ein herrliches, großes Gebäude, das in dieser abgeschiedenen Gegend wie ein Feenpalast erscheint. Es ist die berühmte Benedictinerabtei

Maria-Einsiedeln, zu deren wunderthätigem Marienbilde jährlich viele Tausende wallfahren. Die Schönheit, Pracht und Weitläufigkeit der Gebäude bilden einen sonderbaren Contrast gegen die Einsamkeit der Gebirgsgegend. Hier war im 16ten Jahrhundert Zwingli einige Jahre lang Prediger. Schon im 9ten Jahrhundert wurde hier eine Einsiedelei, späterhin ein Kloster, angelegt. Am Fuße des Hügels, auf welchem die Abtei steht, liegt der Flecken Einsiedeln, der größtentheils aus Wirthshäusern und Kaufmannsbuden besteht.

14. Der Kanton Zug.

ist der kleinste von allen. Einen großen Theil desselben nehmen der Zuger- und der Aegerisee ein. Sonst ist es wieder Alpenland, wie in Schwyz; doch werden die Berge nach Zürich zu schon niedriger und freundlicher. Die Einwohner treiben theils Alpenwirthschaft, theils Obst- und Weinbau. Das Städtchen

Zug ist ein kleiner, niedlicher, aber uralter und todter Ort am Zugersee, mit sehr lieblichen Umgebungen. Blumige Wiesen, Obstgärten, Weinberge und Landhäuser wechseln mit einander ab, und über den See hin sieht man den Rigi und dahinter den düstern Pilatusberg.

An der Ostseite des Aegerisees liegt der Morgarten, eine

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 1., S. 397.; und mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 189.

Bergwiese, wo 1315 1300 Schweizer das ganze östreichische Heer schlugen. *)

15. Der Kanton Luzern

hat nur im Süden hohe Gebirge, aber ohne Gletscher und bleibenden Schnee. Hier ist auf der Gränze nach Unterwalden der Pilatusberg und von der südlichen Spitze des Kantons zieht sich nach Norden ein schönes, zehn Stunden langes, weites Thal hin, das Entlibuch, das je weiter nach Norden, desto weiter und milder wird. Hier sind schöne, fette Weiden, und daher ist das Rindvieh wegen seiner Schönheit berühmt. Die Bewohner dieses Thales sind durch ihren schönen Wuchs, ihren stets heitern Sinn, ihren Muth, und ihre Gewandheit im Ringen ausgezeichnet. Sie kommen oft zusammen, um zu schwingen d. i. zu ringen, und nach diesen Uebungen folgt ein fröhlicher Tag. Der nördliche Theil des Kantons ist nur von Hügeln und reizenden Thälern durchzogen, wie das Aargau, Basel und Zürich. Der Hauptort

Luzern liegt da, wo die Reuß aus dem See kommt. Die Stadt macht keinen übeln Eindruck; denn sie hat ziemlich breite Gassen und auf den Plätzen recht hübsche Häuser. Die Umgegend ist sehr reizend, theils durch den See und die Reuß, theils durch die erhabenen Fernsichten. Besonders herrlich ist die Aussicht auf den drei Brücken, die über die Reuß und den See führen. Man sieht hier nicht nur über einen großen Theil des Sees hin, sondern auch eine Menge hoher Berge. Auf der einen Brücke ist ein großes Bild, auf dem alle Berge und ihre Höhen verzeichnet sind, die man von da übersehen kann. Die andern Bilder, mit denen die Brücken verziert sind, haben einen nur geringen Werth, geben ihnen aber ein originelles Ansehen. Merkwürdig ist der kolossale Löwe, der 1820 aus einem Felsen gehauen ist, und sich in einem Garten bei der Stadt befindet. Er ist zum Andenken an die 786 treuen Schweizersoldaten errichtet worden, die in der französischen Revolution am 10ten August 1792 von dem wüthenden Pöbel in Paris ermordet wurden. Die Stadt ist sehr lebhaft, weil die große Straße zwischen Deutschland und Italien über den St. Gotthard hindurch führt.

Sempach liegt 3 St. davon am Ost-Ufer des sempacher Sees, ein Städtchen, bei welchem 1386 Leopold von Oestreich von den Schweizern geschlagen wurde. **) Auf der Stelle steht eine Capelle, in welcher die Wappen der erschlagenen Ritter.

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen, Th. 1., S. 411; und meine Weltgesch. für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2., S. 197.

**) S. meine Weltgesch. für Töchterschulen; 4te Ausg., Th. 2., S. 197.

16. Der Kanton Unterwalden

führt uns wieder ins Alpenland zurück. Im Süden und Osten ist er von hohen Bergketten eingeschlossen, die ihre weißen Häupter bis über die Schneelinie erheben, und selbst Gletscher enthalten. Der höchste Berg ist der Titlis (über 10,000′) im südöstlichsten Winkel, und von ihm zieht sich, immer an der Gränze von Uri, die hohe Kette der Surenen hin bis zum Vierwaldstädtersee. Westlich vom Titlis, auf der Gränze zwischen Unterwalden und Bern, ist der Brünig. Mitten durch den Kanton zieht sich eine niedrigere Kette, der Kernwald, der das Land in zwei Theile theilt: der Theil östlich, am See, heißt Nid dem Walde, und der westliche, Ob dem Walde. Erst gegen Norden wird das Land weniger bergig. Die Einwohner beschäftigen sich fast allein mit Alpenwirthschaft, und der unterwaldner Käse wird für einen der besten gehalten, und desto theurer bezahlt, je älter er ist. Ein Reisender erzählt, man hätte ihm einen 15jährigen Käse als eine große Leckerei vorgesetzt. In Unterwalden ob dem Walde ist

Sarnen der Hauptort, ein gutgebauter Flecken. Auf einem dicht dabei liegenden Berge stand einst das Schloß Landenberg, welches der Landvogt Beringer von Landenberg bewohnte, der am 1sten Januar 1308 von den Einwohnern verjagt wurde, und nachher in der Schlacht im Morgarten seinen Tod fand. Ein nicht fernes Thal,

das Melchthal, erinnert uns an Arnold an der Halden aus dem Melchthale, einen der drei Stifter der helvetischen Freiheit, der hier wohnte. — Sobald wir durch den Kernwald nach Nid dem Walde gekommen sind, finden wir den Hauptflecken

Stanz, einen netten, freundlichen Ort, von anmuthigen Wiesen und mäßigen Bergen umgeben, die bald mit Wald, bald mit grünen Alpen bedeckt sind. An der Kirche sehen wir die Bildsäule des braven Arnold von Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach 1386 sein Leben für die Rettung des Vaterlandes freiwillig dahin gab, und in der Nähe von Stanz seinen Wohnort hatte *). Sein Panzerhemde wird im Zeughause aufbewahrt.

Wenn man von Stanz südlich nach dem Titlis zu sich wendet, so wird mit jeder Viertelstunde das Gebirge höher und wilder, und ein Bergstrom rauscht wild neben dem Wege dahin. Man kommt bei den Ruinen des alten Schlosses

Wolfenschieß vorbei, die auf einem Berge liegen. Das Schloß wurde auch in der Nacht des 1sten Januar 1308 von den Schweizern erobert. Zuletzt wird das Thal so eng und die Berge werden so hoch, daß es ist, als wollten sie über dem Reisenden ein ungeheures Gewölbe bilden. Die Gegend ist um so schauerlicher, da

---

*) S. meine Geschichte der Deutschen für Töchterschulen, Th. 1., S. 427.; auch meine Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 4, S. 198.

man durch dicken, düstern Wald wandelt. Endlich öffnet sich derselbe, und man erblickt vor sich die im 11ten Jahrhunderte gestiftete, fürstliche Abtei

Engelberg, von schönen Wiesen umgrünt, aber in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, über das der Titlis drohend hinragt. Jeder Fremde wird im Kloster vom Fürst-Abt freundlich bewirthet; aber auffallend ist es, daß Alle, der Abt wie sein Kammerdiener und die übrigen Bedienten, an Einem Tische friedlich mit einander und dieselben Gerichte essen.

17. Der Kanton Bern

ist einer der größten. Daß ihn die Aar durchfließt, die hier den Sanen aufnimmt, ist schon oben gesagt, eben so, daß der Brienzer- und Thunersee zu diesem Kanton gehören. Der ganze Süden ist voll himmelhoher Berge und Hörner, die höchsten der Schweiz. Der südöstlichste Theil, in dem jene beiden Seen liegen, heißt das berner Oberland. Das Hauptthal desselben heißt das Haslithal, und wird von der Aar durchflossen. Nebenthäler sind das Lauterbrunnerthal mit dem Staubbache, und das Grindelwaldthal. Diese Thäler werden von den Reisenden am meisten besucht. In der Mitte ist der Kanton mehr hügelig als bergig, und herrlich angebaut, und gegen Norden werden die Hügel immer niedriger. Die Hauptstadt ist

Bern an der Aar, mit etwa 20,000 Einwohnern, eine der größten und ansehnlichsten Städte des Landes. Sie zieht sich, mehr lang als breit, längs dem Ufer der Aar hin, und die Straßen laufen zum Theil an den Anhöhen hinauf. Außer den 2 Hauptstraßen, die recht hübsche Gebäude enthalten, sind die Gassen krumm, eng und winklig. Recht nett nehmen sich die Bogengänge, hier Lauben oder Läuble genannt, aus, welche sich, etwas höher als der Fahrweg, an beiden Seiten der Straßen unter den Häusern hinziehen. Auf diesen erhöheten Gängen sitzen oder stehen die Verkäufer und Verkäuferinnen, und alles stellt das Bild der Reinlichkeit, Wohlhabenheit und Regsamkeit dar. In der Mitte der Straßen läuft in mehreren Fuß tiefen Kanälen rauschendes Wasser, durch welches die Reinlichkeit der Stadt nicht wenig befördert wird. Unter den Kirchen zeichnet sich das Münster aus. Es steht auf einem Berge über der Stadt, auf der sogenannten Plateforme, einem mit mehreren Reihen ehrwürdiger Kastanienbäume besetzten Platze, wo man in der Tiefe die Aar rauschen hört, und eine entzückende Aussicht bis nach den Schneegebirgen des berner Oberlandes hat. Die Kirche selbst ist ein nach dem Muster des straßburger Münsters aufgeführtes, gothisches Gebäude. In einer Nebenkirche werden die Siegeszeichen aufbewahrt, welche die Schweizer dem mächtigen Burgunderherzoge Karl dem Kühnen in der Schlacht bei Granson

1476 abgenommen haben. Die Stadt ist mit Mauern, Wällen und Gräben versehen, und in letzteren sieht man das lebendige Wappen der Stadt, einige Bären, die man von oben gemächlich beschauen kann. Kein Fremder darf versäumen, die eine Viertelstunde von Bern gelegene Enge zu besuchen. So heißt ein auf einem Berge gelegener Lustort, von wo die Aussicht unvergleichlich ist. Auf der einen Seite sieht man die graue Bergkette des Jura, und auf der andern die fernen Berge und Hörner des Oberlandes: das Finsteraarhorn, das Wetterhorn, Schreckhorn, den Eiger, den Mönch, die Jungfrau u. s. w. Vorzüglich schön ist hier an heiteren Abenden das Alpenglühen. Wenn nämlich die Sonne sich zum Untergange neigt, so nehmen die bis dahin weißen oder grauen Berge einen sanften Rosenschimmer an; bald darauf erscheinen sie wie entzündet von einem prächtig brennenden Feuer. Dies geht, je nachdem die untergegangene Sonne tiefer sinkt, in eine dunkle Purpurfarbe über, dann in ein Violet, und dies erbleicht zuletzt in ein sanftes Blau.

Von Bern aus besuchen wir das Städtchen

Biel am Bielersee, von schönen Landhäusern und anmuthigen Spatziergängen umgeben. — Ein herrliches und an Alpenwiesen besonders reiches Thal ist

das Emmenthal, von der Emme, die nicht weit vom Brienzersee entspringt, und rechts in die Aar fällt, durchflossen. Die Bewohner desselben sind durch ihren Fleiß als geschickte Aelpler bekannt, und der emmenthaler Käse weit berühmt.

Nun aber geht die Reise in das Oberland. Hier lassen wir wieder einen Reisenden sprechen.

„Wir fuhren heute Morgen schon vor 4 Uhr von Bern ab, und legten die 3 Meilen bis Thun in weniger als 4 Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege, und kein so fruchtbares oder besser bebautes Land, als zwischen Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst-, besonders Kirschbäumen beflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Kanton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind."

„Nahe vor Thun sahen wir erst ganze Heerden von dem großen, sogenannten Schweizervieh. So wie wir uns Thun näherten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige Male sahen wir zwergartige Kinder mit so ungeheuren Auswüchsen und Kröpfen, daß ich glaube, daß sie den wallisischen Cretins nicht viel nachgeben."

„Die Ufer des Thunersees sind fast eben so ungleich, als die des Bielersees. Am linken sieht man malerische Weinberge, Felder, Wiesen und häufige Dörfer bis an den Beatenberg, wo ehemals ein Einsiedler in einer Felshöhle wohnte, oder bis an ein Vorgebir-

ge, die Nase genannt. Von diesem Vorgebirge an besteht das linke Ufer in hohen, meistens nackten und oft senkrechten Felswänden, an welchen es durchaus unmöglich wäre anzulanden. Selbst auf diesen fürchterlichen, unersteiglich scheinenden Felsen erblickt man nicht selten einzelne Häuser und Dörfer, ungeachtet man nicht begreifen kann, wie ihre Bewohner sich auf diesen schwindelnden Höhen ernähren, und zu andern Menschenkindern herab kommen können. Das rechte Ufer ist niedriger und scheint viel weniger fruchtbar und bebaut zu seyn, als das entgegengesetzte. An dieser rechten (westlichen) Seite des Sees fallen das Stockhorn und der Niesenberg am meisten in die Augen, unter welchen der letztere der höchste und zugleich der furchtbarste ist. Das Stockhorn hatte in seinen höchsten Klüften noch große Schneemassen, die .dieses Jahr schwerlich verschwinden werden. Während der ganzen Fahrt hatten wir entweder die beiden Eiger oder die Jungfrau, oder die Gemmi vor uns, deren Spitzen von der Sonne so stark glänzten, daß die Augen den Schimmer nur einige Augenblicke ertragen konnten. Die 4 Ruderer, mit welchen das Schiff besetzt war, arbeiteten so stark, daß wir schon um 12½ Uhr das Ende des Sees erreichten, und beim neuen Hause anlangten, welches eine kleine halbe Stunde von Unterseen entfernt ist. Sobald man das Ende, oder vielmehr den Anfang des Thunersees erreicht hat, so ist es, als wenn man auf einmal nicht nur in ein andres Klima (denn die Hitze war größer, als wir sie bisher in der Schweitz erfahren hatten), sondern in eine andere Natur versetzt würde. Die Berge werden plötzlich höher, drohender, und rücken näher zusammen; Weinberge und Fruchtfelder hören, die erstern gänzlich, die andern fast ganz, auf. Häuser und Hütten haben eine ganz andere Bauart, indem viele der letztern aus bloßem Blockwerk oder in Vierekken bestehen, die aus über einander gelegten, und mit den Enden zusammen passenden Balken aufgeführt sind. Selbst die Menschen haben ein ganz andres Ansehen, als die übrigen Bewohner des Kantons. Sowohl der Weg nach Unterseen, als die Wiesen und Gärten, die an beiden Seiten liegen, sind mit Kirschbäumen besetzt, deren Früchte man eben sammelte, um sie zu trocknen und das berühmte Kirschwasser daraus abzuziehen."

„Als wir am andern Tage Unterseen verließen, fanden wir den Weg an beiden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirschbäumen besetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Diese Obstbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunner Thals, oder der Vereinigung der beiden Lütschinen auf. Die Lütschine ist ein Gletscherwasser, das von den Schneebergen und Gletschern, die das Lauterbrunner-Thal einschließen, vorzüglich von der Jungfrau, herabkommt, und sich bei Zwei-Lütschinen mit einem andern Wasser gleichen Namens vereinigt, das aus dem Grindelwald herunterfließt. Die Lütschine durchbraust das Lauterbrunner-Thal mit eben der unbeschreiblichen Kraft und Geschwindigkeit, mit welcher der Rhein sich bei Schaffhausen herunterstürzt. Ihr tiefes und mit ungeheuren Felsen besäetes Bette ist so abschüssig, daß man niemals sagen kann, daß sie irgendwo im eigentlichsten Sinne dieses Worts

fließe. Ihr ganzer Lauf ist eine Reihe an einander hängender, beständig abwechselnder Wasserfälle, die bald durch ihr Geräusch, bald durch die Wellen und Strudel, die sie bilden, bald durch die Formen von Felsen, von welchen sie herabschießen, oder an welchen sie sich brechen, das Auge an sich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle ist der Strom größtentheils so dick mit Schaum bedeckt, daß man die eigentliche trübe Weiße, wodurch sich das Gletscherwasser von allem andern unterscheidet, oft nicht erkennen kann. Wenn man die Lütschine einmal erreicht hat, so bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht selten schwebt man auf dem engen Wege, der meistens nicht mehr, als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beständig an der Hand leitet, fassen kann, in so grausenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, daß man an solche Aussichten gewöhnt seyn muß, wenn man den Blick in die wüthende Lütschine aushalten will. An dem Ufer, an welchem man fährt, stürzt sich von eben der Gebirgskette, von welcher der Staubbach herabkommt, der Sausbach herab. Dies war das erste Bergwasser, in dessen Bette ich deutliche Spuren der unwiderstehlichen Gewalt sah, mit welcher solche Bergströme sich zu gewissen Zeiten in die Thäler ergießen. Das ganze Bette war mit zerschmetterten Felsstücken besäet, denen man es ansah, daß sie noch nicht lange ihre gegenwärtigen Stellen erhalten, und daß der Bach sie in den Augenblicken seines Grimms mit eben der Leichtigkeit, als jetzt die leichtesten Wasserblasen, fortgewälzt hatte. Ungefähr eine Viertelstunde vor dem Dorfe Lauterbrunnen erblickten wir zum ersten Male den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen, fast unbeweglichen und nirgends unterbrochenen Säule von schäumendem Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stück weißen Tuches oder Linnens, das man von dem Felsen herabgelassen hätte, ähnlich ist. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhause abgestiegen waren, und dies war Abends 6 Uhr, eilten wir, so geschwind wir konnten, diesem Phänomen zu. — Auf einer senkrechten Höhe von 900′ schießen zwei Ströme Wasser über die Felsen hinaus, und vereinigen sich bald in eine bewegliche Wassersäule, von der nur ein kleiner Theil sich von einer Klippe bricht, das Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen ausbreitet, und zuletzt, in einen schimmernden Staub verdünnt, theils auf eine beträchtliche Weite die Matten-Ufer mit einem immerwährenden Thau benetzt, theils sich in einen tiefen Wasserbecken voll glühender Regenbogen wieder sammelt. Er ist nicht groß durch einem unaufhaltsamen, wilden Strom, der sich an schönen Felsenmassen schäumend und mannigfaltig bricht, oder durch seinen Donner die Erde bewegt. Aber er ist erhaben durch seinen himmelhohen Fall, durch die großen Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in ewiger Folge aus der Höhe hinabdrängen, besonders aber durch sein mit der Sanftheit des Ganzen so harmonisch übereinstimmendes, leises und sanftes Geräusch, daß den Zuschauer allenthalben eine Geisterstimme zu umgeben scheint. — Wir betrachteten den Fall lange, sowohl von vorn, als von beiden Seiten, allein wir stimmten alle in das Urtheil zusammen, daß der Ruhm des Staubbaches

viel größer, als seine Verdienste sey, und daß man ihm zu viel Ehre erweise, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bei Schaffhausen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man sowohl vor dem Pfarrhause, als auf der Gallerie desselben beständig vor Augen hat, gewährt zwar ein neues, wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt, bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich beim Rheinfall bei mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so groß und seelenerhebend wird, und wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man eben so ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher als die des Rheinfalls; denn man schätzt die erstere auf 900 Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach herabstürzt, ganz allein dastände, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bei, da man seit dem Eintritt in das Lauterbrunner-Thal beständig von eben so hohen, oder noch höheren Bergen umringt war, und man noch überdies rund um sich her viel höhere Berge, besonders die Jungfrau, vor sich sieht, deren niedrigster Fuß sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabfließt. Selbst das Geräusch, was der stäubende und sich wieder sammelnde Bach verursacht, ist so gering, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, was die in ziemlicher Entfernung und in der Tiefe strömende Lütschine hervorbringt. Wenn aber der Bach bei anhaltendem Regen oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so soll er mit einer fürchterlichen Gewalt Felsstücke herabrollen, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andre ein unaufhörliches Donnern verursachen müssen. Der Bach stürzt sich aus einer mit Tannen besetzten Höhe in 2 schäumenden Strömen, von welchen der rechte der stärkste ist, über den Rand einer steilen, mehrere hundert Schuh hohen Felswand weg, an welcher er in sichtbaren, aber immer mehr verdünnten Wellen bis ungefähr an die Hälfte seines Falles herabzugleiten scheint. Das Herabglitschen ist zwar eine bloße Täuschung, indem der Bach sich wirklich vom Felsen losreißt, und in den leeren Luftraum hineinstürzt; allein diese Täuschung schwächt doch den Eindruck des ganzen Schauspiels nicht wenig, da die Wassermasse durch das sanfte Herabglitschen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine sanftere Bewegung zu erhalten scheint, als man sich einbildet, daß sie sonst würde gehabt haben. Ungefähr gegen die Mitte der Felswand ist es, als wenn der Bach aufhörte eine zusammenhängende Wassermasse zu seyn, und als wenn seine sich immer mehr und mehr zuspitzenden und divergirenden Wellen in Staubwolken aufgelöst würden. Diese aufgelösten Dünste sammeln sich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in 4 bis 5 kleinen Strömen und unzähligen, einzelnen Tropfen in ein nicht sehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Gefahr, und ohne einmal ganz durchnäßt zu werden, hinuntersteigen konnten. Wegen der Höhe des Falls ver-

breiten sich die zerstäubten Tropfen, wie ein feiner Regen, auf einige hundert Schritte, aber nicht so stark und so weit umher, als ich nach mehreren Beschreibungen erwartete."

„Nachdem wir den Staubbach für dies Mal genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter den Fall, aber doch so, daß wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen, mit wohlriechenden Kräutern und Gräsern reich bewachsenen Wiesengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlassen, welche der nahe und ungestörte Anblick eines der höchsten Schneeberge und seiner Nachbarn in uns hervorbringen würde. Wir hatten zuerst den Mönch, oder den untersten steil abgeschnittenen Felsenfuß der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau selbst, das Groß- und Breithorn sammt ihren Gletschern, alle von einer erhebenden Abendsonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten Seite andere Felsengebirge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiß herabschoß. Sobald ich meine Augen zum ersten Male recht aufmerksam auf die Jungfrau heftete, so war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts Merkwürdiges gesehen hätte; stille Bewunderung und Anbetung, und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer solcher erhabenen Werke waren mit dem ersten Blick verbunden, und diese Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des ersten hinreißenden Anblicks, sondern sie dauerten so lange fort, und kehrten eben so oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier gleichsam in eine erstarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hineinschaut, so offenbart sich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher, als in diesen Wüsten der Natur, und ich glaube kaum, daß irgend ein nicht ganz gefühlloser Mensch die Jungfrau zum ersten Mal betrachtet hat, ohne sich von ihren Höhen unmittelbar zu ihrem unsichtbaren Urheber hinauf zu schwingen. Wo man seine Augen auch hinwendet, drängen sich von allen Seiten her erschütternde Bilder und Spuren der Allmacht, Ewigkeit und Unermeßlichkeit auf. Wer anders, als der Allmächtige, konnte diese Felsmassen aufthürmen, deren Höhe menschliche Augen kaum zu erreichen und von deren Umfang sie immer nur einen kleinen Theil zu umfassen, im Stande sind? Wer anders, als der Ewige konnte diese Berge gründen, die so vielen uns unbekannten Jahrtausenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten, oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden? Als wir die Jungfrau zuerst ansahen, war noch fast ihr ganzer Körper, so weit er nur mit dem zum Theil sich erneuernden Schneemantel angethan ist, von der Abendsonne erleuchtet, die aber bald ihren goldnen Schmuck zurückzog, und nur allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete. Einen erhabnern und zugleich schönern Berg, als die Jungfrau ist, giebt es, glaube ich, auf der ganzen Erde nicht. Schön nenne ich die Jungfrau vorzüglich deswegen, weil man in allen ihren vom Thale aus sichtbaren Theilen nicht das geringste Mißverhältniß bemerkt, und nirgends etwas hervorsticht, was blos Grauen und Entsetzen erregte, oder sonst unangenehme Empfindungen oder Bilder erweckte. Man sieht nirgends gräßliche Schründe

oder kahle, abgeschnittene Felswände, die Denkmäler und Erinnerungen vormaliger, großer Verwüstungen sind, und zugleich daran erinnern, daß das, was jetzt so fest steht, dereinst auch wanken und fallen könne. Der ganze Berg, wie man ihn aus dem Standpunkte wahrnimmt, den ich nahm, scheint noch eben so unversehrt, und in eben das Gewand eingehüllt zu sein, womit die Natur ihn bald nach seiner Entstehung bekleidete. Diese Vorstellung verliert man, wenn man über den Fuß der Jungfrau von Lauterbrunnen nach dem Grindelwalde geht, wie ich anfangs zu thun die Absicht hatte, denn alsdann sieht man die fürchterlichen Schründe und Felswände; auch hört man das Krachen der Lauwinen, die niemals fallen, ohne die Felsmasse, die sie trug, zu verwunden, und große Bruchstücke in die sich öffnenden Abgründe hinunter zu reißen. Es bleibt aber doch immer wahr, daß die Jungfrau in der Nähe sowohl, als in der Ferne weniger zerrissen scheint, und viel ununterbrochner und tiefer mit Schnee bedeckt ist, als die übrigen Schneeberge im bernischen Oberlande."

„Wegen der sanften Abendluft aßen wir nicht im Hause selbst, sondern auf der Gallerie vor dem Hause, wo man das Plätschern des Staubbachs und das Rauschen der Lütschine beständig hören kann. Nach Tische gingen wir wieder auf den Staubbach zu, um ihn in der Nähe beim Mondschein zu betrachten. Als wir uns demselben näherten, stieg die Göttin der Nacht eben über die Jungfrau herauf, die in dem bescheidneren und weißlichen Schimmer des Mondes nicht weniger majestätisch als in dem lebhafteren Glanze der Abendsonne war. Dem bloßen Anscheine nach war es von der Spitze der Jungfrau bis zum Monde, der auf ihrem Haupte zu ruhen schien, nicht so weit, als aus dem Thale auf den Gipfel des Jungfraubergs. Als der Mond so hoch herauf kam, daß er den Staubbach erleuchten konnte, so wurden wir auf einmal durch das prächtigste und schönste Schauspiel übberrascht, das mich mit dem Staubbach gleichsam wieder aussöhnte. Der Bach wurde durch das Licht des Mondes wenigstens noch einmal so breit und voll, als wir ihn bei Tage gesehen hatten, und die ganze Wassersäule glänzte nicht anders, als wenn eine unbeschreiblich reiche Masse des reinsten Silbers an der Felswand herabgeflossen wäre. Dieser Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach sich nur beim Mondschein in seinem vortheilhaften Lichte zeigt. Der kleine Staubbach schimmerte fast noch stärker, als der große, und goß sich wie eine kleine Silberader, von einer gleichen Höhe herab. Die Regenbogen die man im Mondschein in dem größern Bache sehen soll, fanden wir nicht; statt deren aber Bogen von weißlichem Licht, in denen ich wenigstens keine Farben unterscheiden konnte."

„Schon bei unsrer Abreise war die Hitze sehr groß, und diese Hitze nahm noch um viele Grade zu, als wir in das Grindelwaldthal hineinfuhren. Die Lütschine, die aus den Gletschern des Wetter- und Schreckhorns ausfließt, und das ganze Thal durchströmt, ist weniger wasserreich, und hat auch nicht so viele Fälle, und einen so reißenden Lauf, als ihre Schwester im Lauter-

brunner-Thal. Das Grindelwaldthal selbst ist aber noch weit interessanter, als das letztere. Die Berge, die man an beiden Seiten hat, sind viel höher, ihre Gipfel seltsamer gestaltet, und ihre Abhänge steiler, als im Lauterbrunner-Thale. Man findet auf dem Wege im Grindelwalde auch viel größere Spuren von Verwüstungen, welche die von den hohen Gebirgen plötzlich herabschießenden Bergwasser angerichtet haben. Strecken von mehreren hundert Schuhen in der Breite waren ausgewühlt, und mit Haufen von Graus und fürchterlichen Felsstücken bedeckt. Hin und wieder lagen in großen Entfernungen von den nächsten Gebirgsketten häuserähnliche Felsmassen, von welchen ich noch jetzt nicht begreife, wie sie an ihre gegenwärtigen Stellen gekommen sind. Hinter einigen dieser Felsmassen waren Häuser oder Hütten errichtet, die durch sie allein gegen die Wuth von Bergwassern geschützt werden. Der Weg in den Grindelwald ist viel rauher und steiler, als der nach Lauterbrunnen, und ich habe ihn deswegen größtentheils zu Fuße gemacht. Nicht weit von dem Dorfe Grindelwald kommt man an Stellen, wo man die Schneeberge, die diesem Dorfe am nächsten liegen, und die Jungfrau zugleich übersehen kann. Auch hier zeigte sich die Jungfrau schöner und erhabener, als die übrigen Berge. Je mehr man sich dem Dorfe nähert, desto fruchtbarer wird das Thal, desto geräumiger werden die Häuser, und desto schöner die Einwohner. Wir sahen bei unsrer Ankunft ganze Haufen von Grindelwaldern von allerlei Alter und Geschlecht, die so eben aus der Kirche kamen. Wir erstaunten über die große Menge von schönen Personen, und besonders von jungen Mädchen, die freundlich Blumensträuße anboten. Die Rosen, die man uns schenkte, hatten einen so ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedes Mal, wenn ich ihre süßen Düfte einsog, niesen mußte, als wenn ich Taback genommen hätte. So wie das ganze Dorf Grindelwald viel wohlhabender, und auch besser bebaut ist, als Lauterbrunnen, so findet sich in jenem auch ein schöneres und geräumigeres Wirthshaus, in welchem man billig und gut bewirthet werdensoll."

„Jetzt kann ich Ihnen melden, was die so oft beschriebenen Gletscher auf mich hier für einen Eindruck gemacht haben. Erst einige Stunden nach Tische, da sich die Hitze gemäßigt, und der Himmel sich ein wenig bewölkt hatte, machten wir uns auf den Weg, um den untern Grindelwaldgletscher zu besehen, der zwischen dem Mettenberg und dem Eiger herabhängt. So nahe der Gletscher auch zu seyn schien, so brauchten wir doch eine gute halbe Stunde, um ihn zu erreichen. Der Fußsteig führt neben einer Menge von Häusern weg, aus deren jedem fast ein Mädchen entweder mit Blumen oder mit einem kleinen Vorrath von Erdbeeren hervortrat. Nicht weit von dem untern Gletscher strömt die schwarze Lütschine vorbei, die aus dem obern Gletscher herabkommt, und ihren Beinamen nicht weniger verdient, als die weiße Lütschine, die aus dem erstern ausfließt und sich bald mit ihrer Schwester vereinigt. Als wir uns dem Gletscher näherten, empfanden wir auf einmal einen so heftigen Wind, daß wir kaum vorwärts gehen, und fast keiner von uns den Hut auf dem Kopfe

behalten konnte. Dieser aus den Gletschern hervordringende Wind ist nur in ihrer Nachbarschaft, und nur alsdann sichtbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden ist. Alsdann strebt die in Höhlen der Eisgewölbe eingeschlossene, kältere Luft sich mit der äußern in Gleichgewicht zu setzen, und strömt mit der Gewalt eines heftigen Sturmes so lange hervor, bis die den Gletscher umgebende Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Gletscherwind ist also gemeiniglich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen fast ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen, und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Der Vorgrund des Gletschers ist nicht bebaut, sondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Gesträuchen und Stauden bewachsen. Beide gehen so nahe an den Gletscher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwischen der Linie, wo alle Vegetation aufhört und der vordersten Reihe der Eispyramiden, ist ein kahler mit Grand und Eisstücken angefüllter Platz, der gleichsam der Spielraum des Gletschers ist, und von welchem er sich in den letztern Jahren zurückgezogen hatte. Am genauesten untersuchten wir denjenigen Theil des Gletschers, wo die weiße Lütschine aus einem hohen Eisgewölbe hervorrauscht, das jetzt aus 4 ellendicken Lagen von Eis bestand, und durch allenthalben herabrinnende Tropfen den Gletscherbach vermehrte."

„Das Krachen des Eisthals war mir fast merkwürdiger, als der Anblick der Gletscher. Dies Krachen ward bald durch die Entstehung neuer Spalten und Schründe, bald durch den Einsturz von Eisgewölben, bald durch den Fall von Lauwinen, die von den hintern Seiten der Schneeberge auf das Eisthal hinabstürzen, verursacht. Diese Geräusche sind eben so sehr verschieden, als ihre Ursachen, und sich selbst so ungleich, daß man sie nicht für dieselben Phänomene halten sollte. Bald ahmen die Gletscher einen nahen oder fernen, und lange nachtönenden Donner so natürlich nach, daß man immer von neuem betrogen wird. Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Geprassel, welches entstehen müßte, wenn man Tausende von Pferden über eine hohe, eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit äffen sie das Pfeifen des Sturmwindes, oder das Brausen von Wasserfällen, oder von mächtigen Strömen nach, denen durch die Oeffnung von Schleusen oder Dämmen auf einmal ein Ausfluß verschafft wird. Unter den hohen Bergen des Grindelwaldes macht, vom Grindelwald aus betrachtet, keiner einen solchen Eindruck als das Wetterhorn, von dessen Höhe der Milchbach schäumend herabfließt, und meinen Augen nur als ein weißer, sich schlängelnder Faden erschien. Auf das Wetterhorn folgt der Mettenberg, von dessen Rücken das Schreckhorn, eine fürchterlich hohe Felspyramide, emporsteigt, die man im Grindelwaldthale gar nicht sieht, weil sie auf dem Hintertheile des Mettenberges steht. An den Mettenberg gränzen die beiden Eiger, die wiederum mit der Jungfrau zusammenhängen. Zwischen dem

Mettenberg und den Eigern entdeckt man jenseit des Eisthals in der Reihe der Walliser Berge das Viescherhorn, das von Ferne mit den bernischen Gebirgen in gleicher Linie zu seyn scheint."

„Heute um fünf und ein halb Uhr gingen mein Freund und ich, unser Begleiter und unsere Träger in demselben Augenblicke rechts, als meine Frau links wieder auf Unterseen zufuhr. Der Wagen, auf welchen ich oft mit Sehnsucht zurückblickte, entsank bald unsern Augen, und nun gingen wir mit einem starken Schritte unsern Weg fort. Noch ehe ich es vermuthete, waren wir vor dem obern Grindelwaldgletscher, der einige tausend Schuh, und wenigstens achtmal breiter zu seyn scheint, als der untere. Von dem Gletscher steigt man gleich die Scheideck hinan, die jetzt über und über grünte, aber noch vor 14 Tagen in einer Nacht mit so tiefem Schnee bedeckt wurde, daß einer meiner Freunde, der das Haslithal besuchen wollte, nach Bern zurückkehren mußte. Je höher wir hinanstiegen, desto dichter und kürzer wurde der Rasen, auf welchem wir gingen, desto lebhafter und schöner die Farben von Blumen, aber auch desto einsamer und beschwerlicher der Weg. Unsere Schuhe glätteten sich bald so sehr ab, daß wir fast immer die Hälfte des Raumes, den wir zurücklegten, wieder rückwärts glitschten, und selten einen festen Schritt thaten. Außer unsern eignen Stimmen hörten wir nur noch das Geläute und Geblöke von fernen Heerden, das Geschrei einzelner Hirtenknaben, und das traurige Gezwitscher der Bergschwalben, die an den nackten Wänden des Wetterhorns, an welchen sie nisten, ängstlich herumflogen, und ihren öden Aufenthalt zu beklagen schienen. Erst gegen halb 12 Uhr krochen wir den letzten Hügel der Scheideck hinan, auf den wir uns als ein gelobtes Land freuten. Als wir die höchste Spitze der Scheideck erreichten, brachen wir beide zugleich in Ausrufungen von Bewunderung aus, und es war uns, als wenn unsre Knie gelähmt, oder gebeugt würden, um niederzufallen und anzubeten. Wir sahen auf einmal eine neue Welt vor uns, auf deren Anblick uns Niemand vorbereitet hatte, und entdeckten die ganze Kette von Schneebergen vom Wetterhorn bis nahe an den Titlis hin."

„Sehr merkwürdig war uns eine Schneelauwine, die von der Höhe des Wetterhorns herab kam. Solche Lauwinen sind immer viel kleiner und seltener, als im Winter und Frühling; wir freuten uns also nicht wenig, diese fürchterliche Naturerscheinung, wenn auch gleich im Kleinen, doch mit eigenen Augen zu sehen *). Wir waren dem Orte, wo sie herabstürzte, nicht so nahe, daß wir in die geringste Gefahr hätten kommen können, wir waren aber nicht so entfernt, daß wir sie nicht gleichsam von ihrer ersten Entstehung an, zu beobachten im Stande gewesen wären. Gleich bei dem ersten Krachen, das der Sturz der von dem Gipfel des Wetterhorns herabrollenden Schneemasse verursachte, machte uns unser Führer auf das, was wirklich geschah, und auf den Schauplatz der Hand-

*) S. die Beschreibung einer solchen Lauwine auf der Scheideck oben in der physischen Beschreibung des Erdköpers.

lung aufmerksam. Wir sahen die sich immer vergrößernde Schneemasse mit zunehmendem Krachen von einem Abhange der Felsen auf den andern stürzen, und als sie endlich die Erde erreichte, so schien es, als wenn sie den durchschütterten Boden durchbrechen wollte. Die Lauwine brauchte, meinem Bedünken nach, so viel Zeit, um von dem Gipfel, wo sie sich zuerst entsponnen hatte, bis auf die Erde herabzukommen, daß man Jemandem, der dies Phänomen noch gar nicht gekannt hätte, noch vor dem letzten Fall die Natur desselben kürzlich hätte erklären können. Beim letzten Sturze wurde die Luft mit so vielem Schneestaube angefüllt, daß man die dichtere Masse, die den entsetzlichen Schlag hervorbrachte, davor nicht erkennen konnte."

„Ungefähr um halb drei Uhr brachen wir von unserm Ruheplatz auf, den wir zuletzt unter den Schatten einiger Bäume in der Nachbarschaft der Hütte genommen hatten, und gingen mit erneuerten Kräften das Thal hinab, das sich immer jäher senkt, und enger zusammenzieht. Wenn ich die wenigen Dörfer, oder Haufen von elenden Kabanen ausnehme, womit dieser obere Theil des Haslithals nur sparsam bestreut ist, und deren Einwohner mit ihren Heerden größtentheils auf den Alpen versteckt waren, so findet man in diesem Bergthal fast keine Spur von Cultur, oder vom Daseyn der Menschen, und nirgends kann man sich, meiner Meinung nach, fester als hier davon überzeugen, daß das Hirtenleben eine viel geringere Vervielfältigung des menschlichen Geschlechts hervorbringe, als Wein- und Ackerbau. Wenn ich das ganze Thal mit meiner Einbildungskraft wieder durchlaufe, so fällt mir doch auch nicht ein einziges Plätzchen ein, welches man schön, oder reizend hätte nennen können. An der linken Seite wird es von hohen, oft unzugänglichen Alpen eingeschlossen, die meistens mit dunklen Tannenwäldern bedeckt sind, und rechts sieht man fast nichts, als Gletscher oder kahle Felswände, und unersteigliche Schneespitzen. Die furchtbarste Mauer des Haslithales ist das Wetterhorn, das sich vom Grindelwalde, an der Seite der Scheideck weg, mehrere Stunden in Oberhasli hinein erstreckt."

„Das obere Haslithal liegt viel höher, als das Grindelwald- und Lauterbrunner-Thal, und der Winter muß hier also auch viel länger und trauriger als in den beiden letztern Thälern seyn. So rauh aber auch die Natur im Oberhaslithale ist, so sanft und wohlgebildet, und man kann hinzusetzen, so glücklich sind seine Einwohner. Fast alle Mannspersonen, die ich sah (Weiber und Mädchen kamen uns hier nicht vor) hatten einen schönen und schlanken Wuchs, eine blühende und im geringsten nicht verbrannte Farbe, und so freundliche Züge, als ich in einem so einsamen und abgesonderten Völklein nicht erwartet hätte. Diese Hirten nähren sich größtentheils mit Milch oder Käse, die sie mir, wo ich aus Neugierde einkehrte, mit der größten Bereitwilligkeit anboten. Ihre Häuser, oder vielmehr Hütten, ruhen auf hölzernen Unterlagen, und schweben einige Schuh über der Erde und dem Boden, damit die Luft von allen Seiten durchstreichen, und die Käse desto eher trocknen und desto länger sich erhalten mögen. Man verkauft alle Käse an die

Walliser, von denen sie wieder nach Italien hin abgesetzt werden. Sobald man den Reichenbach zur linken Hand hat, so ziehen sich Berge und Felsen näher zusammen, der Fußsteig wird immer rauher, und die Gegend öder oder wilder, so daß es zuletzt scheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgestorben sey, oder aussterben wolle. Um desto malerischer und reizender ist der erste Blick auf Meyringen, und das fruchtbare untere Haslithal, das von der Anhöhe, wo die Berge sich öffnen, wie ein einziger trefflich bereiteter, und in regelmäßige Beete, oder Felder abgetheilter Garten erscheint. Der Anblick dieses Thals hat alle Reisende bezaubert, und zwar nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, und die sorgfältige Cultur, die man durchgehends wahrnimmt, sondern auch durch eine Wirkung des Contrastes, indem man immer aus traurigen oder gar fürchterlichen Wildnissen in dasselbe hinabsteigt."

„Schon ziemlich lange vorher, ehe wir ins Haslithal hinunter schauen konnten, hörten wir ein dumpfes Getöse, das durch den Fall des Reichenbachs verursacht wurde, und dies Getöse machte mich auf das, was wir bald sehen sollten, viel aufmerksamer, als die Lobreden unsers Führers, der aber doch richtiger und nachdrücklicher davon redete, als irgend ein Reisebeschreiber, den ich gelesen habe. Dieser merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haslilandes, entfernt, und um ihn recht zu sehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herabgestiegen ist, wieder hinan klettern. Der Zugang ist äußerst beschwerlich, und wenn man nicht vorsichtig ist, selbst gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinansteigen muß, und die ganz mit schönem Grase bekleidet war, ist nicht nur steil, sondern auch schlüpfrig, und gegen das tiefe Bette des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige 100 Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen schon mit einer solchen Gewalt, und so dicht auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinsehen konnten. Wir rückten ihm nichts destoweniger bis auf 40 oder 50 Schritte entgegen, näher mochte ich aber doch nicht hinzugehen, ungeachtet unser Führer uns sagte, daß man bis an den Rand des Kessels hinabsteigen könne. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletscher, Lauwinen und selbst den Rheinfall, der, von allen merkwürdigen Seiten betrachtet, mit dem Fall des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein solch betäubendes Erstaunen empfunden, nie ist meine Einbildungskraft durch einen Gegenstand so ausgefüllt, und mein Verstand so heftig und anhaltend angespannt worden, als durch dieses bewundernswürdige, und fast möchte ich sagen, einzige Schauspiel. Ungeachtet wir von Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unterwegs manches Merkwürdige antrafen, so waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichsam gefesselt, und ich hörte und dachte nichts, als den Fall des Reichenbachs. Der Reichenbach entspringt auf einer der höchsten Alpen, womit das obere Haslithal eingefaßt ist, und nimmt in seinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen, und die Wasser aller Gletscher auf. Schon einige Stunden vor

seinem Falle wird er eben so wüthend als die Lütschine. Beim Falle selbst bricht er zwischen 2 Felswänden in einer schiefen Richtung hervor, und stürzt sich in ein unsichtbares Felsenbecken, das die Natur selbst zu seiner Aufnahme hingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wiederum mit einer solchen unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, mit einem so fürchterlichen Ungestüm und Reichthum von Wasser heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Wasserfällen bisher hat übersehen können. Freilich ist das Bette des Rheins viel breiter, und die ganze Masse seiner Wasser größer, als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Wasserstroms trägt nur wenig zur Verstärkung des Eindrucks bei, und die größere Masse von Wasser ist beim Rhein mehr vertheilt, oder nirgends so zusammengedrängt, als beim Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr als einer Stunde ganz deutlich. In der Nähe ist sein Brüllen stärker, als das eines heftigen Donners. Er erregt durch seinen Sturz einen eben so heftigen Luftstrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletschers empfunden hatten. Wir mußten einige Male alle unsere Kräfte zusammen nehmen, um uns gegen die Anfälle dieses Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber so heiß war, daß man hätte ersticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, sondern ehe noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt eine 2te, 3te, 4te hervor, und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt, und mit denen sie eine einzige, ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die Tiefe hinab. Fast jede herabschießende Fluth oder Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt sich nicht gut bestimmen, weil der Abgrund, in welchen der Bach sich verliert, stets mit dicken, fast undurchsichtigen Wolken bedeckt ist. Eben deswegen zeigt er auch bei hellem Sonnenschein ganz andere und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andere berühmten Wasserfälle. Wenn nämlich der Kranz von Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerströme, indem alle Dünste in den Farben des Regenbogens glänzen."

„So sehr ich auch auf dem Wege von Reichenbach bis Meyringen in mich gekehrt, und mit Scenen, die ich eben gesehen hatte, beschäftigt war, so fiel mir doch die von allen Reisebeschreibern bemerkte Schönheit der Weiber und Mädchen, wie die Scheußlichkeit ihrer Kleider auf. Man kann sich kaum vorstellen, was das hohe Schürzen der Röcke, welche die Haslerinnen bis unter die Arme tragen, besonders großen Personen für eine zugleich ungeheure und lächerliche Gestalt giebt. Auch die artigsten Mädchen gewöhnen sich dadurch an einen Gang, der mit dem schwerfälligen, schiebenden Schritt der meisten Mönche, besonders der Kapuziner, eine große Aehnlichkeit hat."

Ein herrlicher Punkt des berner Oberlandes, der erst seit Kurzem häufig besucht wird, ist das Faulhorn am südlichen Ufer des Brienzer-Sees. Es ist jetzt wohl der höchste bewohnte Punkt von Europa; das hier kürzlich erbaute freundliche Wirthshaus liegt noch fast 600′ höher als das Kloster des Bernhardsberges. Es steht ganz hart an der Schneeregion, zugleich ganz nahe an der höchsten Spitze des Berges, die man von hier aus ganz bequem im voraus betrachten kann. Das herrlichste aber an diesem Falle ist die unvergleichliche Aussicht, die man hier auf die ganz nahe liegenden ungeheuren Hörner und Gletscher genießt. Aus den Fenstern des bequemen Gebäudes kann man die starren Eiskuppen des Wetterhorns, Schreckhorns, der Viescherhörner, der beiden Eiger und vor allen die Gletscherpyramide der Jungfrau überschauen. Hier steht man um 2500′ Fuß höher als auf dem Rigi-Culm. Erwas unterhalb des Faulhornkulms kann man auf schneefreien, gewürzhaften Rasen lagern, umduftet von herrlichen Alpenblumen. Sieht man von hier nach Norden, so blickt man in freundliche, grasreiche, Hüttenreiche Thäler hinab; wendet man sich aber südwärts, so starrt dem Blicke ein ungeheures Eismeer entgegen, aus dem jene riesenhaften Gebirgshörner, mit ewigem Schnee und Eise belastet, in solcher Nähe vom Himmel ragen, daß der Beschauer glaubt, mitten unter ihnen zu toben und sie gleichsam mit Händen greifen zu können. Bald von diesen, bald von jenem Gebirge sieht er Massen von Lauvinen, welche Berg und Thal zittern machen, herabstürzen, und fort unter den Pfeifen der Murmelthiere, wie Wetterlauwinen, die weit umher Wolken von Schnee verbreiten, von den Bergen mit donnerndem Getöse sich der Tiefe zuwälzen.

18. Der Kanton Freyburg

besteht aus schönen Alpenthälern und mäßig hohen Bergen, die im südlichen Theile am höchsten sind. Das Hauptthal ist das, welches der Saanen durchfließt. Die Einwohner treiben Alpenwirthschaft, am meisten im südlichen Theile, der freyburger Käse wird mit für den besten gehalten. Man macht Käse bis 60 Pfund. Aber sie sind unwissend und abergläubisch, und stehen ganz unter der Herrschaft der Geistlichkeit, die dafür sorgt daß das Volk nicht zur Erkenntniß komme. Sogar das Tanzen ist den Einwohnern verboten. Seit Kurzem haben sich aus Frankreich verwiesene Jesuiten hier angesiedelt. Nirgends in Helvetien herrscht so viele Geistesfinsterniß, als in diesem schönen Alpenländchen. Man spricht hier theils deutsch, theils Französisch. Die Hauptstadt ist.

Freyburg. Ihre Lage ist höchst sonderbar und malerisch. Die Häuser sind theils am Saanen, theils an und auf schroffen

Sandsteinfelsen, die vom Flusse bespült werden, gebaut, und mehrere Straßen laufen beinahe über einander hin. In der obern Stadt wird Französisch, in der untern Deutsch gesprochen. Ihre schöne Lage abgerechnet, ist die Stadt öde, arm und traurig. Die Hauptkirche ist ein schönes, altdeutsches Gebäude, dessen Thurm der höchste Helvetiens ist. Sehenswerth ist die schöne, alte Linde, die zum Andenken des Sieges der Schweizer über den Herzog Karl den Kühnen von Burgund bei Murten auf dem Hauptplatze steht.

Murten liegt am Ostufer des Murtensees, eine kleine, unbedeutende Stadt. Die Schlacht war 1476. Die vielen Gebeine der hier erschlagenen Burgunder sammelte man 4 Jahre darauf, und baute für sie ein Beinhaus, das zwei Inschriften führte. Die eine war von dem berühmten Dichter von Haller *).

Steh' still Helvetier; hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; sie ist in eurer Treu!
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Die andere war lateinisch: „Das Heer des berühmten und tapfern Karl, Herzogs von Burgund, hat vor Murten, von den Helvetiern besiegt, dies zum Andenken hinterlassen!" Nachmals wurden von den unzähligen Knochen ganze Wagen voll weggeführt, um von den Beindrechslern verarbeitet zu werden. Als die Franzosen 1798 in die Schweiz eindrangen, zerstörten sie es aus schändlichem Muthwillen. Die Schweizer haben dafür 1823 einen hohen Obelisk an derselben Stelle errichtet.

13. Der Kanton Wallis.

Er besteht aus einem Hauptthale und mehreren Seitenthälern. Das Hauptthal wird von der Rhone durchflossen, die in dem äußersten nordöstlichen Winkel aus dem Rhonegletscher entspringt, der am Fuße der Furka liegt. Unten hat der Gletscher zwei hohe Eisthore, aus denen die beiden Bäche hervorströmen. Die Höhe der beiden Flußgewölbe und ihrer Thore beträgt wenigstens 30 Fuß, und die Dicke der himmelblauen Eistafeln, mit denen die hohen und weiten Oeffnungen überwölbt sind, wenigstens vierzig. Höchst malerisch sind die mannigfaltig gestalteten Eismassen, die an und vor dem Eingange der feenhaften Rhonehöhlen gleich zerbrochenen Säulen oder abgestumpften Pyramiden umherliegen, und den Trümmern eines zerstörten Pallastes ähnlich sehen. Das Rhonethal wird auf der Nordseite von den hohen und meist schroff ansteigenden Hörnern der Berneralpen, im Süden aber von den zum Theil noch höheren penninischen Alpen eingeschlossen. Die letzteren laufen in südwestlicher Richtung fort bis zum großen Bernhard; dann wenden sie sich nordwest-

*) S. meine Literatur für das weibliche Geschlecht. Th. 4, S. 88.

lich nach dem Genferſee hin, und bilden die Gränze zwiſchen Wallis und Savoyen. In der erſteren, ſüdweſtlichen Reihe treten am meiſten der Simplon und der Monta Roſa hervor; in der nordweſtlichen der Col de Balme und der Dent de Midi. Ueber den Simplon führt die berühmte Straße, die Napoleon anlegen ließ, nach Italien. Sie erhebt ſich ſo ſanft und ſteigt ſo allmälig wieder abwärts, daß nirgends ein Rad gehemmt zu werden braucht, und iſt unſtreitig die grandiöſeſte Unternehmung des berühmten Mannes. Sie iſt 14 Stunden lang, und überall 25 Fuß breit; der höchſte Punkt iſt beinahe 6200 Fuß hoch. An zehn Stellen ſind Felſen durchbrochen worden; darunter iſt die eine dieſer Gallerien 630 Fuß lang, und hat oben zwei große Lichtöffnungen. Außer einem großen, ſchönen Wirthshauſe findet man viele kleine Häuſer, in denen ſich die Wegewärter aufhalten, und wo die Reiſenden bei einfallendem Unwetter Aufnahme finden können. — Weit höher als der Simplon iſt weiter weſtlich der Monte Roſa, (über 14,200′) der höchſte Berg Europa's nach dem Montblanc. Er geht oben in 9 Hörner aus, von denen man erſt zwei ſeit Kurzem mit unendlicher Mühe und großer Gefahr beſtiegen hat.

Weit beſchwerlicher als über den Simplon iſt die Straße über den großen Bernhard, die zwar nur für Saumroſſe zu paſſiren iſt, aber doch 1800 von Napoleon mit einem Heere und allem Heergeräth überſtiegen wurde. Hören wir einen Reiſenden, der dieſen Weg von Martigny, einem Städtchen im Rhonethale, aus machte. Die Entfernung von Martigny bis zum Kloſter auf dem Berge beträgt 9 Stunden. Beinahe die Hälfte des Weges, bis Orſieres, legt man auf einem Wagen ohne ſonderliche Gefahr zurück.

„Von da bis St. Peter, etwa 2 Stunden, iſt der Weg durch Bergrutſchen jetzt ſchmal, und ſo dicht an ſchreckliche Tiefen gelehnt, daß an einigen Stellen kaum Platz für ein beladenes Maulthier iſt. Man ſteigt von Martigny beſtändig, doch allmählig bergan. Man bemerkt an dem freiern Athmen der Bruſt und an der Heiterkeit des Geiſtes, daß man ſich dem reinen Aether der höheren Regionen nähert. Zwei Reihen von hohen, finſtern Bergen und Felſenſpitzen bilden zu beiden Seiten einen ſchmalen Durchgang oder ein geſpaltenes Thal, durch welches die Dranſe ſich mit ſchaumbedeckten Fluthen ſtürzt, und ſelbſt, von irgend einer Erdrevolution unterſtützt, in den grauen Zeiten der erſten Weltalter den Durchgang ſich öffnete. Die letzten Stunden vor Orſieres kann man ſich nichts maleriſcheres und romantiſcheres denken, als die wilde Alpennatur dieſer Thäler, welche den Namen Val de Bagnes *)

*) Dies iſt das Thal, welches durch das Herabſtürzen eines ungeheuern Eisſtückes geſperrt wurde, und wo nachher die gewaltige Ueberſchwemmung entſtand, von welcher oben (S. 40 u. 41) geredet iſt.

und Val d' Entremont führen. Wiesen und sparsame Felder; Wälder von Lerchenbäumen, Fichten und Birken: schroffe, grausfarbige, tausend und mehrere Fuß senkrecht emporsteigende Bergzacken, zuweilen bebaut, zuweilen von schmalen Tannenstreifen bekränzt, oder mit einem düsteren, spärlichen Grün gepolstert oder von Steintrümmern und Ruinen bedeckt, deren ungeheure Massen überall und bis ins Bette des Flusses zerstreut liegen. Man möchte fast an dem Daseyn einer organisirten Natur zu verzweifeln anfangen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit durch gemähete Wiesen, oder durch Hanf- und Bohnenäcker, durch die Begegnung einiger Reisenden, und durch die Ziegen, die malerisch an den steilsten und unzugänglichen Spitzen hängen, so wie durch die Hirten wild und flink wie ihre kärglichen Heerden, wieder davon vergewissert würde. Die Dranse ist die stete Begleiterin des Reisenden, der bald über ihrem Bette sich erhoben, bald dicht an ihre Ufer gedrängt erblickt. Das Rauschen und Brausen ihrer stürzenden, mehr wüthenden als strömenden, und stets schaumbedeckten Wogen betäubt das Ohr, und schallt grausend durch das immer mehr sich engende Thal. Vor Orsieres geht man von ihrem rechten auf ihr linkes Ufer über mittelst einiger Baumstämme oder Balken, die von einem Felsen zum andern, ohne weitere Befestigung, gelegt sind, was man hier zu Lande eine Brücke nennt. Auf dieser sogenannten Brücke, einige hundert Fuß über dem Schlunde des tobenden Flusses schwebend, kann man an jeder Seite des Felsens, von oben bis unten, deutliche Einschnitte als Spuren der verschiedenen Wasserhöhen des Stroms bemerken, bevor er sich diese Tiefe aushöhlte. In Orsieres sah ich die erste Cretine, ein Mädchen von 14—15 Jahren, das sich im Kothe sonnte, und durch die unverkennbarste, bösartigste Dummheit, verbunden mit seiner Mißgestaltung, ein scheußlicher Anblick war. Der Weg wird nun immer schmäler, und dreht und drängt sich an Tiefen hin, in welche ein an solche Abgründe nicht gewöhntes Auge etwas bange hinabsieht. Ein kleines Dörfchen lag unten im Thale so tief, daß seine Hütten nur Kartenhäusern glichen. Eine halbe Stunde hinter St. Peter kommt man durch das letzte Gehölz. Die Berge nehmen nun die rauhere Wildheit und Schroffheit der rohen Alpen an; es giebt keinen gemachten Weg mehr; der Pfad, schmal wie der kleinste Fußsteig, läuft am Rande der Gebirge oder Abgründe hin. Zwischen Klippen und Felsen schlängelt sich der Weg in hundertfachen Windungen. Ueberall sieht man Bäche und wilde Gewässer ihn durchkreuzen oder sich seitwärts herabwälzen. Der Pflanzenwuchs wird dürftiger; die vereinzelten, immer seltneren Bäume schwinden zu Buschwerk zusammen; Gras und Weide nimmt mehr ab. Blumen, kurz und abgestumpft wie das Gras, aber mit dem Schmelz der lebhaftesten Farben prangend, bilden kleine, schöne Gruppen und Klumpen, und an den Felsen wuchern die buntesten wie die seltensten Moose. Alles Uebrige ist Gestein und Felsen und Bergscherben, bald in Zacken aufgethürmt, bald in Schlünden und Klüften gespalten, oder in großen und kleinen Massen über und durch einander gewälzt, und zum Theil mit Schnee bedeckt. Glet-

scher sieht man nur von Ferne auf den Gipfeln. Da wo ein grüner, kurzer Rasenteppich sie bekleidet, weideten malerisch an den steilen Abhängen die Kuhheerden des Klosters und einiger Sennen, deren Hütten am Abhange lagen, und zum Theil von der Bereitung des Ziegers und Käses rauchten. Das Glockengeläute dieser Heerden tönte wohlthuend und melodisch herab auf ihre Einöde, deren Schweigen vorher nur der Tritt unserer Maulthiere und das Pfeifen verscheuchter Murmelthiere unterbrach. Die stete Veränderung der Gegenstände und der beständige Wechsel so vieler An- und Aussichten machten den Weg minder langweilig und schauerlich, als er wirklich ist. Man zeigte uns ungefähr ein und eine halbe Stunde hinter St. Peter den Absturz, wo Napoleons Maulthier bei jenem Uebergange seines Heeres strauchelte, und mit ihm in den Abgrund gefallen sein würde, wenn nicht sein Führer, der an der Seite des Abgrundes neben dem Thiere ging, sich rasch davor geworfen hätte. — Wenn man die Sennhütten verlassen hat, kommt man zu zwei kleinen, gemauerten Gebäuden; das eine heißt das Spital, und seine Bestimmung ist, den Wanderern zum Obdach zu dienen, wenn sie von böser Witterung überfallen werden, denn hier fängt die Gegend an, wo die Lauwinen und Schneewirbel ihr Unwesen treiben, und die meisten Unglücksfälle geschehen. Bei Anbruch der Nacht geht daher in den gefährlichen Jahrszeiten, der Geistliche, dessen Amt dies ist, mit den Hunden den Reisenden bis hierher entgegen, und läßt etwas Wein und Käse im Spital zurück. Das andere Gebäude nimmt die Leichname der hier Verunglückten auf, die man in ihren Kleidern dann hier aufbewahrt, ob vielleicht einer ihrer vorüberreisenden Bekannten sie erkenne. Sie verwesen in dieser Luft sehr langsam. Wir verweilten einige Zeit vor diesem Gitter, konnten aber keine Züge von den darin liegenden Leichnamen erkennen, und nur die auf dem Boden zerstreuten Knochen unterscheiden. — Die letzte kleine Stunde bis zum Bergjoch des großen Bernhards wird der abschüssige Steg wieder jäher und rauher; er geht über bloße Klippen und glatte Felsenspalten, oder über ungeheure Haufen loser, abgerundeter Steine und Kiesel, wo man kaum begreift, wie das Maulthier fußen kann. Der Weg selbst war von Schnee frei, aber er gränzte dicht an ewige Schneelagen, die im Schutz der Felsenmauern und Felsenklüfte jedem Sonnenstrahle trotzen. Um sich und vor sich hat man greise Felsengipfel, um deren Scheitel wie durch ihre Schlüfte sich Eis- und Schneefelder ziehen. Man schaut nichts als Spuren einer verstorbenen Natur. Endlich erreichten wir den Gipfel mit den Gebäuden des Klosters. Der schwarzblaue Himmel war ohne Wolken, und die Sonne schien durch die reinen Aether dieser Einöde, wo, auf Felsen, unter Felsen, in Felsen erbaut, und tief in Felsgründe schauend, und weite Felswüsten überblickend das einsame Kloster steht. Ein paar von den bekannten großen Hunden weilten am Eingange, bellten uns an, und begleiteten uns alsdann zutraulich. Es sind 3 Gebäude, zwei größere und ein kleineres, welche hier die höchste Menschenwohnung in Europa bilden. Das eigentliche geräumige Kloster enthält die Kirche und

die Wohnungen des Geistlichen; hier werden auch die Fremden von Stande beherbergt. Gegenüber liegt das Hospiz oder die gemeine Herberge, wo andere Reisende aufgenommeu werden. Das dritte, kleinere Haus ist die Todtencapelle; denn da hier kein Grab in den Felsenboden geöffnet werden kann, so werden die Leichnahme, in weiße Leinlaken genäht, in diesem Beinhause aufbewahrt, und einer späten und langsamen Verwesung überlassen. Ein großer Vorzug, den die Aussicht von diesem Bergjoch vor andern Alpen-Aussichten voraus hat, ist die Vereinigung aller Größen einer hohen Bergnatur mit dem Blicke in die Ferne, wenn gleich diese Ferne nur aus phantastischen Gestalten verwitterter Gebirge oder aus Felswüsten und öden Tiefen besteht. Der runde Schneegipfel des Mont-Velan (östlich) überragt alle andern an Höhe. Der Mont-Blanc ist hier unsichtbar, und zeigt sich nur dem Erklimmer einer von diesen, die Lüfte durchschneidenden Bergspitzen. Ein solches Schauspiel hatte ein berühmter Alpenreisender, der 1779 in Begleitung zweier Gemsenjäger von St. Peter aus den Gipfel dieses Mont-Velan unter tausend Gefahren erstieg und seitdem darin keinen Nachfolger gehabt hat. Ihn belohnte, als er auf der letzten Spitze stand, eine eben so seltene, als prächtige Aussicht. Der Himmel schien wie ein schwarzes, um die Erde geschlagenes Tuch, dessen Schürze die strahlende Sonne noch mehr hob. Eine unermeßliche Weite, von spitzigen Felszacken starrend, oder in tiefe Thäler zerborsten, lag ausgebreitet unter ihm. Der Montblanc thürmte sich in Gestalt einer schiefen Pyramide empor, und schaute stolz auf die niedrigeren Gebirge herab. Er glaubte auch ein Stück von dem Genfer- und Neuenburgersee zu unterscheiden; doch alle diese Fernen schwammen wie Ocean von Luft und Dünsten, und das Auge erkannte nichts deutlich, als die zahllosen, vielfach gestalteten Gletscher, so wie das Ohr in der majestätischen Stille dieser todten Natur nichts vernahm, als den dumpfen Fall der Lauwinen. — Das Kloster auf dem Bernhard gehört zu den wohlthätigsten Instituten der Menschheit. Jährlich gehen etwa 10,000 Wanderer über den Berg, von denen wohl die Hälfte unentgeldlich aufgenommen wird, und um die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen, hält das Kloster 30 Pferde. Die Geistlichen beschränken sich nicht bloß auf Ausübung der reinsten Hospitalität, sondern widmen sich auch mit Gefahr ihres Lebens, und mit dem Ruin ihrer Gesundheit, welche Gicht, Schlagflüsse und Blutstürze bei dem steten Wechsel von Erhitzung und Erkältung untergraben, der Rettung und Heilung aller in diesen Eis- und Schneewüsten ihrer Hülfe und ihres Beistandes Bedürftigen, ohne Rücksicht auf Stand und Religion. Vom October bis März sind sie alle beschäftigt, auf die Spur der Verunglückten und Verirrten auszugehen. Gewöhnlich paaren sie sich zwei und zwei, um sich abzulösen, wenn sie den Körper eines Gefundenen auf ihren Rücken diese Höhen hinauf zum Spital tragen müssen. So oft die gefährlichen Schneewirbel gewüthet haben, oder der Sturz von Lauwinen vernommen ist, machen sie sich, in Begleitung ihrer Hunde, auf den Weg, mit großen Stangen bewaffnet, mit denen sie

in dem sie in den Schnee sondiren, und aus dem gefundenen Wiederstande urtheilen, ob es ein menschlicher Körper oder ein Felsen sey, auf welchen die Stange gestoßen hat. Oft haben sie so Menschen gerettet, die ohne sie nie das Licht der Sonne wieder erblickt haben würden. In diesem Jahre hatten sie nur einen einzigen Todten. Die Zahl dieser Geistlichen, vom Orden des heiligen Augustins, ist unbestimmt; sie belief sich dieses Jahr auf einige 20, von denen 10—12 und einige Novizen im Kloster anwesend waren. Auf meine Erkundigung nach den großen Hunden sagte mir ein Superior: „ihr größter, aber sehr wesentlicher Nutzen, den sie uns leisten, ist ihr Instinct, den gangbaren Pfad, selbst in einer beträchtlichen Tiefe auszuspüren, wenn frischgefallener Schnee und Lauvinenstürze ihn verschütten, und es lebensgefährlich wäre, von ihm abzuweichen. Dann leiten sie durch Nebel und Schneewirbel die ungewissen Schritte unsrer Geistlichen, welche den verirrten und verunglückten Wanderern entgegeneilen, und gehen vor ihnen her, um ihnen den rechten Weg zu zeigen, und sie durch die Schneewüsten hin und zurück zum Kloster zu bringen. Auch zeigen sie durch Scharren an, wo verschüttete Menschen begraben liegen. Aber nie verlassen sie das Kloster ohne Begleitung eines Geistlichen oder Domestiken.“ Als ich auf dem mir angewiesenen Schlafzimmer einen Brief beendigt hatte, wurde eben die Abendglocke geläutet, um verspäteten Wanderern in der Ferne zu verkündigen, in welcher Richtung dies der Gastfreundschaft geweihete Haus liege. Das Gebell der Doggen scholl rauh dazwischen, und ich legte mich ans Fenster voll ernster Gedanken, und schaute hinaus in die Nacht und in die heilige Stille dieser Einöde. Da war es mir, als hätte ich noch nie die Sterne so herrlich funkeln gesehen, als hier an diesem Alpenhimmel.“

Außer der Simplon- und der Bernhardstraße geht noch eine über den Col de Balmes, die nach dem berühmten Thal von Chamouny in Savoyen, am Fuße des Montblanc, führt. Weit steiler sind die Berge der Berneralpen. Hier sind die beiden Wege über die Maienwand und den Grimsel, und weiter westlich über die Gemmi. Von beiden ist schon oben in der Einleitung zu Helvetien gesprochen worden.

Die Einwohner bestehen aus zwei ganz verschiedenen Völkern, die sich beide zur Katholischen Kirche bekennen. Die Leute in Ober-Wallis (vom Ursprunge der Rhone bis nach Sitten) sind Deutsche, bieder, kräftig, freiheitsliebend, aber höchst abergläubisch und unwissend. Sie reden Deutsch, aber wie es im 15ten Jahrhundert gesprochen wurde. Aber in Unter-Wallis wohnt ein gemischtes Volk, das sich durch Schmutz und Häßlichkeit auszeichnet, und romanisch spricht. Hier kommen auch die Cretins häufig vor. Alle Städte des Kantons liegen an der Rhone, und zwar, den Fluß abwärts, in folgender Ordnung:

Brieg, ein freundlicher Ort, von wo die Straße nach dem Simplon geht. In der Gegend findet man viel Lavez- oder

Topfstein (wovon oben), der besonders auch zu Oefen gebraucht wird. Man zeigt einen Ofen, der die Jahreszahl 1000 führt; so lange dauern unsre Kachelöfen nicht! — Von fern sieht der Ort silbern aus; denn die Dächer sind mit Glimmerschiefer-Platten gedeckt, und die Kirchen mit glänzendem Lavezstein bekleidet. Von Brieg wandern wir längs dem schönen Rhonethal, unter Kastanien- und Ulmenbäumen, die an das nahe Italien erinnern, erhaben über dem Bette des Flusses hin. Endlich kommen wir nach dem Städchen

Leuk. Hier verlassen wir die Rhone, und wenden uns nördlich nach den Berneralpen. Etwa nach 2 Stunden kommen wir nach dem Leuker-Bade. Sein Aeußeres ist abschreckend. Die umliegenden Hütten sind elend, die Gassen voll Morast, die Gasthäuser düster jämmerlich, statt der Stühle Bänke in den Zimmern, so daß jeder Badegast keinen größeren Wunsch hat, als bald aus Leuk erlöst zu werden. Der Ort ist von Felsenwänden ummauert, also ganz in einem Bergtrümmer, die Natur der Umgegend überaus wild, und der Hinblick nach der hohen und steilen Gemmiwand, an dessen Fuß das Bad liegt, schauerlich erhaben, besonders wenn man diese wilde Alpennatur in der Vollmondsbeleuchtung sieht. Nicht selten ist noch im Julius des Morgens der ganze Boden mit Schnee bedeckt. Die drei Badehäuser sehen wie Scheunen aus. Jedes wird in der Mitte von einem Kreuzgange durchschnitten; dadurch entstehen vier Behältnisse, wie vier große Kasten. In jedem derselben wird gebadet und zwar haben 20 bis 30 Personen Platz. Männer und Frauen baden zusammen, was bei den verschiedenartigen Krankheiten sowohl eckelhaft als nachtheilig ist. Jeder Badende hat ein kleines Brett statt eines Tischchens vor sich, auf dem er seinen Thee stehen hat, oder die Frauen ihr Strickzeug; denn man pflegt stundenlang im Bade zu verweilen. Trotz der vielen Unbequemlichkeiten, die dies Bad eben so, wie das Pfeffersbad in St. Gallen hat, wird es doch von Badegästen sehr stark besucht, weil seine Kräfte sehr groß sind. Das Wasser ist so heiß, daß man darin Eier sieden und Hühner brühen kann. „Um aus dem Leuker-Bade über die Gemmi nach Thun zu reisen, muß man einen schmalen, künstlichen, in eine senkrechte Felsenwand eingesprengten und ausgehauenen Pfad betreten, der unter die größten Merkwürdigkeiten der Schweiz gehört. Es lohnt der Mühe, wenn eine Gesellschaft auf diesem Pfade die Bäder verläßt, aus dem Dorfe herauszugehen, um zu sehen, wie die Karawane im Zickzack, gleich Fliegen, die an der Wand eines Zimmers kleben, diese senkrechte Bergseite heraufzieht, an der man von unten nichts Pfad- oder Wegähnliches zu erkennen vermag. Man steigt 1½ Stunde bis zur Hütte, wo man eine prächtige Aussicht auf die Bergkette hat, welche zwischen Wallis und Piemont sich erstreckt. Die Wand ist 1600 Fuß senkrecht über die Bäder erhaben, und der Weg beträgt 10,110 Fuß. Gewöhnlich lassen sich die Kranken in Sesseln tragen, wozu 8 Träger erfordert werden; man setzt sich dann mit dem Gesicht nach hinten, und Schwindelnden werden noch überdies die Augen verbunden. Dieser Weg wurde von 1736

bis 1741 von Tyroler-Bergleuten in den Felsen, theils mit Hülfe des Pulvers, theils des Meißels gearbeitet, und man hat stets einen Abgrund zur Seite, der so gräßlich ist, wie man ihn in keiner Felsengegend antrifft. Die Häuser von Leuk liegen unten auf dem Boden des Schlundes wie Kartenhäuser von Kindern. Zwar sind, um das Schauderhafte und Gefährliche zu mindern, hier und da kleine Erhöhungen oder Geländer an der Seite des Abgrundes gelassen; allein keinem mit Anfällen von Schwindel Behafteten ist zu rathen, sich auf diesen Pfad anders, als mit verbundenen Augen zu wagen." Ist man endlich oben auf der Wand der Gemmi, so ist man höher als auf der Gotthard-, Grimsel- und Simplonstraße, und steigt durch eine schauerliche Wildniß zwischen Bergtrümmern durch das Frutigenthal ins Bernsche nach dem Thunersee hinab. Doch wir kehren nach Wallis ins Rhonethal zurück. Von Leuk längs der Rhone hinabgehend, gelangen wir nach der Hauptstadt von Wallis,

Sitten oder Sion, einem alterthümlichen Städtchen mit engen, krummen Gassen im Thale. Dicht dabei erheben sich zwei mit Schlössern gekrönte Felsen. Auf dem einen wohnte sonst der Bischof, der über das ganze Walliserland die Aufsicht führt, und jetzt in der Stadt seine Wohnung hat. Weiter führt uns der Fluß nach

Martinach oder Martigny, das wir schon von jener Reise nach dem St. Bernhard her kennen. Es besteht aus einer einzigen, langen Straße. Hier wendet sich die bisher südwestlich geflossene Rhone nach Nordwesten. Je weiter wir gehen, desto näher treten himmelhohe Felsen dem Flußе, als wollten sie ihm den Durchweg versperren. Endlich treten zwei der höchsten Berge, rechts der Dent de Morcle, links der Dent de Midi, so nahe an einander, daß für den Fluß und die Straße kaum eine Straße übrig bleibt. Hier liegt das Städtchen

St. Moritz oder St. Maurice in und an die Felsen gebaut. Durch das Felsenthor stürzt die Rhone brausend hindurch, und ihre wirbelnden, sich an den Felsen brechenden Fluthen bedecken die sich ihr entgegenstellenden Klippen und Felsen mit ihrem Schaume. Eine schöne steinerne Brücke von einem einzigen Bogen wölbt sich über den Strom; auf ihr steht ein Thurm mit einem Thor, durch das man das ganze Walliserland verschließen kann. Die ganze Gegend hat ein äußerst malerisches Ansehen. Zwei Stunden davon ist in einem Nebenthale der bekannte schöne Wasserfall, die Pissevache. Er ist zwar nicht so hoch als der Staubbach, aber die Wassermasse ist größer, und sie stürzt in Einem Strahle, ohne erst auf Felsenabsätze zu stoßen, senkrecht ins Thal hinab. Daher löst sich auch das herabstürzende Wasser nicht in Nebeldunst auf, sondern gleicht mehr dem Schnee. „Die Fluthen stürzen und folgen einander unaufhörlich, und zerstieben dann mit einem donnergleichen Getöse; auch ist der Wind, den die Heftigkeit des Falls erzeugt, so stark, daß man sich immer in einer großen Entfernung halten muß."

20. Der Kanton Wadt.

wird auch die französische Schweiz genannt, ein herrliches Land. Rauhe Alpen findet man hier nicht, als an der Gränze von Bern und Wallis, aber fruchtbares, gut angebautes Wein- und Obstland. Dabei ein milder Himmel und reine, gesunde Luft, so daß das Land seit lange ein Lieblingsaufenthalt für Fremde war, die ihre Gesundheit wieder herstellen oder ihre Muße angenehm hinbringen wollten. Im südlichen Theile ist der schöne Genfersee, dessen nördliches, besonders reizendes Ufer hierher gehört. Im westlichen Theile ist das Juragebirge. Hier ist vor Allem das Thal von Joux merkwürdig. Es liegt sehr hoch, und ist ringsum von Bergen eingeschlossen. Da nun also das von allen Seiten in diesen Trichter herabrieselnde Wasser keinen Ausweg findet, so hat sich der See gebildet, der alle umliegende Berge übersteigen würde, wenn er nicht unterirdische Abzugsgänge hätte, durch die er wie ein offener Trichter abläuft. Die Einwohner gehören zu den gebildetsten der Schweiz, und sprechen französisch. Wir besuchen zuvörderst den

Genfersee. Er wird für den schönsten in Europa gehalten. Nur der Bodensee kann mit ihm um den Vorrang streiten. Wenn dieser durch die beiden schönen Inseln, die Meinau und Reichenau, einen Vorzug hat, so kommen dagegen dem Genfersee die nahen majestätischen Alpen zu statten, die von der savoyischen Seite, südlich, mit ihren weißen Häuptern hervorragen. Reist man, wie wir, von Osten nach Westen an seinem nördlichen Gestade hin, so kommt man zuerst nach dem reizend gelegenen Städtchen

Vevay, wo es nie von Fremden leer wird. Weiterhin reist man zwischen lauter Obstgärten und Weinbergen unter dem schattigen Laube von Kastanien-, Nuß-, Mandeln- und andern edeln Bäumen bis nach

Lausanne, der Hauptstadt des Kantons, auch einem Hauptaufenthaltsorte für Fremde. Sie liegt auf mehreren Hügeln, hat eine herrliche Aussicht auf den See und die fernen Alpen, und ihre Einwohner stehen im Rufe besonderer Bildung und feiner Sitten. Im Innern ist sie nicht angenehm; denn sie ist düster gebaut, und die meisten Straßen so steil, daß man in ihnen nicht fahren kann; ja manche stehen sogar durch Felsentreppen mit einander in Verbindung. Die anmuthigste Stadt ist

Nyon. Von keinem Punkte übersieht man den See besser als von hier. Vorzüglich ist die Aussicht von der Terrasse bei der Stadt bezaubernd, und von dem ehemaligen Schlosse des Landvogts. Von hier schweift das Auge über die oft spiegelhelle Fläche des reizenden Sees, und über die unzähligen ihn durchkreuzenden Schiffe, die Flecken, Dörfer, Städte, Schlösser, Landsitze, Weinberge, Gärten und Wälder, die seine Ufer schmücken. Im Hintergrunde erblickt man die hohen Alpen Savoyens, über die der

weiße Scheitel des Montblancs hinwegragt. Noch etwas weiter, am westlichen Ufer des Sees, liegt

Coppet, ein kleines Städtchen, dabei das schöne Schloß, einst das Eigenthum des berühmten Neckar und seiner geistreichen Tochter, der Frau von Staël. Nachdem Neckar zu Anfange der französischen Revolution Minister Ludwigs XVI. gewesen war, brachte er seine letzten Lebensjahre hier zu. Er verlor hier seine sehr geliebte Frau, und ließ sie in einem Sarge voll Weingeist in einer Grotte, mit einem Hain umgeben, beisetzen. Täglich besuchte er diesen Ort, und weinte an ihrem Sarge, aber immer allein, und ohne daß er den Schlüssel zu diesem Heiligthume andern Händen anvertraute. Als er 1804 starb, wurde er neben seiner Frau beigesetzt, und der Eingang zur Grotte vermauert.

Wenn wir die Ufer des schönen Sees verlassen, und uns nach Norden nach dem Neuenburgersee wenden, so finden wir hier zwei merkwürdige kleine Städte:

Ifferten oder Yverdun, eine reinliche, freundliche, nur aus drei Straßen bestehende Stadt, deren Häuser ganz gleichmäßig gebaut sind. Die Aussicht auf den See ist zwar reizend, aber für uns nicht, die wir von dem Genfersee herkommen. Die Natur ist hier karger, die umgebenden Berge kahler, und die Ufer ärmer an Dörfern, Landhäusern und Gärten. In dem Schlosse ist die Schule, welche der ehrwurdige Pestalozzi gegründet hat *). Nicht weit von Ifferten, am Westufer des Sees, liegt

Granson. Hier war es, wo Herzog Karl der Kühne 1476 seine erste Schlacht gegen die Schweizer verlor, so daß er sein ganzes, reiches Lager im Stiche lassen mußte **).

21. Der Kanton Genf,

ist nächst Zug der kleinste Kanton. Daher ist auch vom Ländchen selbst weniger zu sagen, als von der Stadt

Genf oder Geneve mit 28,000 Einwohnern. Hier kommt die Rhone aus dem See, und theilt die Stadt in 3 Theile, die durch Brücken verbunden sind. Ein Theil ist an dem See hin gebaut, ein andrer auf die Höhen. Dieser letztere ist der beste, und wird von den Reichen bewohnt. Sieht man auf die Häuser, so ist Genf schön gebaut zu nennen; betrachtet man die Straßen, so ist sie es nicht; denn diese sind schmal und krumm. Unter den Gebäuden zeichnet sich besonders der Pallast des braven Banquier Eynard aus, der mit so großer Aufopferung sich der von Allen verlassenen Griechen annahm, Beiträge sammelte, Griechenvereine stiftete, und ihnen Schiffe mit Lebensmiteln schickte, so daß sie schwerlich ohne seine Bemühungen sich jetzt ihrer Freiheit freuen könnten. Von jeher ist Genf durch die Geistesbildung seiner Einwohner ausgezeichnet gewesen. Sie hat eine Universität, und einzelne Privatleute besitzen schöne Sammlungen. Der Fleiß der Einwohner war

*) S. meine Literatur für das weibl. Geschlecht, Th. 4, S. 204.
**) S. meine Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausg., Th. 2, S. 258

sonst so groß, daß besonders die untere Stadt fast aus lauter Fabrikanten bestand. Aber viele haben sich wegen Nahrungslosigkeit fortgezogen. Noch jetzt sind die Uhrmacher hier sehr zahlreich; die eine Straße, la rue basse, ist fast ganz von ihnen bewohnt, und jährlich werden etwa 70,000 Uhren gemacht. Auch ist hier eine Fabrik für Shawls, die den ostindischen an Feinheit nichts nachgeben. Wie wohlhabend die Stadt sey, sieht man besonders an der unglaublichen Menge von Landhäusern, mit denen die Stadt nach allen Seiten hin umgeben ist. Der ganze Kanton ist mit prächtigen Landsitzen wie bedeckt.

22. Der Kanton Neufchatel (spr. Nöschatell) oder Neuenburg.

Er besteht aus lauter Thälern und Berghöhen des Jurage-birges, und wird von einem fleißigen, muntern, französisch sprechenden Völkchen bewohnt. Nirgends sind hier Schneeberge und Gletscher; doch wird fleißig Alpenwirthschaft getrieben. Besonders beschäftigen sich die Einwohner mit Verfertigung von Uhren und Spitzen. Sonderbar ist hier die Verfassung. Der Kanton gehört nämlich dem König von Preußen, der ihm aber erlaubt hat, sich an die andern Kantone Helvetiens anzuschließen; auch hat er den Einwohnern den größten Theil der Regierung selbst überlassen. Der Hauptort ist

Neufchatel oder Neuenburg an dem Neuenburgersee, von reizenden Gärten, Landhäusern und Weinbergen umgeben. Die Stadt ist recht schön und reinlich gebaut, und das verdankt sie besonders der Vaterlandsliebe zweier Einwohner. Der eine, David Pury, hatte sich als Kaufmann in England und Spanien viel Vermögen erworben; als er 1786 in Lissabon starb, vermachte er sein Vermögen, das aus mehr als einer Million Thaler bestand, seiner Vaterstadt zu wohlthätigen Zwecken und zur Verschönerung der Stadt. Ein andrer, reicher Kaufmann Pourtales, baute ein schönes, großes Krankenhaus, und stattete die Anstalt mit 200,000 Thalern aus.

Wichtiger als die Hauptstadt sind einige Thäler, in denen der Fabrikfleiß recht eigentlich zu Hause ist. Das eine, nahe an der Gränze von Waadt, heißt

Val travers. Es ist ein enges, 3 St. langes, zwischen zwei hohen Bergketten des Jura eingeschlossenes Thal. Rechts fährt man dicht an der einen Bergreihe hin, und links ist ein fürchterlicher Abhang, in dem ein kleiner Fluß braust. Ueberall stehen in dem Grunde am Flusse einzelne Häuser, durch welche die sonst einsame und düstere Gegend belebt wird. Erst nach mehreren Stunden erweitert sich das Thal zu schönen Wiesen und Feldern. In diesem Thale nun wohnen überaus fleißige Uhrmacher, Spitzenwirkerinnen und andere künstliche Arbeiter. Da ist kein Haus, in dem nicht eine solche, fleißige Familie wohnte, von der nicht nur Vater

und Mutter, sondern selbst die Kinder an der Arbeit Theil nehmen. Einer arbeitet da dem Andern in die Hände. Nordöstlich mehr nach der Mitte des Kantons, aber unweit der französischen Gränze, ist das Thal und Dorf

Locle. Mit Verwunderung findet man das ganze 2 St. lange Thal voll schöner, zum Theil prächtiger Häuser, die jeder großen Stadt Ehre machen würden. Die meisten haben zierliche Läden, in welchen die in dem Orte verfertigten Arbeiten, besonders Uhren aller Art, ausgelegt sind, so daß man in einer großen Stadt, und zwar zur Meßzeit, zu seyn glaubt. Dabei sind die Uhren hier von einer beispiellosen Wohlfeilheit, weil hier Mann, Weib und Kinder ohne Unterlaß mit einer unbeschreiblichen Emsigkeit bei der Arbeit sitzen. Es giebt hier Uhrenhandlungen, die man so groß in Paris, London und Wien nicht finden würde. Alle Jahre werden Tausende von Uhren versandt. Den ersten Anfang der Uhrmacherei machte hier ein junger Mensch, der 15jährige Bressel. Er war ein mechanischer Kopf, und da er eine Uhr, die nicht gehen wollte, in die Hände bekam, so unternahm er es, sie aus einander zu nehmen, und in Ermangelung aller anderen Werkzeuge, bloß mit Hülfe eines Messers wieder zusammenzusetzen. Und siehe da! es gelang. Von nun an beschäftigte er sich bloß mit Uhren, und brachte es bald so weit, daß er vollauf zu thun hatte. Er mußte endlich viele Gehülfen annehmen, und so breitete sich in dem sonst elenden Orte die Uhrmacherei bald weit aus. Eine schöne Kunststraße führt nach

Chaux de Fond. Dies ist eine Stadt in einem hohen, 2 St. langen Bergthale des Jura; aber die Häuser liegen zerstreut, wie in den Dörfern. Der Ort ist überaus lieblich; die Häuser sind fast alle groß, mehrere Stockwerke hoch, und haben kleine Gärtchen, mit Springbrunnen verziert. Alles zeigt den Wohlstand der fleißigen Einwohner, und doch liegt das Thal so hoch, daß der Sommer nur 4 — 5 Monate dauert, und es manchmal im Juli noch recht kalt ist. Auch hier ist die Uhrmacherei erst seit einigen Menschenaltern einheimisch. Fast alle Einwohner sind geborene Künstler. Unter ihnen sind aber keine berühmter geworden, als die beiden Droz, Vater und Sohn. Bloße Uhren zu machen, war diesen Künstlern zu wenig; sie sannen darauf, sogenannte Automate zu machen, d. i. Figuren, die durch ein Uhrwerk so in Bewegung gesetzt werden, als wenn sie lebten. Das gelang ihnen über die Maaßen gut, z. B. eine Ente, die wie eine lebendige auf dem Wasser herumschwimmt, sich mit dem Schnabel die Federn putzt, untertaucht, als wenn sie fräße, schnattert u. s. w.; oder einen Vogelbauer, in dessen Boden eine Flötenuhr befindlich ist, und während diese spielt, bewegt sich der darin sitzende Kanarienvogel so natürlich, als wenn er lebte.

Bei den Verlegern

sind unter andern, nachstehende Werke erschienen.

---

v. Baer, Professor, K. E. Vorlesungen über Anthropologie zum Selbstunterrichte 1 Bd. (die vollständige Beschreibung des Menschlichen Körpers — und der einzelnen Theile desselben, so wie die Verrichtungen der letzteren enthaltend) mit einem Atlasse von 11 Kupfertafeln in Folio. 5 Thlr. 8 gGr. (10 Sgr.)

Barthold, Prof. K. W. der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In 6 Büchern dargestellt, 2 Bände. 5 Thlr. 20 gGr. (25 Sgr.)

v. Bohlen, P., das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. 2 Thle. gr. 8. 1831. 4 Thlr. 8 gGr. (10 Sgr.)

— — vermischte Gedichte und Uebersetzungen. 8. 1826. geh. 20 gGr. (25 Sgr.)

Ebel, J. W., die Weisheit von oben her. Predigten, nebst einem Anhange. gr. 8. 1823. 1 Thlr. 8 gGr. (10 Sgr.)

v. Eichendorff, Jos., Ezelin von Romano. Trauerspiel in 5 Aufzügen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gGr. (15 Sgr.)

Hagen, A., Gedichte. gr. 12. geh. 20 gGr. (25 Sgr.)

Hölty, L. H. C., Gedichte. Neu besorgt und vermehrt von J. H. Voß. Neue Aufl. mit deutschen Lettern. gr. 12. 1833. 18 gGr. (22½ Sgr.)

— — sauber cartonnirt. 21 gGr. (26 Sgr.)

— — Auf Velinpapier, schön gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 4 gGr. (5 Sgr.)

Kähler, L. A., sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum den Sohn Gottes. gr. 8. 16 gGr. (20 Sgr.)

Kawerau, P. F. Th., Wandkarte von Ost- und Westpreußen zum Schulgebrauch. 4 Bl. Nebst einem Namensverzeichniß ꝛc. 1832. 1 Thlr. 20 gGr. (25 Sgr.)

Sämann, C., Hauptregeln zur Erlernung einer deutlichen, einfachen und schönen Schrift. 2te Aufl. (Mit 41 Vorschriften.) Quer 16. geh. 20 gGr. (25 Sgr.)

Stagnelius, E. T., Wladimir der Große, ein episches Gedicht in 3 Gesängen aus dem Schwedischen übersetzt von O. Berg. 8. geh. 20 gGr. (25 Sgr.)

Voigt Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 1ster bis 6ter Band, und Karten. Mit Kupfern gr. 8 18 Thlr. 12 gGr. (15 Sgr.)

Schinne

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nösselt, Friedrich,

Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts

Bd.: 1

Königsberg 1834

Geo.u. 255 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429831-3